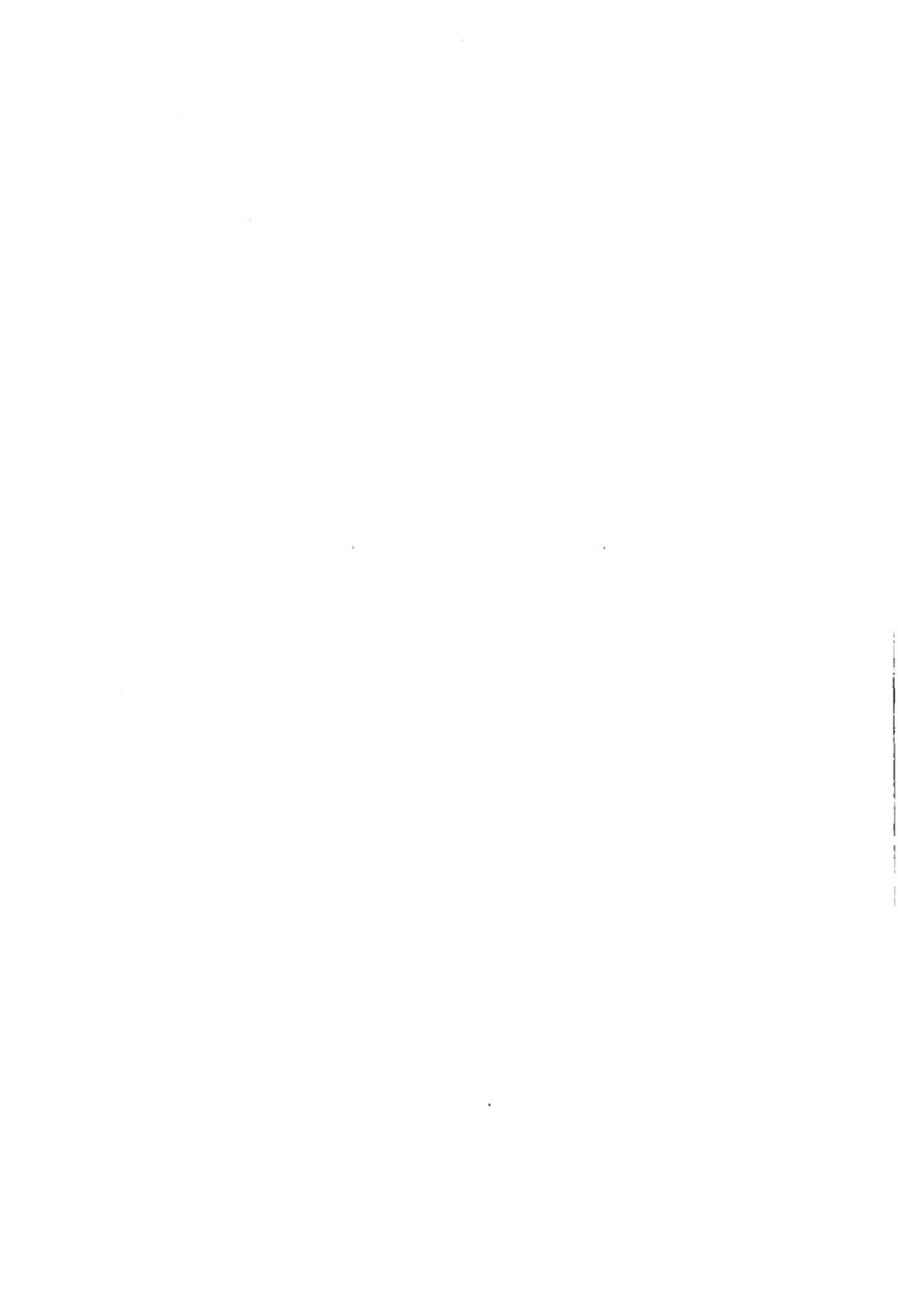


TE



PERIODICAL COLLECTION





**RUDOLF
ENGEL-HARDT**

**DIE
ZEUGKISTE
1924-25**

**KURIOSER ALMANACH
FÜR BUCHDRUCKER
BUCHFREUNDE UND
BUCHGEWERBLER**

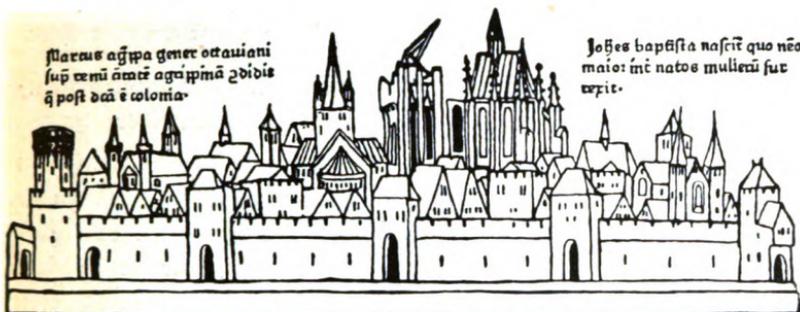
*

**VERLAG JULIUS MÄSER
LEIPZIG-R.**

**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
Dramatisierung und Verfilmung, vorbehalten.
Copyright 1924 by JULIUS MASER, Leipzig**



Künstlerholzschnitt von R. Lopus, Leipzig.]



BERÜHMTE BUCHDRUCKER · IHR LEBEN UND WIRKEN

III.

Heinrich Quentell

Von Museumsdirektor Professor Dr. ALBERT SCHRAMM, Leipzig

Der bedeutendste Buchdrucker der Frühzeit in Köln ist Heinrich Quentell, ein Mann von großem Unternehmungsgeist und seltener Energie, dem sich wenig Druckherren seiner Zeit gegenüberstellen lassen. Rund 400 Drucke sind aus seiner Offizin hervorgegangen, nicht gerechnet die Drucke, die er in fremden Druckereien auf seine Kosten hat herstellen lassen. Ist er doch nicht nur Buchdruckereibesitzer, sondern auch Verleger gewesen. Wann er geboren, wann er gestorben ist, können wir nicht mit Sicherheit feststellen. Es ist auch bei ihm, wie bei anderen berühmten Druckherren des fünfzehnten Jahrhunderts: wir müssen fast alles Biographische aus seinen Werken erschließen.

Geboren ist Heinrich Quentell in Straßburg. In Köln ist er von 1479 ab als Drucker nachweisbar. In diesem Jahre erschien der erste datierte Druck von ihm. Er ist aber zweifellos schon vorher dort tätig gewesen. Aus Schlußschriften seiner Drucke erfahren wir, daß er in dem Hause „Zum Palast“ gedruckt hat, das „apud summum“, also auf dem Domhof lag. Sein Schwiegervater hatte ihm

dieses Haus zur Einrichtung einer Druckeret zur Verfügung gestellt; später ging es durch Erbschaft an ihn als Eigentümer über.

Gewaltig sind die Bücher und Werke, die Heinrich Quentell in den ersten Jahren seiner Druckertätigkeit geschaffen hat. Schon die Summa Astesani stellt einen umfangreichen Folianten von über 500 Blättern, also von über 1000 Seiten dar; eine viel größere Leistung haben wir aber in den Quentell-Bibeln vor uns, deren Schaffung für immer eine Großtat ist. Hätte Heinrich Quentell auch nur diese seine Bilderbibeln herausgegeben, sein Ehrenplatz unter den deutschen Druckern des fünfzehnten Jahrhunderts wäre ihm schon dadurch gesichert geblieben. Was an Bilderbibeln vor dem Erscheinen der Quentellschen Folianten, also vor 1478, herausgegeben wurde, wurde völlig in den Schatten gestellt von diesen in niedersächsischer Mundart und in einer holländisch-kölnischen Ausgabe gedruckten Bänden der Heiligen Schrift. Keine Bibel vor ihnen hatte solch ansehnlichen Bilderkreis in solch großen Holzschnitten aufzuweisen. Ihr Einfluß ist deshalb noch lange Zeit nachweisbar; ja man spürt ihn noch in der Lutherzeit. Nicht weniger wie 113 Holzschnitte und vier prächtige, große Zierleisten schmückten die niedersächsische Ausgabe, während die holländisch-kölnische deren 123 aufweist.

Eine große Anzahl Werke hat Heinrich Quentell im Laufe der Jahre mit den Typen der Bibel gedruckt; im größten Teil derselben nennt er sich ausdrücklich als Drucker, was für die nähere Geschichte der Quentellschen Offizin für uns, die wir heute seiner Tätigkeit nachgehen, von besonderer Bedeutung ist. Daß Quentell neben seiner Bibeltype auch andere Typen mit verwandt hat, ist selbstverständlich. Eine Druckeret von dem Umfang, in der eine stattliche Reihe von weiteren Publikationen zwischen 1483 und 1488 erschien, konnte sich nicht auf eine Type beschränken, sie baute sich rasch aus.



hye begint dpe varend ouer dat boeck der hemelike apenbainge.

Johannes en apostell ende syn ewangelist van den heylighe viterwel-ende ouerelodich leiff ghebad in sinre leiffe dat hy an den auent er ten vp sinre boest ruste. End syn do hy by dem cruce stant: alleyn sin eygen in o der beual. End den als hy woldt bruelich halderde hem byffte gnenen to der vmbaninge der iunefschap ende gaff em to bewaren dpe iunefschowe. Ende deser boe by nu vmb dat wort gaeds en vmb dat genich ihesu crist in die insulen pathmos waer in dat ellidte gefane: dat van en selfs waer geschreuen dat voede wyde boeck Apocalipsis. dat is der hemelike apenbainge. op dat so in den anvanche des boecks Genesis dat vnuotcolike dghyn wort voegemercht. Dat oock also dat vnuotcolike ende doe die iunefschowe woede weder ghegeuen in dem boecke der hemelike apenbainge ipu kende. Ik byn alpha ende o: dat is die anvanche ende dat einde. Weser is Johannes die dar wulste end behante em to wiken tē dach sine eiganges van den licham. Ende byn to samen enp in epheso sin iunger- en gy

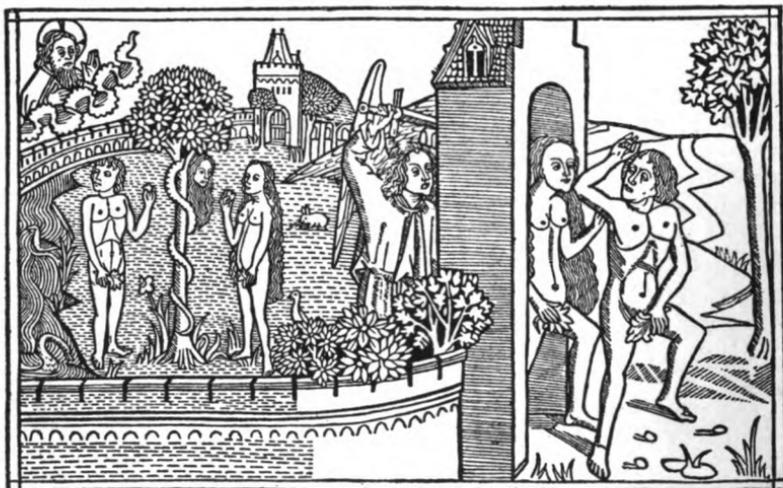
ge aff in die groue die stat sine grafs- en dd by volbracht had sin getet gaff by vp sinen geist: ende waer also vstwendich van dem sinert des doets: als wo vpl hy vrent is bekent van der verstantige dat vlep. Ende de schykinge deser scrift of de oemcange des boeks: wet darub van ons mit doe all dink vptgelachte. vp dat te vnoerend werbe gegesuen be gert to wt loek en- en den wtloekenden die vrecht der arbeit. en ga- de die lere der mysterlichop werde volbalde

De vorede byffe ein einde- ende beut an dat boeck der heymelike apenbainge.

Dar neste Capittel. Die hemelike apenbainge ihu xpi te god gaff apenbaer to make sinen knechtē die dingē die dar innoti sneliken geschien ende de hont die sinen engelē tē by sande sinen knechte Johann die dar gaff getuenschē tē woede gades. ende die gheymnisse ihu crist in all den die by sach. Wy is selich die daer list en daer hoer dese woede deser pappeien- ende beheit die dōnch die daer sint gescheuen in er: want die rijt is na Johannes ten seuen kerken die dar sin in aha. Ge nade is myt up en vrede van den die dar is ende die dar was ende de dar is tokomenbe



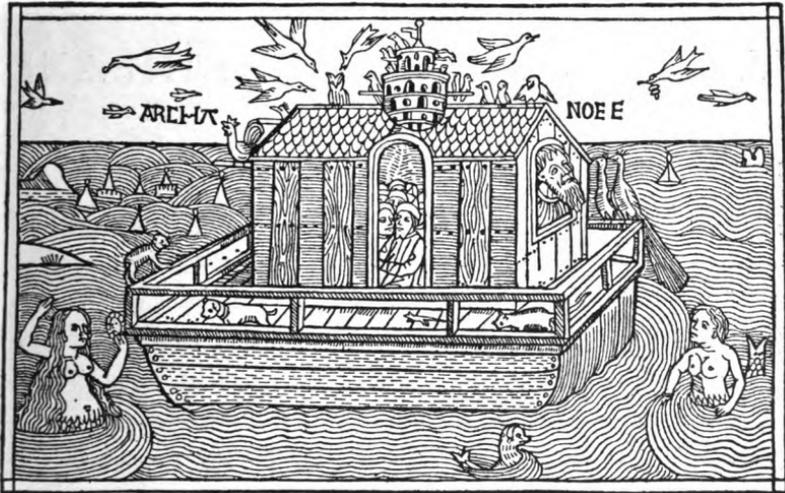
Einführungsholzschnitt zur Offenbarung Johannis



Quentell-Bibeln: Paradies und Vertreibung

Nicht nur in seinen Bilderbibeln finden sich Holzschnitte, sondern auch in einer Reihe anderer Werke, die freilich wenig von Bedeutung sind. Dagegen wäre die Schilderung der Tätigkeit Quentells für illustrativen Schmuck der Bücher unvollständig, würden wir nicht auf Quentells Titel-Holzschnitte hinweisen. In dieser Beziehung hat er in ungewöhnlichem Maße anregend gewirkt. Seine Holzschnitttitel, vor allem die Schülerszenen mit dem Lehrer, sind bald überall bekannt geworden und viel von anderen Druckern übernommen worden.

Bei der Bedeutung, die Köln in der Frühdruckzeit in religiöser Beziehung hat, ist es nicht verwunderlich, daß die meisten Drucke Quentells religiöse Stoffe behandeln, würdig der „hilligen“ Stadt Köln. An Köln erinnert auch die Stadtansicht aus Kolvevinds



Quentell-Bibeln: Arche Noah

Fasciculus temporum, ein Buch, das Heinrich Quentell dreimal aufgelegt hat.

Überblickt man das Werden und Wirken von Heinrich Quentell, so muß man diesem kölnischen Druckherrn der Frühdruckzeit uneingeschränkte Anerkennung zollen und auch seine Bedeutung für den kölnischen Buchhandel der ersten Jahre der gedruckten Bücher besonders hervorheben. Heinrich Quentell wird in der Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels als beachtenswerte Größe immer genannt werden müssen. Mit dem Tode Quentells im Jahre 1501 hört seine Offizin keineswegs auf. Quentells Erben führen die Firma weiter; im ganzen blühte die Offizin anderthalb Jahrhunderte, und auch dann noch blieb bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Name Quentell eng mit Köln verknüpft.

DER VERTAUSCHTE BUCHEINBAND

Ein Buchbinder in Paris hatte von einem bedeutenden Verlags-
hause, das sich der Herausgabe klassischer Werke widmet,
den Auftrag erhalten, eine Reihe von Exemplaren der „Pen-
sées“ von Blaise Pascal zu binden. Durch ein technisches Versehen
jedoch wurde in den für dieses Werk bestimmten Buchdeckel — es
handelte sich um einen Packen von 500 Stück — ein Buch von gleichem
Format, aber ziemlich leichtfertigen, ja man kann sagen, anstößigen
Inhalts eingebunden. Und da der Irrtum nicht gleich bemerkt wurde,
kam auf diese Weise, gewissermaßen unter der würdigen Protektion
des französischen Philosophen, das untergeschobene Buch zahlreichen
Jünglingen und jungen Mädchen vor die Augen, die den „Pascal“
zur Vorbereitung aufs Examen erstanden hatten und die nun die äußerst
lockeren Liebesgeschichten daraus mit Erstaunen und nicht ohne Ent-
zücken verschlangen. Das Amüsanteste an dem Falle aber kommt
noch: Als nämlich der Verleger, der alsbald auf den fatalen Irrtum auf-
merksam geworden war, um Reklamationen zu vermeiden, schleunigst
bei den Buchhandlungen herumschickte und sich zum Umtausch dieser
verkehrten Bände erbot, machte er die unerwartete Entdeckung, daß
sämtliche Exemplare des falschen „Pascal“, und zwar in unglaublich
kurzer Zeit, verkauft worden waren, und daß merkwürdigerweise
nicht ein einziger Käufer das richtige Werk reklamiert hatte.



Scherenschnitt nach dem Original von Walter Rosch, Leipzig

VON BÜCHERN

in Menschenhaut gebunden und anderen kuriofen
Einbandstoffen



Es ist schon immer ein besonderer Ehrgeiz der Bücherfreunde und Bücherjammler gewesen, Werke zu besitzen, die in sehr seltenes oder recht kuriofes Einband-Überzugmaterial gebunden wurden. In Leinen, Seide, Samt, Schwanleder, Bockleder, Kalb- oder Schweinsleder band man früher schon Bücher ein, während man in neuerer Zeit auch anderes hierzu verwendet. So berichtet der Kunstbuchbinder *Paul Kersten* in der „Heftlade“, daß er bereits 5 Bücher in Menschenhaut (in Eichenlohe gegerbt), einige in Affenleder (vom Pavian, Langschwanz-Affen, Makak und Vari), in Haifischhaut, Krokodillleder, Schlangenhaut, Haut der indischen Rieseneidechse und des indischen Riesenfroschs, in Klippfischhaut (getrockneter Kabeljau), die sehr haltbar sein soll, Kaninchenhaut, Hunde-(Dogg-)Leder, Dachsleder u. a. gebunden habe. Daß diese Einbandstoffe eine „stilgerechte“ Verwendung fanden, geht daraus hervor, daß die Art des Einbandstoffes in einen gewissen Zusammenhang zum Werke selbst gebracht wurde. Folgende Aufstellung beweist es.

Es wurden eingebunden: „Darwins Werke“ in Affenhaut; Pierre Lotis „Islandsfischer“ in Haifisch- und Klippfischhaut; Gerstäckers „Unter dem Äquator“ in Alligatorenhaut; „Die Eidechse“, Geschichte eines Pariser Modells, in Eidechsenhaut usw.

Dies ist zweifellos sinngemäß und nachahmenswert. Format, Farbe, Schrift und nicht zuletzt Einbandstoff vermögen sehr stark zur „Illusionierung“ eines Buches beizutragen. Man hat früher schon Anfänge nach dieser Richtung hin gesehen. So war eine Broschüre, die Buchdruckerlieder enthielt, mit einer alten wahrhaftigen Kolumnenschnur zusammengehalten. Gelegenheitsdrucksachen, z. B. Hochzeitslieder hat man wiederholt schon auf kleine Felle, Stoffe usw. gedruckt. Vielleicht ließe sich aber der von Kersten gewiesene Weg weiter verfolgen: so

könnte man etwa den Fliegerroman in Flugzeugleinen, die galanten Memoiren des Herrn X in seidene Unterwäsche, den Aufstieg der Tochter einer Waschfrau in Scheuerhader binden. Aber auch damit wäre nicht grundsätzlich Neues aufgebracht, soll sich doch in der vatikanischen Bibliothek in Rom eine lateinische Bibel befinden, die in ein Stück jenes Mantels gebunden ist, der einst vom *König Abgarus*, einem „Freunde Jesu“, getragen wurde. Dieser Legende gegenüber zeigt ein anderer Einband im Britischen Museum zu London höchst reale Wirklichkeit: eine griechische Kopie des antiken Romans „Der goldene Esel“ ist nämlich in die mit den Haaren gegerbte Haut eines Esels gebunden. Ein Buch, das die Lebensbeschreibung des berühmten Zwerges *Jeffery Hudson* enthält, ist in ein Stück einer seidenen Weste gefaßt, die ehemals Karl I. von England getragen; dieses Buch galt als große Seltenheit der Bibliothek George Napiers. *Mordaunt Cradlerode* umsegelte die Welt in einem und demselben Paar ziegenlederner Beinkleider. Sein Sohn, ein bekannter Bücherjammler, ließ eines seiner Lieblingsbücher in ein Stück dieser denkwürdigen, weitgereisten Hosen einbinden; es wird im Britischen Museum aufbewahrt.

So könnte man noch zahlreiche Beispiele mehr oder weniger „origineller“ und ungewöhnlicher Einbandstoffe aufzählen. Eine Umfrage in den Bibliotheken würde hier eine reiche und interessante Ausbeute versprechen. Es würde sich aber auch manches Werk finden, das empfindsame Menschen voll Abscheu, ja voll Grauen sehr bald wieder aus der Hand legen würden: Bücher in Menschenhaut gebunden.

Neben Trinkgefäßen oder Streufandbehältern aus Totenschädeln, Dekorationen aus Menschenknochen (wie zu Sedletz in Böhmen) oder Sätteln aus Menschenleder verwenden nicht bloß die Tibetaner Menschenhaut zum Überspannen von Tamburinen, sondern das in gegerbtem Zustande von Kalbleder schwer zu unterscheidende Menschenleder wird gar nicht so selten, als man denkt, zur Buchausstattung verwendet.

Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden mehrere Bücher mit Einbänden aus Menschenhaut ausgestattet und es wird kaum ein Märchen sein, wenn es heißt, vor einigen hundert Jahren habe ein thüringischer Fürst, anscheinend ein ausgeprochener Gemütsmensch, einen Handwerksburschen wegen Vagabundierens hinrichten und sich

in dessen Haut Bücher binden lassen. In einer Bibliothek befindet sich sogar die Lebensbeschreibung eines Mörders, die in die eigene Haut des Verbrechers gebunden ist.

Auch die Göttinger Bibliothek weist einen in Menschenleder gebundenen „Hippokrates“ auf. Der Bibliomane *Askew* ließ *William Robertsons* „Geschichte Kaiser Karls V.“ in Menschenhaut einbinden. *Prinz Eugen von Savoyen* („der edle Ritter“) war auch ein großer Bücherfreund, hatte aber nur Prachtausgaben in seinen Schränken. Zwei Buchbinder aus Peru mußten alles in roten Maroquin binden und reich vergolden; *Bonneval* behauptete von ihm, er ließe alles in Leder aus Spahi- und Janitscharen-Häuten binden.

Die französische Revolution machte schließlich eine schauerliche Mode aus den in Menschenhaut gebundenen Einbänden. Im Musée Carnevalet in Paris befindet sich beispielsweise ein Werk, das die Konstitution von 1793 umfaßt, in Menschenleder. Der französische Nationalkonvent soll die Gerberindustrie von Menschenhaut besonders gefördert haben (!).

Zumeist verwendete man die Haut hingerichteter Verbrecher, zuweilen auch die Haut amputierter Gliedmaßen. Seltener dürfte der Fall zu verzeichnen sein, daß jemand seine Haut „leßtwillig“ zum Bucheinbinden bestimmte. Und doch ist auch das schon dagewesen. Der Astronom *Camille Flammarion* besitzt angeblich einen Band seines Werkes „*Les terres du ciel*“, zu dem ihm eine schöne, ihn verehrende Gräfin ihre Haut leßtwillig vermachte.

Im allgemeinen wird man auf solche Einbände mit Dank verzichten; überhaupt scheint die Nachfrage nach in Menschenhaut gebundenen Büchern in Deutschland eine recht geringe zu sein, denn *Paul Kersten* erhebt immer mit einigem Nachdruck Anspruch darauf, der einzige Buchbinder zu sein, der eine kleine Anzahl Bücher in Menschenleder gebunden habe; es wird ihm freilich auch kaum jemand diesen Ruhm streitig machen wollen. Oder sollte neuerdings doch noch ein anderer mit ihm in Wettbewerb treten wollen? Im „Berliner Tageblatt“ wurde nämlich folgender geheimnisvolle Brief veröffentlicht, den der Dichter *Walter Mehring*, der ein Buch „In, aus und um Menschenhaut herum“ herausgab, bekommen haben soll: „Ich weiß nicht, ob es Ihnen be-

kannt ist, daß ich in Deutschland der erste und einzige bin, der Menschenhaut zu etwa sechs bis sieben Bucheinbänden als Einbanddecken verwendet hat. Ich habe die erhaltene frische Haut selbst gerben lassen und bin wohl ein genauer Kenner solcher. Es ist schade, daß ich nicht schon früher von der Herausgabe obigen Werkes erfahren habe, hätte ich doch einiges Interessante darüber Ihnen mitteilen können, was vielleicht in dem Werke hätte veröffentlicht werden können. Zurzeit habe ich noch ein Stück Menschenhaut da, und zwar das interessanteste Stück, das es überhaupt gibt: ein Stück Haut einer Frau mit den beiden Brüsten (folgt Zeichnung)... Es wäre famos gewesen, wenn dieses Stück auf dem Brochürenumschlag obigen Werkes abgebildet worden wäre.“ Der Dichter und die Schriftleitung hatten ernstlich gedacht, ein geistesgestörter Buchbinder habe dies geschrieben. Es scheint aber fast, als wäre der Schreiber der nämliche, der nun einmal seinen Ehrgeiz darin setzt, als Einziger Menschenhaut zu verarbeiten. Neger-tänze, Kehrlichtkunst, Menschenledereinbände — auch Zeichen der Kultur unseres Jahrhunderts.

R. E.-H.

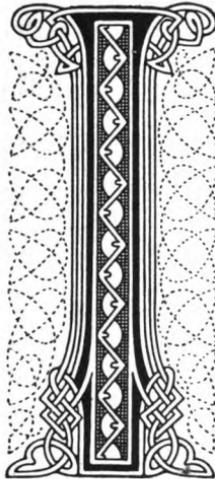




Drehbares Schreibpult aus dem 15. Jahrhundert

LEGENDE

GEGEN DAS BÜCHERVERLEIHEN



Im 7. Jahrhundert nach Christi lebte in einem irischen Kloster ein Mönch namens Kilianus, der weitberühmt war wegen der hohen Kunst, mit der er Bücher zu schreiben und wundervoll auszumalen wußte. Als er nun eines Tages fleißig an den Verzierungen einer Bibel arbeitete, die die schönste von seiner Hand werden sollte, vernahm er den mahnenden Ruf des Todes. So fromm und

gottergeben Kilianus auch war, so wollte er sich doch von dem köstlichen Schatz nicht trennen, dessen farbig-goldene Seiten in den letzten Sonnenstrahlen vor ihm aufglühten. Er barg das Buch in einer versteckten Falte seiner Kutte, in der er dann auch nach seinem Tode, wie es die Ordensregel befahl, bestattet wurde. Man fand das Buch nicht bei ihm, und so wurde es denn mit ihm zugleich begraben. Als nach drei Jahrhunderten die Gruft des Heiligen geöffnet wurde, da fand man das kostbare Buch von seiner Hand umklammert, und trotz allen Mühen gelang es nicht, den Band aus den steifen Knochenfingern zu lösen. Erst als ein feierliches Gelöbniß getan wurde, daß diese Bibel niemals verkauft, verliehen, verpfändet oder verschenkt werden solle, willfahrte der tote Kilianus dem Wunsche seiner lebenden Brüder, und so wurde das Buchwunder nun in der Bibliothek seines Klosters aufbewahrt. ✱

Die Legende, die hier zu Nutz und Frommen des echten Bücherfreundes wiedererzählt wird, enthält eine gute Lehre: Wenn einmal der böse Feind mit drohenden und verlockenden Worten den echten Bücherliebhaber zu zwingen sucht, ihm ein Buch zu leihen, dann denke er an diese Legende und an das feierliche Gelöb- nis, das allein das Wunder bewirken konnte, den heiligen Kilianus zum Herausgeben seiner Bibel zu bewegen.



Aus dem „Inselchiff“

Gesetzt aus Unzialfiguren der Erbar-Mediaeval I der Schriftgießerei Ludwig & Mayer

Frankfurt am Main

Das Buch der Wahrheit

Eine absonderliche Geschichte von ANNIE FRANCÉ-HARRAR



Schon die Art, wie ich den alten Mann kennen lernte, berührte mich wunderbarlich und geheimnisvoll. Es war auf einer Ferienreise in die fränkischen Wälder, und die Stadt, die ich nicht nennen will, war klein und alt und weltverschollen. Greisenhaft in sich zusammengeschrumpft schien mir auch die Handvoll menschlichen Lebens und kleinbürgerlich dumpfer Schicksale, die sie enthielt. Ich fand keinen Zugang zu der altväterischen Wesensart ihrer Bewohner. Ich selber empfand mich als so weit hergekommen, als so fremd und wissentlich anders, daß ich mich plötzlich sehr einsam und verlassen fühlte. Und da der Abend lang und regendunkel auf den stummen Gassen stand, machte ich mich auf und ging in die kleine Weinstube der Stadt, die einzige, die es gab, um wenigstens die verräterische Freundschaft des Alkohols zu suchen und meine Einsamkeit damit zu trösten.

Man beschrieb mir eine der übernächsten Gassen als dieses Ziel. Aber als ich hinaustrat, war es unter einem plötzlich einbrechenden Regenschauer so finster geworden, daß ich, der ich mit verzweifelter Ungeduld dahinlief, mich wohl irgendwo verirrt haben muß. Im strömenden Naß klirrte einmal ein unsichtbares Wirtshauschild bedrohlich über meinem Kopfe. Da und dort dämmerten düstere Hausdecken mir ungewiß entgegen. Aber es brannte keine Laterne. Nur von ferne sah ich in einer ganz menschenleeren und mir unbekanntem Gasse ein trübes und winziges Lichtlein schimmern.

In meiner Hilflosigkeit, von Nacht und Regen bedroht, eilte ich darauf zu. Es glomm aus einer Stube zu ebener Erde. Es schien ins Fenster gestellt worden zu sein, um irgend jemandem als Wegweiser zu dienen. Ich wagte es, an der Scheibe zu klopfen.

Einen Augenblick tauchte die schattenhafte Kontur eines alten Mannes hinter dem Lichtlein auf. Sie winkte mich herein, ohne ein Wort zu sprechen. Ich, in dem Glauben, durch einen unbegreiflich glücklichen Zufall vielleicht doch noch die Weinstube gefunden zu haben, folgte ohne Bedenken, denn ich war überaus froh, der nassen und finsternen Gasse, die sich in einziges unsichtbares Fließen und Rauschen verwandelt hatte, entronnen zu sein.

Der Flur war so dunkel, daß, während ich wie ein Blinder um mich tastete, mich plötzlich eine jähe und schreckhafte Angst befiel. Da kam mir, ich wußte nicht wie, mit einmal eine hagere und kühle Hand entgegen, die mich faßte und in die Stube lenkte.

Die war das Wunderlichste, was ich je von Stuben gesehen habe. Wie hoch sie eigentlich hinaufreichte, konnte ich nicht feststellen. Verdämmernd stiegen die Wände empor. Ich sah keine Decke, nur vom obersten Bord mächtiger Gestelle herab noch tief verschattete Bücherreihen. Auch unten, wohin der Lichtkreis der niedergedämpften Lampe noch fiel, waren Bücher an allen Wänden. Sonst nichts, als ein nicht allzu großer Tisch, ein paar Stühle von uralter Form, ein geschweiftes Stehpult, das mit Folianten belastet war.

Vor ihm stand, wie ein dunkler Schemen der alte Mann, den ich auch jetzt noch nicht deutlich erkennen konnte.

„Sehen Sie sich!“ sagte er leise statt einer Begrüßung. „Sie sind sehr durchnäßt. Sie müssen sich erst trocknen. Inzwischen können wir ja plaudern.“

Ich muß gestehen, daß vor dem alles beherrschenden Trieb, die Straße zu verlassen, bis jetzt jedes andere Gefühl geschwiegen hatte. Nun erst empfand ich etwas wie Beschämung und

Verlegenheit, so in ein fremdes Haus eingedrungen zu sein, das, wie ich ja auf den ersten Blick sehen konnte, das Zimmer eines Gelehrten und keine Weinstube war.

Ich wollte aufstehen, meinen Namen nennen, mich entschuldigen und bitten, wenigstens so lange hier bleiben zu dürfen, bis der Regen etwas nachgelassen hatte. Aber ehe ich noch etwas sagen konnte, winkte die hagere Hand aus dem Dämmer Schatten mir gegenüber schon ab. Ich gehorchte — ich stand unter einem lähmend dumpfen Bann, gehorchen zu müssen, so schien es mir wenigstens —, setzte mich abermals und schwieg.

„Ich kann mir denken, daß Sie nicht mutwillig an mein Fenster geklopft haben“, sagte die leise Greisenstimme wieder. „Bleiben Sie nur! Wahrscheinlich trieb Langeweile Sie auf die Straße.“

„Nicht Langeweile gerade — aber ich fühlte mich hier so allein — ich wollte...“

„Sie wollen morgen weiter wandern?“

„Mein Zug von der nächsten Bahnstation fährt erst Mittags. Aber man hat wohl noch drei Stunden bis dorthin zu gehen...“

„Und Sie haben keinen Gefährten?“

„Ich mag nicht plaudern, wenn ich wandre.“

Der Alte schien zu nicken. Undeutlich bewegte sich der Silberschein seines weißen Bartes. Einen Augenblick sah ich auch seine Augen aufblitzen, dunkle Augen in sehr tiefen Höhlen. Dann saß er wieder ganz still, ein Schatten in einem Schattenwinkel.

Wir schwiegen.

Mir war seltsam zu Mute. Ich fröstelte in meinen feuchten Kleidern und hätte gerne etwas Heißes getrunken. Aber wie konnte ich den alten Mann darum bitten! Einen Augenblick überlegte ich, ob ich mich nicht sofort aufmachen und in meinen Gasthof zurückkehren sollte. Aber der Regen draußen rauschte mit ungemildelter Wucht und Fülle. Gestehe ich es ehrlich, so

fühlte ich ein solches Unbehagen, mich dem von neuem aus-
zusehen, daß mir jedes Obdach dagegen wie ein Paradies erschien.

„Wenn Sie lesen wollen, hier sind Bücher genug!“ lud mich
abermals nach einer Weile die Stimme ein.

„Wenn es erlaubt ist.“ Ich stand auf und empfand die Be-
wegung wohlthätig. Das Frösteln ließ nach. Ich begann mich
etwas wie heimisch hier zu fühlen.

Hatte der Alte die Lampe, die sich nun in meinem Rücken be-
fand, etwas in die Höhe geschraubt, oder hatte er nur den Schirm
verschoben — mit einem Male schien es auch heller zu werden.
Oben über der Decke lagerten freilich noch immer Schatten wie
ein undurchdringliches schwarzes Tuch. Aber in der Höhe meiner
Augen unterschied ich doch Buchtitel neben Buchtitel und den
trüben Glanz alter, rötlich gebeizter Gestelle, die alle Wände
ausfüllten. Es schienen mir lauter sehr schöne Bücher zu sein,
gut gepflegt, alle einheitlich in Biedermeiereinbänden, mit hüb-
schen, zierlichen Goldbuchstaben. Bekannte und unbekannte
Namen mischten sich durcheinander. Ich griff endlich entschlossen
hinein und holte mir einen Schopenhauer „Die Welt als Wille
und Vorstellung“ heraus, eine frühe und offenbar seltene Aus-
gabe, denn ich hatte sie bis dahin noch nie gesehen.

Mit dem Buch kam ich wieder an den Tisch, setzte mich und
begann zu lesen.

Die lautlose und dunkle Stille, aus der ich nicht einmal das
Atmen des alten Mannes vernahm, ließ mich ganz in die mir
wohlvertraute Gedankenwelt versinken. Ich empfand wieder
jenes tiefe Ausgelöschtsein der Dinge um mich, das ich so sehr
liebe, und das die laute und heftige Alltäglichkeit meines Lebens
mir so selten gewährt.

Mit einmal erwachte ich wiederum gleichsam aus mir selber,
denn die unbewegte Stimme drang zu mir:

„Was lieben Sie an Schopenhauer?“

Ich sah etwas verwirrt auf.

„Ich? . . . Was ich an Schopenhauer . . . ? Ich glaube, seine große Klarheit, mit der er das Übersinnliche durchschaut. Und vielleicht seine schmerzliche Leidenschaft, mit der er alles Sichtbare in Stücke schlägt, um es als Unsichtbares neu aufzubauen. Und dann . . .“

„Sie glauben also, daß er die Wahrheit sagt?“

„Wie kann man daran zweifeln? Er erklärt doch das Welt-rätsel, indem er die Weltursache in den Willen verlegt.“

Mir war, als lächle der Alte, obgleich ich nichts sah und hörte.

„Er ist also das Buch der Wahrheit für Sie?“

„Das kann ich wohl sagen.“

Irgendwie empfand ich plötzlich wieder Angst. Mein Herz klopfte. Meine Augen schienen sich zu trüben. Von der unerkennbaren Decke des Zimmers sank Dämmerung wie ein düsterer Schleier. Die Lampe schien, ohne daß ihre Flamme sich irgendwie bewegte, langsam verlöschen zu wollen. Ich sah bestürzt um mich und wollte mich erheben, wollte flüchten aus einem dumpfen und sinnverwirrten Instinkt heraus. Da empfand ich den Alten hinter meinem Rücken.

Ich wandte mich um und starrte ihm ins Gesicht. Auch jetzt noch schien es schattenhaft und auf eine unbegreifliche Weise in sich selber zu zerfließen. Einen Augenblick glaubte ich das verformene, ehrwürdige Antlitz meines Großonkels zu sehen, so wie er sich manchmal über mich, den ganz kleinen Knaben, neigte. Dann war alles wieder fort und nur ein unbestimmtes Wogen und Gleiten blieb, das sich nicht erkennen ließ.

„Haben Sie keine Furcht!“ sagte die Stimme über meinem Haupt. „Aber ich will Ihnen etwas zeigen, etwas von jenen Dingen, die Sie ‚Wahrheiten‘ nennen. Vielleicht nützt es Ihnen, vielleicht nicht. Doch kann es auch nicht schaden.“

Ich wurde mit einem Male schwach und willenlos, so daß meine erhobenen Hände auf den Tisch zurücksanken und ich ganz still saß, nicht mehr von Angst gequält, vielmehr von einem tiefen und schmerzlosen Traum befangen, in dem man noch weiß, daß man träumt, und doch nicht den Wunsch des Erwachens fühlt.

In demselben Augenblick legten sich die zwei kühlen und hageren Greisenhände über meine Augen, die sich gehorham unter der Berührung von selber schlossen. Und die Stimme, die von ferne her wie über ein schweres, schwarzes Wasser zu meinem Ohre schwamm, sprach:

„Hier ist das Buch der Wahrheit! Erkenne es und urteile!“

Langsam erhellte sich die Finsternis meiner geschlossenen Augen zu einem unbestimmten Zwielficht, das zuletzt wie eine abgrenzende Wand, körperhaft und doch eigentlich körperlos, vor mir stehen blieb.

Umriffe formten sich davor, wurden fester und sicherer. Auf einmal sah ich meinen Vater, so wie ich ihn ehedem vor zwanzig Jahren, in den letzten Monaten seines Lebens, gesehen hatte. Er ruhte in seinem bequemen Stuhl, stützte die Stirn in die Hand, während die Linke wächsernbleich mit der Brille zwischen den Fingern auf einem halb aufgeschlagenen Buch lag, auf dem mit steifen, schwarzen Buchstaben stand: „Büchner, Kraft und Stoff.“ Mein Vater hob den Blick, auf seinem grübelnden Antlitz rang sich eine feste und zusammengerastete Überzeugung frei, und ohne daß ich einer Aufklärung bedurfte, wußte ich, daß für ihn dieses Buch „das Buch der Wahrheit“ gewesen war.

Dann war alles wie fortgewischt, und mein Großvater stand an derselben Stelle. Sein Gesicht hatte eine heitere Ruhe, hinter der verkämpfte Irrungen noch leise zitterten. Unter seinem Arm lugte ein Buch hervor, das er sorgfältig wie ein Heiligtum trug. „Kant“, las ich darauf, „Kritik der reinen Vernunft.“

Einen Augenblick schwindelte mir. Meine Zähne bissen sich übereinander, der Atem wurde mir eng. Dann kam wieder die große Demut eines unbedingten Gehorchenmüssens über mich. Ich sah die Gestalt meines Großvaters in einer grauen Nebelwolke zerrinnen und einen rotwangigen Mann mit üppigem Mund und breiter Stirn an seinen Platz treten. Das reiche Spitzenjabot floß über seine damastene Weste, der dunkle Atlas seiner Kniehosen gleißte, an seinem Finger prunkte ein schwerer, goldener Siegelring. Dieser ganze freundliche und wohlgekleidete Herr, der munter und lächelnd unter seiner schneeweiß gepuderten Perücke hervorsah, zog ebenfalls ein Büchlein aus der Tasche. Es war in roten Saffian gebunden, zierlich und mit breitem Goldschnitt. Da er es aufzuschlagen begann, sah ich den Autor. Er hieß Leibniz und darunter stand „Theodizee“.

Wieder ein Schwanken, Zerfließen und von neuem Körpergewinnen. Ich fürchtete mich nicht mehr, ich fühlte weder Schmerz noch Freude. Ich war wie eine Tafel, auf die eine unbekante Hand Zeichen schrieb. Aber ich wußte mit vollkommener Sicherheit, daß die Väter meines Geschlechtes da vor mir auftauchten, alle jene, denen auch ich mein Leben verdankte.

Der Mann, der nun vor mir in die steife Tracht des Barock gekleidet erschien, hatte ein hageres, gelbes Gesicht und sein düsterer Blick fladerte zwischen geröteten Lidern. Seine Hände dünkten mir von Ruß geschwärzt, sein Anzug lässig. Als er den Arm erhob, glitten aus einem zerlesenen Buch lose Blätter, die er, ängstlich um sich blickend, sofort wieder zusammenraffte. Aber dennoch vermochte ich zu erkennen, daß auf einem stand: „Die preiswürdige Alchemia vnd Kunst / Goldt zu machen“.

Der ihm folgte, war ein Reitersmann im schwedischen Spizenkragen und Lederkoller. Und hinter ihm reichte einer ihm ein Buch über die Schulter, das er demütig empfing, und mit härtigen Lippen küßte. „Des Martinus Lutherus teutsche

Bibel“ war in mächtigen, geschwungenen Lettern darauf geschrieben, und der sie zuerst in Händen hielt, hatte das schwarze Kleid und eifervolle Gesicht eines Predigers der neuen Lehre Christi.

Schneller drehte sich der Reigen der kommenden und schwindenden Gestalten. Ein hochmütiger Prälat im reichgestickten Sammetmantel, ein Vogt mit hartem Gesicht und zweifarbigem Wams, ein Handelsherr mit gefiedertem Barett und pelzverbrämter Schaub. Sie alle trugen die Bibel in verschiedenen schweren Folianten wie einen Schild vor sich her. Dazwischen drängte sich ein kleiner Handwerksmeister mit lahmem Fuß, wirrem Haar und schreckhaft verzüdktem Antlitz. Der hielt die Offenbarungen des heiligen Johannes empor, sein Mund öffnete sich, seine Augen rollten. Aber durch die Jahrhunderte drang seine längst erloschene Stimme nicht mehr zu mir, und er versank in dem Strudel des Gewesenen, der noch einmal vor meinem verschlossenen und innen gesenktem Blick emporstieg und wie ein Narrentanz meines eigenen Blutes war.

Als auch sie vorbeigeweht waren, erstand ein Mönch, fahlwangig, mit weltvergessenem Blick, der düster unter überhängenden Brauen hervorspähte, mit bleichen, knochigen Fingern, die mühevoll die Last eines gewaltigen Bücherstohes heranschleppten. Da die Rücken an mir vorbeigetragen wurden, las ich auf kunstvoll beschriebenen Pergamentschildern den Namen Thomas von Aquino, und ich wußte mir mit einem wehmütig lächelnden Mitleid die fahle Wange, das lebensabgekehrte Auge und die bleichen Hände zu deuten.

Und immer noch war kein Ende derer, die, stumm wie Hel den, verwirrt wie Toren, verstört wie Besessene, ihr Buch der Wahrheit mir entgegenhielten. Dem Mönch folgte ein Mann in wallendem, falschem Gewande, das ihm purpurn bis auf die Füße fiel. Das lichte Lockenhaar schimmerte in glattem Scheitel,

12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



1871

aber unter der scheinbaren Fröhlichkeit seines Mundes lag eine schwermütige und unbegriffene Trauer. Dann senkte sich das blondbewimperte Lid, und gesittet schritt er vorbei, halb Priester, halb Fürst, und dennoch wie einer, der irgendwie herausgerissen wurde aus sich selber und nun nie mehr den verschütteten Weg zu seiner einsam klagenden Seele finden kann. Er hielt ein Bündel mit krausem, fremdartigem Griechisch beschriebener Blätter und oben darauf, in einer bunt und zierlich geschweiften Miniatur, glänzte ein Wort: Aristoteles.

Wieder wogten Nebel, zogen Schatten. Aus der geheimnisvollen Wolke formte sich eine Gestalt, halb von einem Tierfell umgürtet, die Streitart an der Seite, riesig, mit den starken Schultern eines Bären. Sie trat wie aus Waldesdunkel in eine besonnte Lichtung, warf sich ins Gras und knüpfte von einer Faserschnur ein Bündel roh geschnittener Runenstäbe los. Mächtige Hände ordneten sie auf dem weichen Moosrasen und eine Stirne neigte sich aufmerksam über sie, gebräunt, aber eng und unregelmäßig, wie ein mit Budeln beschlagenes Schild.

Lange blieb es so, und mir schien, als müsse dieses Bild das letzte sein, dem keines mehr folgen könne. Und eine dumpfe Trostlosigkeit ergriff von mir Besitz, während ich diesen verschollenen Urahn betrachtete, der aus der Überfülle seiner Leibeskraft doch mit dem schwachen Lichtlein seines Verstandes bereits an die eberne Pforte des Ewigen und Niegewußten herantrat. Ach, alle schienen sie mir Verirrte, die den rechten Weg verloren, nein, die ihn vielleicht niemals gefunden hatten! Das Leid der jahrtausendelang Suchenden und zuletzt von einem Blendwerk ihrer eigenen Einbildungen Umstrickten überfiel mich wie ein ungeheurer Schmerz. Mein Blick verdunkelte sich und in dieser Dunkelheit verschwand alles. Selbst die zwielfichtbeschienene Wand war fort, und ich hatte das Empfinden, mit dem, was ich Erkenntnis nannte, und was mir in diesem Augenblick nicht

minder finnlös als das eben Gesehene schien, ganz allein und verlassen zu sein. Doch da wuchs es noch einmal vor mir auf, groß, einfach, dunkel vor einem dunklen Himmel. Einen Augenblick war es mir, als sei es der alte Mann, dessen Hände ich bisher über meinem Auge geföhlt hatte, und der nun andachtsvoll auf den sprühenden Glanz der wolkenlosen Sternbilder blickte, zu denen er das Haupt erhob. Die Finsternis kam wie Rauschen auf mich zu, langsam wanderten die Gestirne, und der Mann stand immer noch und reckte den erhobenen Arm feierlich zu den ewigen Lichtern der Natur empor.

Aber plötzlich war mein Blick befreit, ich erkannte die bisher unsichtbare Zimmerdede — nein, es war ja keine Zimmerdede, denn leise zog der Nachtwind über mich fort, und um mich standen Bäume, und die Sterne glitzerten lieblich auf dem nassen Pflaster der Straße.

Mit unaussprechlicher Verwirrung sah ich um mich. Aber ehe mein Auge sich zurecht fand, hörte ich Schritte. Ein Mann kam mir entgegen, die Gasse herab und wollte harmlos an mir vorbeigehen.

Ich rief ihn an.

Er blieb stehen, betrachtete mich prüfend und sagte freundlich: „Der Herr ist wohl der Fremde, der heute im roten Rock zu Abend gegessen hat, nicht wahr? Dann wärs aber besser, heimzugehen, sonst schließt der Wirt. Und die Totenweth da heraußen ist gefährlich. Hat sich schon mancher das Fieber hier geholt.“

„Ja ... aber ... wo ist denn das Haus? Ich war doch ...“

Der Mann lachte. „Haus? ... Mir scheint, der Herr hat ein Schöpple zuviel erwischt! Haus ist da überhaupt keins, nur Gärten und die Stadtmauer. Das letzte Haus haben sie vor siebzig Jahren hier abgerissen und es war nicht schade darum, denn es hat einem alten, verrückten Sonderling gehört.“

Um mich schwankte der Himmel und die Dunkelheit. Hatte ich geträumt? Oder fieberte ich wirklich?

„Wem hat das Haus gehört?“

„Mein Großvater selig hat ihn noch gut gekannt. Der alte Andreas Kranz hat er geheißten.“

Ich schrie auf. „Der alte Andreas Kranz...“

„Ja, warum...“

„Weil ich auch Andreas Kranz heiße... und weil ich...“

Der Mann trat näher an mich heran. Trotz des Aufruhrs in allen meinen Sinnen vernahm ich den veränderten Ton seiner Stimme: „Wenn der Herr... vielleicht... etwas... gesehen hat... so ist es besser, nicht davon zu reden. Vielleicht war der Alte einer von seinem Blut... und hat ihn vor etwas warnen wollen. Aber jetzt soll der Herr heimgehen. Es ist Zeit!“

Und ohne Umstände nahm er mich unter den Arm und zog mich fort. Ich brachte keinen Widerstand mehr auf. Mein Herz zitterte, meine Füße waren ungewiß, mein ganzer Körper von einer merkwürdig schlaffen Starrheit. Und nichts ist mir von diesem Heimweg, der mich wieder in den Alltag zurückführte, in Erinnerung geblieben, als daß die Sterne, die ewigen Lichter der Natur, langsam und tröstlich mitzuwandern schienen.



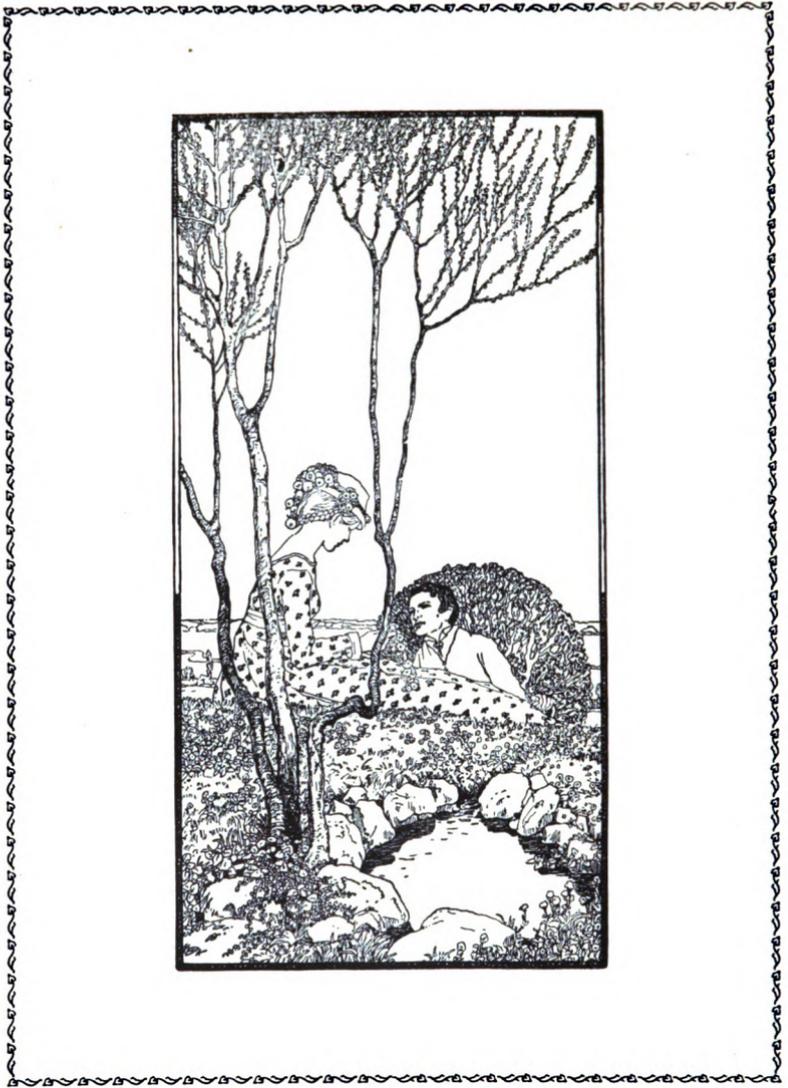
Künstlerholzschnitt von K. Lipus, Leipzig

zurückgelassen worden waren. Eine philatelistische Autorität, die die verschiedenen Abarten dieser Marken untersuchte, konnte auf der Rückseite nicht weniger als 78 verschiedene Kartenfragmente von ebenso vielen verschiedenen Kriegsschauplätzen feststellen. Die Papierchwierigkeiten kommen auch in den folgenden Ausgaben lettischer Marken zum Ausdruck. Nur die rote 5-Kopeken-Marke war auf solches *Landkartenpapier* gedruckt; zu den späteren drei Wertbezeichnungen war *Papier von Schulbüchern* benutzt worden, und eine weitere Serie von 9 Werten war dann gar auf *Zigarettenpapier* gedruckt worden. Zu mehreren der Ausgaben von 1919 und 1920 war wiederum Papier genommen worden, das auf der anderen Seite schon einmal benutzt worden war. Man kann hier *5-Rubel-Noten* des Soldaten- und Arbeiterrats von Riga erkennen, Banknoten der Bermond-Avalow'schen Verwaltung und 5- und 10-Rubel-Banknoten der Sowjetregierung.

Bücher nach Maß

Ein gewisser General-Pachter namens Bourvalais hatte sich kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, *l'Appartement de Monsieur* auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. Einen Büchersaal? sagte Herr v. Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfangen? Um Vergebung, antwortete der Baumeister, ein Büchersaal ist eine ebenso notwendige Piece in dem Hotel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapiserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeikommen. Meß' er die Höhe und Länge dieser Tabletten, sagte Herr v. Bourvalais, und bestell' er mir so viel Ellen Bücher als er nötig hat; aber daß sie alle aufs magnifikste und nach der neusten Mode eingebunden seyen! Versteht er

mich? — Der Tapezierer nahm sein Maß und ging zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters soundso viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem ers zu tun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heilige Charwoche (*la Semaine sainte* genannt), die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war, so lieferte er dem Tapezierer unter anderen auch ein paar Schock Ellen *Semaines saintes* ab. Die Bücher machten in ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr v. Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war, und nichts Angelegeneres hatte, als jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genau hinsah, so waren die Oktav-Bücher mit lauter Heiligen Wochen angefüllt.





*„Seid Idealisten bis ins Greifenalter,
Idealisten, die eine Idee verfolgen,
dann erst habt ihr gelebt und die
Welt schreitet vorwärts.“*

Paula Modersohn.

HEINRICH VOGELER

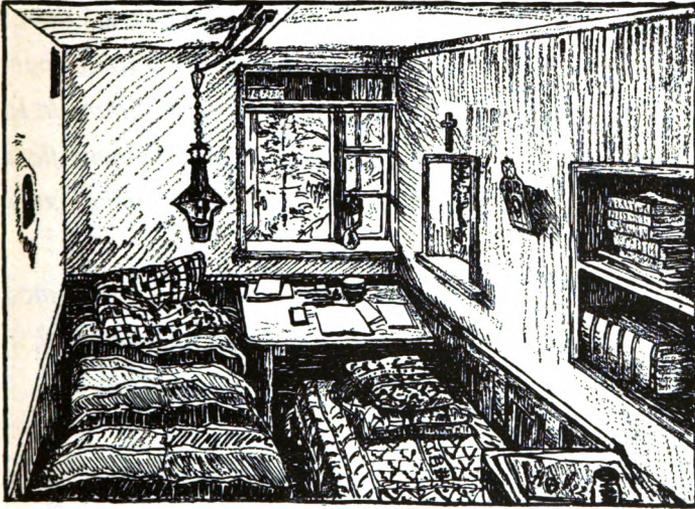
Er allein blieb in Worpswede zurück von jenen fünf Malern, die man seit mehr denn einem Vierteljahrhundert die „Worpsweder“ nennt. Er sah das Dorf wachsen und wuchs selbst hinein, immer tiefer, und baute sich draußen, am Fuße des Weyerberges sein Heim nach seinen Wünschen inmitten eines großen, schönen Gartens. Bis der Krieg kam und Vogeler hinaus mußte. Auf- und wachgerüttelt hat ihn der Sturm, innerlich und äußerlich gewandelt kehrte er nach vier Jahren zurück.

„Wir brauchen keine Träumer mehr, nur noch werktätig Schaffende!“ Wie er selbst sich änderte, so ändern sich auch die Wege seiner Kunst. An unzähligen schwarzen und farbigen Zeichnungen aus den Kriegsjahren, die den Künstler nach Südrußland und der Bukowina brachten, läßt sich die Abkehr vom Alten genau verfolgen. Die Linie wird groß und eckig zusammenfassend, mit der Rohrfeder entstehen von nun ab seine Zeichnungen. In den Gemälden werden die Farben immer intensiver und erinnern an die Arbeiten eines van Gogh.

„Barkenhoff“, sein Heim, muß sich eine Säuberung gefallen lassen, nach der nicht mehr viel als die weiß gekalkten Wände übrig bleiben. Aller Luxus der Vorkriegsjahre ist verschwunden, der Hof wird zur kommunistischen Arbeitsgemeinschaft ausgebaut, ihm angegliedert eine Arbeitsschule der I. R. H., in welcher dem Kinde, bei der größtmöglichen Einfachheit, gezeigt werden soll, zu einem neuen Sein zu gelangen.

In der Diele des Wohnhauses entsteht eine große, farbige Komposition „Das Werden des Menschen im Kosmos“, die den Raum sehr stark belebt.

Vogelers einfaches Arbeitszimmer liegt im Bienenhaus, dort zeichnet und malt er in der Nähe seiner Bienen, deren Leben und Treiben zu beobachten, er nicht müde wird.



Heinrich Vogeler's „Arbeitszimmer im Bienenhaus“
in Worpsswede

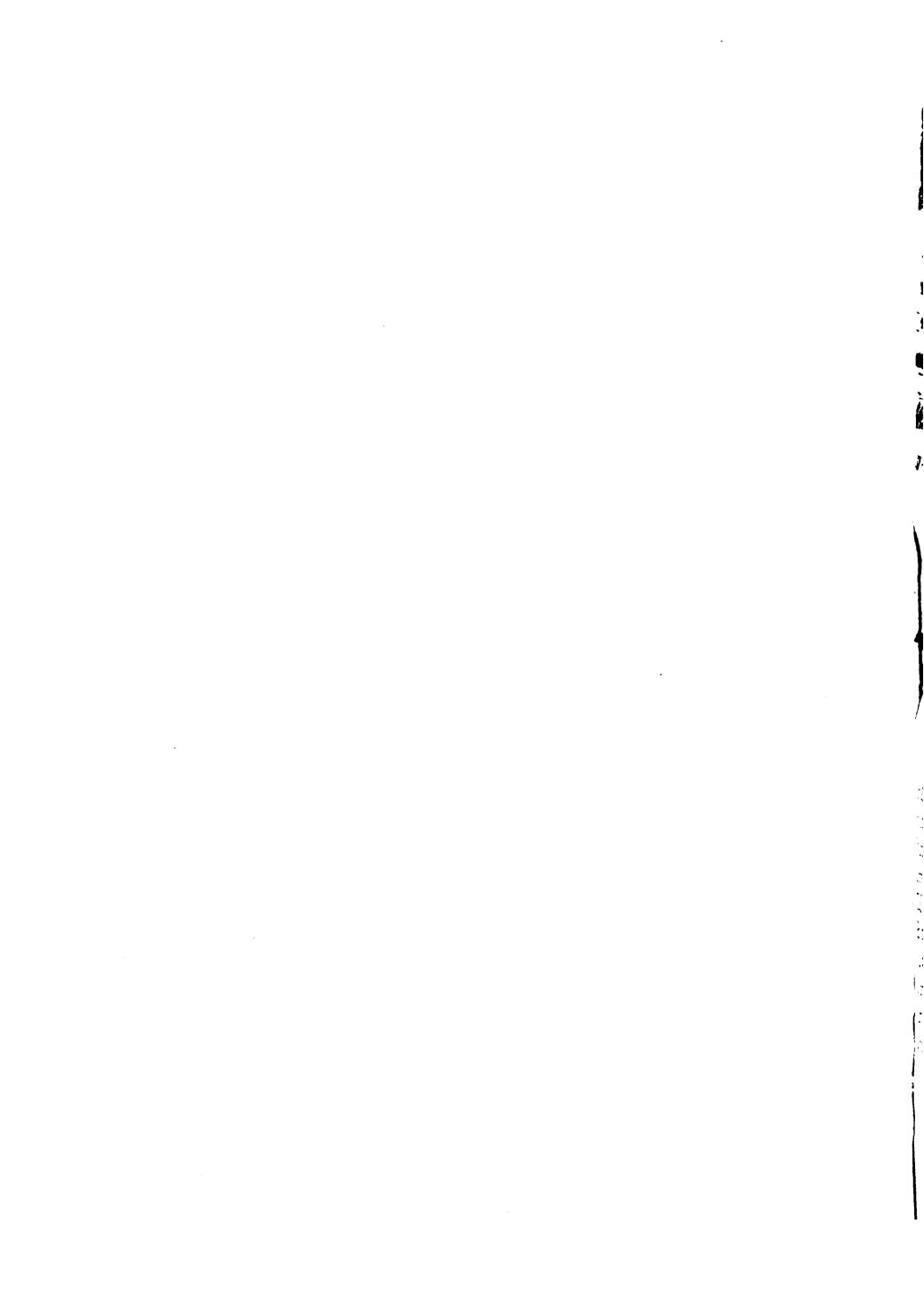
Die Reproduktion der Zeichnung geschah mit gütiger Erlaubnis des Künstlers.

Im Frühjahr 1923 wurde der Maler nach Rußland gerufen, um als künstlerischer Organisator und Illustrator in Moskau zu wirken. Dort wurden dieses Jahr in einer von der I. R. H. organisierten großen Ausstellung seine Arbeiten gezeigt, die einen äußerst interessanten Überblick über den Werdegang Vogelers, sowohl als Maler, wie auch als Graphiker gewährten. In Rußland entstanden neue Gemälde und Kompositionen; sie versuchen uns einen Einblick in das russische Volksleben zu vermitteln.

Wir hoffen, daß es dem Menschen, wie dem Künstler möglich sei, nun er wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist, noch manche seiner Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen.

P. H. Schultfies.







Eine historische Erzählung aus der freien Reichsstadt Nürnberg

Von RUDOLF ENGEL-HARDT, Leipzig

Eine stürmische, schwarze Novemberrnacht. Um die Türme und Mauern der wehrhaften Stadt Nürnberg brauste der Herbststurm. Die Luft war erfüllt von einem Stöhnen, Ächzen und Heulen, als wenn die Verdammten der Hölle losgelassen wären, um die Menschen zu schrecken und zu ängstigen. Durch die langen Wehrgänge der Stadtmauer jagte der Sturm, fuhr durch die Schießscharten, rüttelte an den starken, eisenbeschlagenen Toren, daß die Schlösser krachten und die Türen sich kreischend in den Angeln drehten. Er piff schneidend um die trostigen Türme, schüttelte die letzten welken Blätter von den Bäumen, die sich unter dem Ungestüm des Sturmes beugten und ächzten. Siegel

fausten auf die Straße und zerbarsten oder versanken klatschend im Rot. Hoch oben am Himmel jagten schwarze Wolkenmassen. Sekundenlang zeigte sich der Mond inmitten zerflatternder heller Wolkenfäume, dann war die Nacht um so finsterner. Drohend und schrecklich klang das Höllengewinsel, das Rauschen und Brausen. Zuweilen erhob sich das Heulen des Sturmes zum Getöse, dann rüttelte es um so heftiger an den Fenstern, als wollte der Orkan die hölzernen Laden abreißen. Es schlug an Türen und Tore, und über die Dächer jagte es wie eine Meute von Unholden, die ihren Herrensabbat feierten. Hin und wieder judte ein Bliß. Sekundenlang war alles tageshell in weißlich-grünes Licht getaucht, dann schmetterte das Krachen des Donners kurz hinterdrein, wolkenbruchartig rauschte der Regen hernieder, prasselte auf die Dächer und verstärkte den nächtlichen Spuk zu einem ungeheuerlichen Tanz des Satans und aller Bösen.

Die Stadt war wie ausgestorben, nur selten hörte man den Schritt bewaffneter Ratsdiener, die ihre Runde machten. Nirgends eine Leuchte vor den Häusern. Manch ehrsamere Bürger mochte bei solchem Aufruhr der wütenden Elemente nicht die ersehnte Ruhe finden, und manches Gebet stieg auf, um den Bösen zu bannen.

Inmitten der Stadt überbrücken zwei steinerne Bögen die Pegnitz. Hinter einem der winzigen Fenster des seltsamen Gebäudes brannte noch Licht. Schrecken und Grauen waren unlösbar mit dieser einsamen, gemiedenen Behausung und ihrem einzigen Bewohner verbunden, denn der in diesem gedeckten Steg mit dem massigen Turm nach der einen Seite zu wohnte, war der Nürnberger Henker Caspar Neidhardt. Über die steinernen Bögen des „Henkerstegs“, des Wahrzeichens einer schauerlichen Tätigkeit, war der Scharfrichter manchmal zu seiner blutigen Arbeit vor das Frauentor, nach dem Rabenstein hinaus gewandert. Er war ein häßlicher, rothaariger, langer Kerl, der

„dürre Caspar“. Mit niedriger Stirn, breiten Backenknochen und unregelmäßigem Gebiß schien er in abscheulicher Groteskheit wie aus Holz zurechtgehauen zu sein. Beim Fladerschein eines kleinen Lämpchens saß er an einem klöbigen Holztisch und stierte verbissen vor sich hin. War er auch ein harter, blutgewohnter Mann, so war sein Beruf ihm doch nachgerade zuwider geworden. Hatte „Frannzn Schmidt“, sein berühmter Vorgänger, 43 Jahre lang sein Amt als Scharfrichter ausgeübt und Hunderte (oft Unschuldige) mit teuflischer Lust, später gleichmütig mit verhärtetem Herzen ins Jenseits befördert: er haßte sein gräßliches Gewerbe, wäre viel lieber „Gastgeb“* gewesen. Als Nachrichten zählte er zu den Unehrliehen, jeder mied ihn, in der Kirche hatte er seinen abgesonderten Platz, genau wie in der Trinkstube, wo sein Becher mit einer Kette an der Wand befestigt war. Als Scharfrichter war er ein Ausgestoßener, mußte sich vor dem Eintreten zu erkennen geben, durfte nicht murren, wenn die Gäste ihm Eintritt verweigerten. Kein Weib hatte ihn gemocht, die Kinder flohen vor ihm, die Bürger wichen scheu vor ihm aus.

Seufzend stand er auf, um sein hartes Lager aufzusuchen. Aber gerade, als er sein Lämpchen löschen will, klopft es, erst leise, dann derber, schließlich mit Angestüm an das Thor.

Was will man von ihm zu so nachtschlafender Zeit? Soll er ein geheimes Urteil vollstrecken, eine Unholdin, der Hererei überführt, in der Pegnitz ertränken? Fluchend öffnete er das Fensterchen und schaute hinab. Beim jähen Ausleuchten des Blickes erkannte er einen Landsknecht, der draußen stand, ganz durchnäßt.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“

„Kennst' mich nicht mehr, Caspar, deinen Bengelmeister Balthasar, als du noch drüben in Hersbrud das ehrsambe Handwerk der edlen Druderey übtest? Komm herab, alter Kumpan, möcht' mit dir reden!“

* Wirt.

Das finstere Gesicht Neidhardts überslog flüchtig ein Aufleuchten. Er stolperte die finstere Treppe herab und gab dem Draußenstehenden die Hand. „Ach, Ihr seid der Balthasar, wie mir scheint, Prosoß vom Landsknechtsföhnl? Scheint's, als frumber Landsknecht zufriedener denn als rechtschaffener Druckergefell? Kommt herein — wenn Ihr zu einem Unehrliehen kommen mögt . . .!“

Bald saßen die beiden Jugendkumpane in eifrigem Gespräch, und der alte Buchdrucker-Wandspruch in der Hersbruder Offizin

„Wenn die Gesellen nicht täglich nezen“
„So können sie nicht druden noch setzen!“

wurde alsbald zur Lat. Beim Trunk ward manch derber Spaf mit den Kornuten, den Hörnerträgern* aus der Vergangenheit ausgegraben, die Zunftspäße und Narreteyen, Zechgelage und vieles andere aus einer glücklicheren Zeit des Caspar Neidhardt.

„Wie aber kommst du zu mir und umb solche Zeyt?“

Balthasar Ulrich rückte näher an den Hentler heran und begann geheimnisvoll: „Hab' ein Erlebnis gehabt, das mir vielerley Gedanken gemacht. Wußt' schon lange, daß manche der frumben Landsknechte unterm „Krebs“** oder als Skapulier ein Zettleyrn tragen, umb hieb- und stichfest' zu sein. Haben gläubig ein Papier unterm Wams auf der bloßen Brust, mit Bibelsprüchen und frumben Wünschen. Hatt' auch einer in einem Federkiel, ein anderer in einer güldengefaßten hohlen Haselnuß ein Papierstreifleyrn mit dem Evangelium Johannis in kleinster Gschriff. Macht ihn ebenso fest wie anderer Zauber.“

Neidhardt horchte erstaunt auf. „Müßt' nicht solch ein Papier geweiht sein?“

* Kornuten (von cornutus = Hörnerträger) sind junge, ausgelernte Buchdrucker-gehilfen, die noch nicht die Ehren und Rechte eines zünftigen Gesellen besaßen.

** Garnisch.



Der Henkersteg zu Nürnberg



„Freilich! Solch einen Zettel legen sie heimlich unter die Altardecke und wenn der Priester drey mal die Messe darüber gelesen, dann ist's geweiht.“

Der Henker lachte. „Dacht' mir's doch. Muß wahrhaftig immer ein Pfaff' im Spiel sein, wann's helfen soll!“

„Gewiß Caspar“, schob eifrig der Landsknecht ein, darumb nehmen auch etlich' andere beym Abendmahl die Hostie heimlich auß dem Munde, stecken die Oblade in eine Wunde unter die Haut und lassen's zubeulen. Sind fest, bei Gott!“

„Ich hörte von Münzen und Kräuterbeutelchen, so auff der Brust getragen, aber von solcher Zauberey? Was soll überhaupt ich mit solch weibischem Geplärr? Meine Leute sind nicht ,fest', selbst wenn sie solch ein Blättleyn hätten; gehen alle hinüber in Satans Reich“, lachte roh der Henker und schlug auf den Tisch, daß die Holzbecher erschreckt hochsprangen. Und wie das Hohn gelächter der Hölle geister klang von draußen das Heulen des Sturmes zu ihnen herein.

Der Profosß blickte scheu um sich und lauschte dem Rauschen der Wassermassen, die die Pegnis unter dem Henkersteg hindurch wälzte. „Gebt nur erst acht, Caspar. Hatt' also ein Vered' mit einem auß einem fremden Hauffen, der wollt' ,fest' sein, weyl er am linken Arm ein Zettley n trug mit einem frumben Spruch und einem Tropfen Blut von einem Gerichteten. Wenn der Bürgengel des Todes in den Lüften schwebete, dann sey er gesept. Hätt' viele Schlachten und Gesechte mitgemacht, sey ihm nie auch nur ein Härleyn gekrümbt worden... Dacht' gleich an dich, Caspar, könntest dir ein wenig Gschriffst besorgen und solche Zettley n druden. Dann ein wenig Blut dran geben; es ließe sich manch guter Bazen verdienen. Hier hab' ich etlich Zettley n abgeschrieben.“

Unter der edigen Hirnschale des Henkers blißte ein Gedanke auf. Die unklaren, vielfach zusammenhanglosen Worte und ab-

gerissenen Säße des Landsknechts nahmen greifbare Formen an. Blutfled von einem Hingerichteten? Bah, mußte ja nicht gerad' das sein. Wo das Volk so schon oft für den Hinzurichtenden Partei nahm, ihm den Kopf hielt, wenn einer zum Richtplatz geschleift wurde. Würde man ihn nicht zerreißen, wenn er sich noch am Gerichteten zu schaffen machte? Blut ist Blut, ein Hähnchen tuts auch. Neidhardt hatte zudem arge Scheu vor den Gerichteten. Aber eine undeutliche Vorstellung von einem großangelegten Betrug wuchs in ihm hoch, ein Betrug, der ihn zum wohlhabenden und vielleicht wieder zum redlichen Manne machen konnte. Gewaltsam meisterte er den Aufruhr in seinem Innern und meinte gleichmütig: „'s ist immerhin ein Plan. Müßtest mir schon Lettern, Papier, Rienruß und eine kleine Presse verschaffen; 's müßt aber unter uns gehymb bleiben. Gebt auch Euer Geld mit dazu, wir teilen den Gewinnst . . . Wer aber soll diese Zettel verkauffen?“

„Da wüßt' ich Rat. Der Jude Samuel alhie, der kaufft ganz sicher welche, auch der Süßheymer; 'sind in jedem Lager zu treffen, feilschen und machen große Geschäft. Die werden sie vertreyben; bestimmt auch fahrende Scholaren und Magister.“

„Und wann die Zettel nicht helfen? Wird man uns nicht heranziehen und stäupen?“

„Es muß eben geheymb bleiben. An dir wird sich auch so leicht keiner vergreifen, Caspar, denn du bist geächtet. Darumb aber kannst du auch in Ruhe die Zettel drucken und ich werde dir helfen, wann ich nur immer frey bin.“

Noch lange besprachen sich die beiden Männer in dieser dunklen, stürmischen Nacht. Die abergläubischen Vorstellungen, die sich von der einen Seite an solch seltsame Talismane knüpften, die Gier nach Gewinn und Gold auf seiten des andern, die Pläne, die ihnen großen Reichtum versprachen, alles dies gewann Herrschaft über die beiden, und der seltsame Aufruhr froh-

lodender Erregung zeichnete sich auf ihren, vom flackernden Scheine des Lichts gespenstisch überstrahlten Gesichtern ab.

Der Sturm hatte ausgetobt. Ein gleichmäßiger Regen ging in Strömen hernieder, weichte Wege und Straßen zum Morast auf. Schon brach die Morgendämmerung herein, bläuliches Zwieliht verbreitete sich und vertrieb die Nacht mit ihren Schatten und Schrecken in die Winkel: da erst trennten sich die beiden Männer, der Profosß und der Henker, einstens beide „ehrsambe“ Gefellen der schwarzen Kunst zu Hersbrud.

* * *

Ein eisiger Dezemberwind pfiß frühmorgens durch die Gassen und Straßen Nürnbergs. Die dünne Eisedede der Pfützen trachte unter den Tritten der Vorübergehenden. An der Pegniß entlang strebte ein Landsknecht eilig dem Henkersteg zu: Balthasar Ulrich. Hastig stürmte der Profosß die Treppe hinauf nach dem Wohnraum des Scharfrichters; fand den Raum jedoch leer. Aber aus der geöffneten Falltür, die zum Keller im Turm führte, drang jetzt deutlich ein Rollen und Knarren heraus, welches besagte, daß Neidhardt schon früh am Tage am Werk war. Vorsichtig tastete sich Balthasar die steile, ausgetretene Steintreppe hinunter. Während draußen ein scharfer Frost herrschte und unfreundliche Kälte Tor und Wohnraum erfüllte, schlug ihm aus dem Keller eine angenehme Wärme entgegen.

„Ich bin's, Caspar, Euer Kumpan!“ Damit betrat Ulrich jenen unterirdischen, düsteren, gewölbten Raum mit zwei kleinen stark vergitterten Fenstern nach der Pegniß zu, von denen das eine den Blick auf den mächtigen Mittelpfeiler des Stegs freiließ. Im Sommer mochte der jetzt dürre entlaubte Baum vor dem zweiten verhängten Fenster mit seinem Grün den Ausblick erheblich verschönen. Bei dem spärlichen Licht arbeitete Neidhardt an der mächtigen alten Druckerpresse, die mitten vorm

Fenster stand und die versteifenden Schrägstangen nach der Decke des runden Gelasses streckte.

„Ach du bist's, Balthasar? Sey gegrüßt!“

„Möchtest aber doch lieber das Tor verschlossen halten, Caspar. Es würde viel Gered' und ärgerliche Befragung geben, merkte man, daß Nürnbergs Henker der edlen Druderey kundig. Könnt' auch einen bösen Prozeß wegen Zauberey geben.“

„Hast schon recht, Balthasar, doch glaub mir's, es wird kaum jemand in dies finstre Loch gehen, den Henker zu suchen.“

„Hast dir ja deine Werkstatt ganz fürtrefflich hergerichtet. Ich hätt' selbst gleich Lust, mit zu schaffen.“ Der Profosß schaute sich um.

Auf einem selbstgefertigten rohen Gestell ein alter Sektasten, auf einem anderen, niedrigeren, eine Wanne zum Feuchten des Papiers und in der Mitte des Raumes die alte, notdürftig hergerichtete Holzpresse. An einer Seite des Kellers waren zwei eiserne Ringe in die Wand eingelassen. Welchem Zwecke mochte wohl dieses unheimliche Geläß einstens gedient haben? Daß es jetzt einen fast freundlichen Eindruck machte, war wohl in der Hauptsache dem Feuer zuzuschreiben, das unter einem kleinen Herd lustig knisterte und prasselte und wohlthuende Wärme verbreitete.

Balthasar rieb sich die steifen Hände. „Mit der Weinpresse wär's wohl nichts geworden, Caspar? Ich war froh, als ich durch den Trödler Pfinzing diese alte Presse für zwei Gulden bekam. Sie hatte schon viele Jahre aufgedient, stand auf dem Speycher, ganz verstaubt, soll übrigens noch auf der Offizin Robergers stammen.“

Das spärliche Licht, das durch das vergitterte Fenster hereinfliel, schien auf die Form, zwei kleine Säße, die Neidhardt mit einem ledernen Ballen einfärbte und dann auf gefeuchtetes Papier abdruckte. „In Hersbrud war freilich leichter Hantieren. Der



R.
ENGEL
HARDT

Karren geht arg schwer und zieh' ich den Bengel herüber, so meynt man schier, das ganze Gerüst wollt' bersten. Die Blättleyn schau'n aber auch darnach auß." Caspar lachte. „Na, das Sprüchleyn wird auch so wirken.“

Der Profosß betrachtete mit sichtlichem Interesse, während ein Lächeln der Befriedigung seine Lippen umspielte, einen der gedruckten Zettel. „Ach so, richtig, weshalb ich komme, Caspar, ich brauche an 300 Blättleyn. 's ist große Nachfrage beym Haußen gewesen, hab auch schon einen Magister und zwo fahrende Scholaren gedungen — außer den Juden. Ist manch guter Bazen abgesprungen . . . Da, schau her!“ Triumphierend hob er einen ansehnlichen Beutel hoch und ließ ihn auf den Tisch fallen. Ein metallisches Klirren verriet, daß kein schlechter Inhalt den Beutel füllte.

„Poß Teufel!“ Neidhardt ließ den Bengel fahren und griff gierig nach dem Beutel. „Gut, wollen sogleych den Gewinnst teilen; es bleibt dabei: halbpant. Ich drud' die Zettel und du vertreybst sie!“ Es war ein ansehnlicher Betrag, den Caspar zunächst einmal unter einem Brett der Diele in Sicherheit brachte.

„Weißt' denn schon, wie die Blättleyn heißen?“

Caspar blickte fragend auf.

„Wir heißen sie, Passauer Zettel'. Die Passauer Kunst ist wohlgeschätzt unter den Landsknechten, dieweyl sie festzumachen weiß, weshalb ich unsere Zettel so nannte. Was meinst du wohl, wie neulich der Jude Samuel im Lager seinen Stand aufmachte mit den Folianten und wahrhaftigen Beschreyhungen großer und schrecklicher Wunderzeychen', den Blättleyn, so vom ‚Fluchteufel', und ‚Hosenteufel' und vom ‚Eheteufel' berichten und schließlich unsere ‚Passauer Zettel' anbot? Hatt' kaum die ersten verkaufft, so wollt' alles ‚Passauer Zettel' haben. Wir müssen aber etlich Sprüchleyn wählen. Die frumben sind ja die besten, es frugen aber einige alte vom Fähnli, die weit herumgekommen

waren, nach solchen, wo man den Teufel zuhülfe rufet. Hab' überall herumgefragt, bis ich die Wörtleyn wußt'. Hier find zwo, möchtest auch solche druden." Er faltete ein Blatt Papier auseinander und las:

¶ Segen zum Festmachen.

**„Teufel hilf mir, Leib und Seele geb ich Dir'.
+++ Satan, Gott, Juba',
„permitteure, necesse est, oportet“.
Magel der erste ist mein Schutz'.**

„Darunter müßt' links das Blut kommen und rechts soll der Namen eingeschrieben werden können.“ Er reichte dem Henker den Zettel. „Hier ist dann noch einer“:

¶ Segen zum Festmachen.

„O Satan, ich will Dir dienen, ja ich will Dich auch lieben bis in den Todt, gib mir, daß ich meine Feinde überwinden möge, hiermit hast Du mich selbst, mache mich stark, feste und unüberwindlich'.

Der Henker machte ein bedenkliches Gesicht. „Das ist ja ein Bündnis mit dem Teufel. Hierauf steht zumindest Staupenschlag und ewige Landesverweisung. Möcht' bey Gott nicht der Zauberey verdächtig werden. Würde als Nachrichter vielleicht selbst vom Leben zum Todt gericht' werden, wann's vor die Schöpffen käme. Wir müssen höllisch acht geben.“

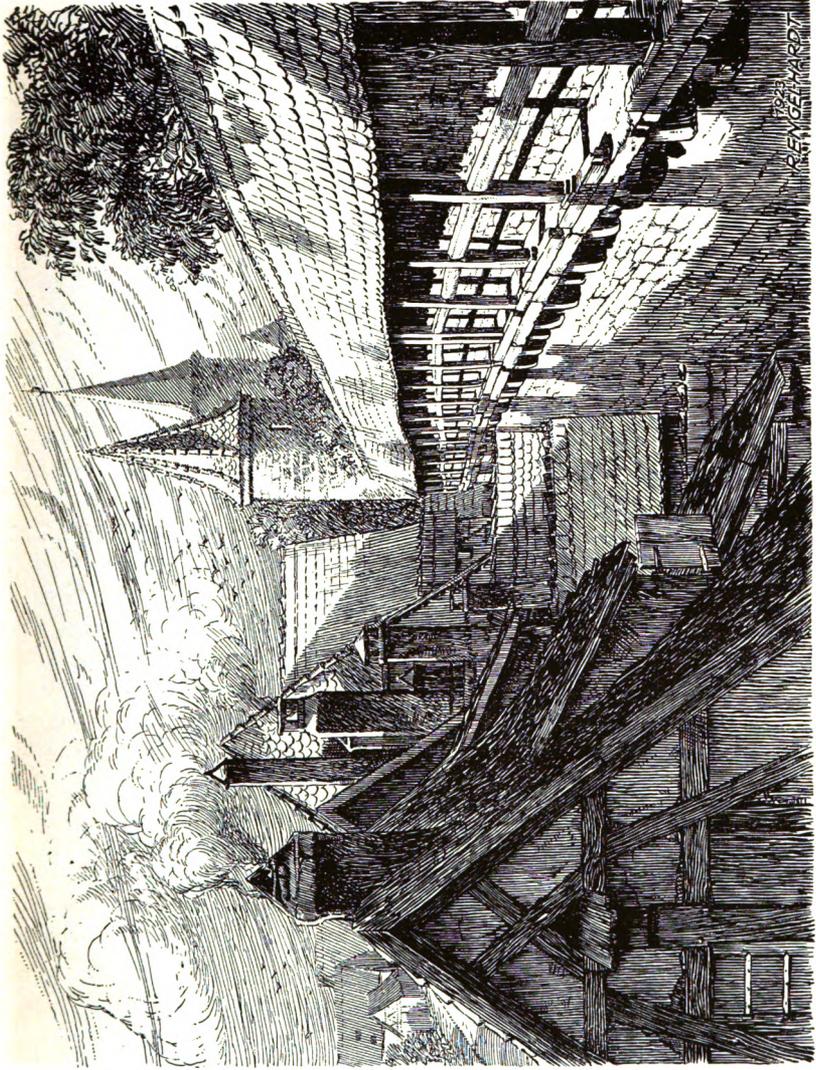
Balthasar lachte gepreßt: „Geht's Geschäft so wie bisher, sind wir beide über's Jahr reiche Leut. Und hab' ich genug Geldes, geh' ich sogleich von hinnen. Aber jetzt heißt's erst einmal eifrig schaffen. Es ziehen schwere Zeyten herauf und manche

Schlacht wird geschlagen werden, so sagen die Hauptleute. Da blüht unser Weizen... Für heut' bin ich frey und helf' mit setzen und drucken." Mit diesen Worten verschloß der Profosz zunächst sorgsam Tor und Falltür und begann, die beiden neuen Letze aus dem spärlichen Typenvorrat abzusetzen, während der „dürre Caspar“ Zettel um Zettel druckte. Als sie dann beide gemeinsam an der Presse hantierten, der eine die Form mit dem Ballen einfärbte, während der andere das geseuchtete Papier auflegte, den Karren einschob und den Bengel herüberzog, als manch derber Scherz die Arbeit würzte, da schien es den beiden, als sei jene glückliche Zeit zurückgekehrt, da sie beide noch zünftige Drudergesellen waren.

Als nach einigen Stunden der Profosz vorsichtig des Henkers Haus verließ, trug er bereits ein ansehnliches Paket frisch gedruckter Zettel, wohlverwahrt unter seinem Wams verborgen, bei sich. Mit Schauern hatte er bemerkt, als er auf die unerläßliche Anbringung von etwas Blut hingewiesen, wie der Henker unter einem Mauervorsprung eine mit einer dunkelbraunen Flüssigkeit gefüllte Schale hervorholte und jedes Blättchen an einer Ecke ein wenig eintauchte. Voll Abscheu und unverhohlenem Entsetzen hatte er hierbei zugehört und keinerlei Lust verspürt, auch bei dieser Arbeit selbst mit Hand anzulegen. Das Lächeln, das des Henkers Mund umspielte, das richtig zu deuten er freilich nicht verstand, das hatte er eben nur mit des Henkers Belustigung über seine deutlich gezeigte Scheu vor dem Blute Gerichteter zu erklären vermocht.

* * *

Ein halbes Jahr später. Was die beiden Männer einst in jener stürmischen Novembernacht ausgedacht und mit bemerkenswerter Tatkraft in die Wirklichkeit umgesetzt hatten, das hatte beiden ein ansehnliches Vermögen eingebracht. Auch



Roßburg o. d. Sauber. Federzeichnung von Rudolf Engelhardt, Leipzig

neuerdings, wo ein ganzes Regiment, so an die 8 Fähnlein zu 400 kräftigen Landsknechten, schon seit einigen Wochen in mehreren Feldlagern vor den Thoren der Stadt lagerte, waren viele Hundert „Passauer Zettel“ zu ansehnlichen Preisen verkauft worden. Als der Profosß gesehen, daß die Juden bis zu 2 Gulden für das Stück erhielten, wußte auch er die Preise zu stellen.

Nur mit Mühe hatte sich der Profosß heute vom Lager wegzustehlen und den Henker aufzufuchen vermocht, sollte doch das Feldlager morgen abgebrochen werden. Der unbändige Haufen der Landsknechte mit ihrer Trunk-, Spiel- und Streitsucht, die sich in gotteslästerlichem Fluchen und nicht selten mit blutigen Schlägereien kundtat, dazu das Gezänk der Trostweiber und -huben, das Gekläff der zahlreichen Hunde, die schreienden Marktetender und das Geseilsche der überall herumerschleichenden Handelsjuden, alles dies erforderte Tatkraft, unerbittliche Strenge und unausgesetzte Obacht von seiten des Profosß', der im Landsknechtslager die Ordnung aufrechtzuerhalten hatte. Daher wurde in aller Eile die recht ansehnliche Ausbeute aus dem Verkauf der letzten „Passauer Zettel“ zwischen beiden geteilt und an die 400 neue Zettel konnte Balthasar mit sich nehmen.

Als er ins Lager zurückkehrte, hörte er schon von weitem die Stimme des Kaplans erschallen, der weithin vernehmbar von erhöhter Stelle aus den unbändigen Gefellen eine Strafpredigt hielt und auf den nahen Tod verwies, dem doch so mancher vielleicht morgen schon ins Auge blicken müsse. Schweigend und ergeben lauschte nun alles den Worten des frommen Mannes.

Balthasar Ulrich hatte die günstige Gelegenheit benutzt und inzwischen mit seinen jüdischen Abnehmern sein Geschäft abgewickelt. Kaum löste sich der Haufen in eine Schar roh lachender, rauh singender oder gröhlender Männer auf, so schoben sich die Juden zwischen sie, um ihnen für Geld, Ketten, Ringe und andere Beutestücke „Passauer Zettel“ zu verkaufen. Wer mochte

wohl in solchen Zeiten kurz vor schweren Kämpfen auf solch einen Talisman verzichten? Man riß sich schier um diese anspruchslosen geheimnisvollen Zettel, von denen niemand wußte, woher sie kamen, wer sie gedruckt. Auch mancher Feldwebel, der Fähnrich, sogar der Hauptmann wollte hieb-, stich- und kugelfest sein. —

Zwei Tage später entbrannte die Schlacht mit voller Wucht. Der Profosß, der nicht direkt am Kampfe teilzunehmen, wohl aber das Schlachtfeld mit zu überwachen hatte, sah von einer Anhöhe aus deutlich den Zusammenprall der feindlichen Massen, sah, wie der meist aus Freiwilligen und Ausgelosten bestehende „verlorene Haufen“ in mörderischem Nahkampf sich aufrieb, wie der „helle Haufen“, die Hauptmasse der Truppe in regelrechtem Viereck vorging und wie das furchtbare Handgemenge hin- und herwogte. Das entsetzliche Geschrei und Gebrüll der Kämpfenden und Verwundeten, das Geklirr der Waffen wurde freilich vom Donnern der Feuerbüchsen und Feldschlangen noch übertönt.

Auch Balthasar Ulrich hatte, wie die meisten der Landsknechte, nach altem frommen Brauch vor der Schlacht knieend gebetet und eine Handvoll Erde rückwärts geworfen. So pflegte man sich dem Tode zu weihen und darzutun, daß man alles Irdische hinter sich lassen wolle.

Deutlich sah man hier und dort im Kampfgewühl einen, ja ganze Gruppen umsinken. Dort krümmte sich einer, da warf einer die Arme hoch und fiel lang hin. Verwundete kamen blutend und schreiend zurückgeeil; ein unbeschreibliches Gewirr.

„Nun zeiget eure Wunderkraft, ihr frumben Zettel!“ so kommt's über Balthasars Lippen. Frumbe Zettel? Ja, hatten sich denn nicht die meisten dem Teufel verschrieben? Wie, wenn solche nichts nützten? Wie hatte er's denn gehalten? War's richtig gewesen, einen gottesfürchtigen und einen dem Satan geweihten zugleich zu nehmen? Hat er sie auch wohlverwahrt?

Der Profosß greift nach seinem linken Arm, da fühlt er die Papiere knistern Doch was ist das? Bringt man da nicht den langen Firtg getragen, auf den Tod verwundet — und dort den wilden Kunz Umberger? Hatten denn diese beiden nicht auch „Passauer Zettel“ gekauft? Gewiß, er erinnert sich ganz deutlich.

Mit einem Male befällt ihn mit den Zweifeln, die ihm kommen, ein Sittern. Leichensahl ist er geworden; er sieht nicht, wie die Schlacht zurückvogt. „Sollte der Zauber dennoch nicht wirken?“ murmelt er vor sich hin. Mit einem Male rast alles zurück in heller Flucht, da besinnt er sich auf seine Pflicht. Er ist plötzlich mitten drin im Gewühl, will welche halten: verständnislos, mit blutunterlaufenen Augen rast man an ihm vorbei.

Plötzlich fährt etwas Heißes wie ein glühender Faden blitzschnell durch seine Brust, ein Blutstrom bricht aus seinem Munde . . . dann ziehen röttliche Nebel wie ein Tuch vor seine Augen und beim Umsinken schwinden ihm die Sinne . . .

Wie der Schleier der Ohnmacht für einige Minuten zerreißt und er irr um sich schaut, sieht er die Schlacht weit vor sich toben. „Also haben doch die Unsrigen gesiegt“ kommt es leise von seinen Lippen. Er will sich erheben: ein scharfer Schmerz hindert ihn. Also schaut er um sich, so gut er eben kann. Dort liegt einer, so ruhig. Sollte der tot sein? Tot? Sterben? Er sieht an sich herab. Ist das alles Blut, Blut von ihm, braunrot geronnen? Heiliger Gott! Seine Lippen fangen an zu zittern, seine Sinne verwirren sich von neuem. Schatten legen sich vor seine Augen, die Umgebung verschwimmt in dämmrigen Umrissen . . .

Visionen kommen. Er sieht den Henker, wie er sich höhnisch lächelnd bückt und die Schale aufhebt. Warum lächelst er nur immer . . . ? Halt! Gerinnt denn Blut nicht? War das dann Blut — in jener Schale? Ach so — ein Betrug . . . Also darum helfen die Zettel nicht? Dann muß vielleicht auch er sterben?

Der Henker grinst noch immer. Sein breiter Mund verzerrt sich, das höhnische Gesicht wird zur Frage und da — hat er nicht einen Pferdefuß und dort — zwei kleine Hörner . . . ? „Caspar — bist du — der Satan selbst . . . ? Und ich glaubte doch — so fest — an unsre — Passauer Zettel . . . !“

Sein Kopf hat sich zur Seite geneigt. Sein Denken verwirrt sich immer mehr. Er ist in einer hohen Kirche. Unendlich wölbt sich der Raum über ihm. Orgelklänge durchbrausen die Halle; von dort winkt die Schmerzensmutter. Er will die Arme ausbreiten . . . will rufen . . . Da verschwimmt das holdselig lächelnde Gesicht der Mutter Gottes — und wieder grinst ihm ein Gesicht entgegen. Aber nicht die satanische Frage des Henkers ist's, sondern ein gelblicher Totenschädel mit dunklen Augenhöhlen und blanken Zähnen starrt ihm entgegen. Schaudernd schließt er die Augen, ein Stöhnen quält sich aus der durchschossenen Brust . . . Noch einen leisen letzten Seufzer haucht er hinaus — dann schwingt sich seine Seele auf in jene unendlichen Gefilde, von denen es keine Heimkehr gibt.





Eine Ansiedlung, deren Bewohner sich ausschließlich mit der Herstellung von Papier beschäftigen, und die daher von den Europäern das Papierdorf genannt wird, befindet sich in dem französischen Protektorat Tongking, eine Fahrstunde von der Hauptstadt Hanoi entfernt. Die Mutter Natur bietet die zur Papierbearbeitung notwendige Zellulose den Bewohnern des Papierdorfes in der leichtesten und bequemsten Weise dar. Die Waldungen bestehen nämlich zum größten Teil aus sogenannten Papiermaulbeerbäumen und Strohkräutern, deren Rinde den nötigen Zellstoff liefert. Kaum betritt man das Papierdorf, so fällt einem auch schon die eigenartige Tätigkeit auf, der sich Männer, Frauen und Kinder mit Eifer hingeben: links und rechts von der beschatteten Dorfstraße sieht man mit Wasser angefüllte Erdgruben, in denen die Rinden aufgeweicht werden, worauf sie kleine Mädchen und Knaben in nassem Zustande mit ihren zarten Fingern ablösen. Gleich daneben stehen hohe Lehmöfen, in denen die gelösten Stücke zum Abkochen gebracht werden. Vorn am Wege hantieren unter offenen Hallen Frauen vor Trögen, in denen die weißlich-graue Masse als Zellulose schwimmt. Die Frauen schöpfen sie zunächst in Kästen von 50 cm Länge und 25 cm Breite

und nehmen dann mit sehr feinen, gerahmten, biegsamen Bambusmatten einen Teil davon auf, den sie so lange ununterbrochen schütteln, bis das überschüssige Wasser abgeflossen ist. Auf diese Weise bildet sich eine dünne, gleichmäßige Lage, die vorsichtig abgehoben und seitwärts auf einer Steinplatte ausgebreitet wird. Haben die Stöße eine Höhe von etwa 20 cm, so wird der Rest der Flüssigkeit auf die primitivste Weise herausgepreßt, indem man Steinplatten mit Hebeln und Stricken verwendet. Nun kommen Lagen von etwa 10 Stück auf heiße, mit Reisstroh geheizte Kalkwände, auf denen nach kurzer Zeit die völlige Austrocknung erfolgt ist, und dann werden die einzelnen Blätter voneinander abgezogen, was ohne Schwierigkeiten vor sich geht. Durch wiederholtes Kochen der Masse lassen sich drei verschiedene Qualitäten Papier herstellen; das letzte Aufbrühen gibt die geringste Sorte her. Dieses Büttenpapier eignet sich nur zum Packen, und man findet es in jedem Laden in Hanoi und an der Küste. Wohl nirgends sonst wird noch Papier auf eine so primitive Weise, die an die Zeiten der Anfänge der Papierfabrikation erinnert, hergestellt.



„In der graphischen Vereinigung“



DER KOENIG



DER BETTLER



DER AHNENSTOLZE



DAS KIND



DIE SCHILDWACHE



DER ARZT



DIE MUTTER



DER GENERAL



DIE KOENIGIN



DAS FREUDENMÄDCHEN



DAS FISCHWEIB



DER PABST

CHODOWIECKIS TOTENTANZ

Von Dr. H. H. BOCKWITZ, Leipzig

* * *

Im Gespräch mit Eckermann hat Goethe einmal bei Gelegenheit eines Vergleiches von Kotzebue mit Chodowiecki geäußert, dem Maler-Radierer sei es ähnlich ergangen wie dem Dichter: es seien ihm bürgerliche Szenen vollkommen gelungen, wenn er aber römische oder griechische Helden habe zeichnen wollen, so sei es nichts geworden.

Dieser gelegentliche Ausdruck vom Jahre 1823 deckt sich mit dem, was Goethe bereits früher einmal in der Abhandlung „Antik und Modern“ (1818) über Chodowieckis Kunst geäußert hatte.

„Welcher Liebhaber, so fragte er hier, besitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgeratene Zeichnung oder Radierung unseres Chodowiecki? Hier sehen wir eine solche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus seinem Kreise, nicht aus seinem Format herausgehen, wenn nicht alle seiner Individualität gönnnten Vorteile sollen verloren sein.“

Und schon fast 20 Jahre vorher sprach Goethe von ihm als „unserem wackern Chodowiecki“, als er ihn in dem Gesprächsstück „Die guten Weiber“, geschrieben als „gefelliger Scherz“ für das „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801“, durch Armidoro für sein Können im allgemeinen und für seine Kalenderkupfer im besonderen beloben läßt. In diesem Gespräch dreht es sich um Geschmacksfragen in Kalenderdingen. Die satirischen Kupfer des neuen Damenkalenders gaben Goethe Veranlassung, der Frage der Auslegung kleiner Bildschöpfungen einen breiten Raum zu gewähren und dabei zu erwägen, inwieweit Darstellungen satirischer Art, Darstellungen des Verabscheuungswerten, wie sie der Künstler im vorliegenden Falle gegeben hatte, in Damenkalendern zu rechtfertigen seien.

Chodowiecki habe zwar in zierlichen Almanachen auch manche Szenen der Unnatur, der Verderbnis, der Barbarei und des Abgeschmacks trefflich dargestellt; allein was tat er? Er stellte dem Hassenswerten sogleich das Liebenswürdige entgegen — Szenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten Strebens nach Wert und Schönheit. Das sei denn auch das Rechte, wie aber nun einmal die Bildchen des vorliegenden Almanachs seien, so solle der Schriftsteller die satirische Laune des Künstlers übertrumpfen und ein literarisches Gegenstück in meliorem schaffen und so einen Ausgleich bewerkstelligen. — So nahe es gelegen hätte, hier eines bestimmten Kalenders mit Chodowieckischen Stichen Erwähnung zu tun, so suchten wir doch vergebens bei Goethe nach einer Stelle, wo er des Almanachs gedächte, zu dessen Illustrierung Chodowiecki sich einen durchweg satirischen und graußigen Gegenstand ausgesucht hatte, der große und kleine Künstler seit der Zeit des Mittelalters immer wieder gepackt hatte — den Totentanz.

Wie empfindlich man im 18. Jahrhundert in Kalenderdingen war, das beweist die wichtige Umständlichkeit, mit der selbst ein Goethe sich der Sache annahm und das hat Chodowiecki selbst erfahren müssen, als er für den „Kgl. Großbritannischen Historischen Genealogischen Kalender für 1792“ (im gemeinschaftlichen Verlag von Berenberg in Lauenburg und der Jaegerischen Buchhandlung in Frankfurt a. M.) eine Folge von Kupferstichen geschaffen hatte, die in weitesten Kreisen Anstoß erregen sollte und die auf 12 Blättern einen Totentanz behandelte, der auch manchen Freunden des Meisters noch längst nicht so bekannt ist, wie er es seiner künstlerischen Qualität nach verdiente. In der Tat war es gewagt, dieses Thema für einen Almanach des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu wählen, und auch Chodowiecki hat es nur einer List zu verdanken, daß der Verleger diese, die empfindsamen Damen der Zeit mit Abscheu erfüllenden Stiche, in einem Almanach herausbrachte: er schickte ihm die Arbeit, ohne ihn vorher über das Sujet zu informieren, so daß der bedrängte Verlag zugreifen mußte, ob er wollte oder nicht. Er wollte nämlich eigentlich durchaus nicht und hatte schon vor mehr als 10 Jahren, als Chodowiecki einmal mit dem Gedanken eines Totentanzes hervorgetreten war, eine abwehrende

Gefte gemacht: der Künstler solle ja nicht ein solches Thema wählen, hatte ihm damals schon der Verleger Berenberg geschrieben, denn ein Almanach mit derartigen Darstellungen würde keinen Absatz finden, besonders nicht in katholischen Ländern, „denn sie wollen absolutement nichts darin haben, was ihrer Religion oder den Chatoliken im geringsten Anstoß sein kann.“

Was Berenberg vorausgesehen hatte, das war nun bei dem Kalender für 1792 richtig eingetroffen: aus Wien war dem Verleger Jaeger in Frankfurt a. M. der ganze Transport „mit einem äußerst beleidigenden Brief remittiert“ worden, da der dortige Buchhändler Wappler sich nicht zu erklären vermochte, „wie man einen solchen Gegenstand habe wählen mögen.“

Wir sind kaum mehr imstande, den empfindsamen Seelen des 18. Jahrhunderts solchen Schrecken nachzufühlen, wie ihn damals der Chodowieckische Totentanz auslöste, und wir finden es nicht mehr „revoltant, einer Dame den Todt in so mancherley Gestalten zum Weynachts- oder Neu-Jahrsgehenk zu machen“, wenn ein Almanach der Neuzeit einmal diesen Gegenstand behandeln sollte.

Die Trefflichkeit der Arbeit an sich aber hatte bereits der Verleger Jaeger wohl bemerkt und dies in seinem Schreiben an Chodowiecki besonders hervorgehoben, und wir finden heute, daß der Totentanz mit zu den besten Arbeiten des Meisters überhaupt gezählt werden muß.

Die Kühnheit und Lebendigkeit der Darstellung, die Selbständigkeit der Erfindung und die inhaltliche Tiefe sind bei diesem Werk Chodowieckis besonders ergreifend, so daß die Frage, ob er vom Holbeinschen Totentanz Kenntnis gehabt habe oder nicht, zurücktritt und nur ein nebensächliches Interesse beanspruchen darf. Sie mag hier dennoch gestreift sein, da Chodowieckis Biograph W. von Oettingen sich bereits 1897 die Frage vorlegte und damals meinte, ein gewisser Einfluß des Holbeinschen Totentanzes sei unverkennbar, wobei er an den Bettler, der sich gegen das Grab sträubt, erinnert, während er 1907 auf dem Standpunkt steht, es lasse sich nicht nachweisen, daß Chodowiecki Holbeins Blätter gekannt oder gar benutzt habe. Vergleicht man aber die Holbeinschen Erfindungen mit denen Chodowieckis, so wird es bei genauerem Zusehen doch einigermaßen wahr-

scheinlich, daß Chodowiecki das Holbeinsche Vorbild gekannt habe. So haben wir bei der Szene, in der die Königin vom Tode geholt wird, bei beiden die nämliche bezeichnende abwehrende Geste der vom Tode berührten Königin und in beiden Fällen steht der Tod im Narrengewande da und hält hier wie dort das Stundenglas in der Hand; auch beim Edelmanne Holbeins — dem Ahnenstolzen Chodowieckis — ist bei der gegen den Tod gerichteten Abwehr der Lebenden der gezückte Degen nicht wohl zu übersehen, und beim Kaiser Holbeins, bzw. dem König Chodowieckis, ist die Komposition des Ganzen beachtlich: Kniefall, Umgebung, Griff des Todes nach der Krone sind übereinstimmend vorhanden. Besonders merkwürdig aber ist die Papstszene. Die figurale Komposition ist hier in den beiden Darstellungen völlig die gleiche: Der Papst sitzt unter dem Baldachin auf dem Thron, vor ihm der Kardinal mit dem Kreuzesstab und ihm zu Füßen, den Pantoffelkuß ausführend, die dritte Figur; selbst die Seitenlehnen des Thronessels bilden in beiden Fällen kniende geflügelte Karyatiden von merkwürdiger Übereinstimmung.

Das sind immerhin recht bedeutame Anzeichen dafür, daß Chodowiecki den Holbeinschen Totentanz doch wohl gekannt haben dürfte, ohne daß das auch nur im mindesten seine Darstellungsart schmälern könnte, die des Originalen genug bietet, wenn man nur an den reitenden oder gar den geflügelten Tod denkt, wie ihn der Künstler bei den Szenen des Generals und des Kindes mit der nächtlässigen Wärterin völlig neu gestaltet hat. Zu den einzelnen Blättern seines Totentanzes hat Chodowiecki selbst knappe Beschreibungen gegeben, die teilweise in dem satirischen Stile gehalten sind, der dem Gegenstand seit den frühesten Zeiten eigentümlich ist. Von jeher war der Tod als Triumphtor aufgefaßt worden, der Papst und Kaiser so wenig respektiert wie den Adersmann oder den Bettler, der das Kind mit gleicher Graufamkeit von der Mutter reißt, wie er den sich sträubenden Greis und den Bettler in die Grube zwingt.

Die ihrer Originalität halber öfter abgedruckten Beschreibungen, die Chodowiecki selbst zu seinen Kupfern gegeben hat, seien nachstehend im Wortlaut nach Engelmans erster Darbietung vom Jahre 1857 wiedergegeben, der noch Ferdinand Meyers schamhaftes Bedenken

nicht gekannt hatte, das den Hauptſchriftwart des Vereins für die Geſchichte Berlins dazu drängte, in ſeinem 1888 erſchienenem Buche „Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur im Lichte ſeiner und unſerer Zeit“ die Erklärung zu unterdrücken, die Chodowiecki zu dem Freudenmädchen-Kupfer gegeben hatte, wobei Herr Meyer aber nicht vergaß, wenigſtens durch verheißungsvolle Punkte anzudeuten, was das Licht ſeiner Zeit zu beleuchten ſich ſcheute.

Chodowieckis Beſchreibungen zu den einzelnen Kupfern aber lauten in ſeiner originellen Schreibweiſe:

„Beym König iſt's die Ambition und der Geiß die ihn abrufen im augeblick da er von ſeinen Unterthanen fußfallich angebethet wird.“

„Der Bettler ziehet die Armuth ſo ſehr er ſich auch dagegen ſperret in die Grube.“

„Der Ahnenſtolze Edelmann wird von ſeinem Gegner mit einem Knochen ſeines Stammhalters Todgeſchlagen.“

„Das Kind das ſeine Wärterin im Schlaf zu ſtark gewiegt worden und herausgefallen war haſcht der Tod auf und trägt es davon.“

„Die Schildwache wird in einem feindlichen Überfall abgelöſt.“

„Der Artzt hat ſeinen Kranken das Leben abgeſprochen, der Tod läßt den Kranken ſitzen und holt den Artzt.“

„Die Mutter ſtirbt in Wochen.“

„Der General im Krieg.“

„Die Königin vor Eiferſucht.“

„Das Freudenmädchen, der Tod geißelt es mit den franz: Lilien der Luſtſeuche, die Hausmutter ſucht ihn umſonſt mit dem Mercurius Flaſchgen zu verſcheuchen.

Die Liebhaber laufen lamentirend davon.“

„Das Fiſchweib ſtirbt in einer Zänkerey mit ihren Nachbarn vor Zorn.“

„Dem Pabſt tödtet der Aberglaube zur Zeit da einer ſeiner Untergebenen ihm den Pantoffel küßt und andere ihm ihre devotion bezeugen. Der ſtehende Cardinal freut ſich ſeiner Abfahrth, vielleicht kommt er an ſeine Stelle.“



„Das Gautschen“, nach zunftgemäßem Gebrauch



„Das Gautschen“, wie es in der Wirklichkeit gelübt wird



Der „broschierte“ Meister vom Kleistertopf

+

Die Rhönbewohner haben in so manchen Dingen ihre Eigenart bewahrt und, obwohl sie infolge der Lage und Bodengestaltung ihres Landes trotz harter Arbeit nie zu Wohlstand gelangten, so sind sie doch stets lustig und guter Dinge, sie verstehen es, sogar im Tode noch zu scherzen. In dem Dorfe Hilders hatte vor einiger Zeit ein ehrsamer Buchbindermeister das Zeitliche gesegnet. Auf seinem Grabe befindet sich ein poetischer Nachruf, der an Originalität gewiß seinesgleichen sucht. Die Inschrift lautet:

Der Bücher gut und schlecht gebunden,
Hat hier jetzt seinen Herrn gefunden,
Er ruht „broschiert“ in seinen Sünden,
Bis Gott ihn einst wird „halbfranz“ binden.

Da der wackere Buchbindermeister in der Tat sein Lebelang aus einem kümmerlichen „broschierten“ Zustande nicht herausgekommen ist, darf man es ihm von Herzen wünschen, daß ihm im Jenseits das vornehme Halbfranzgewand beschieden sein möge.

Deutscher Buch- und Steinrunder, Juni 1921.

Die geheimnisvolle Bibliothek

Von RUDOLF ENGEL-HARDT, Leipzig

*

Das Abendessen näherte sich seinem Ende. Es hatte an Reichhaltigkeit der Speisen und an Feinheit ihrer Zubereitung selbst so verwöhnten Gaumen, wie sie die hier Versammelten besitzen mochten, nichts zu wünschen übrig gelassen. Darüber war man sich im Stillen einig, daß wahrhafte Vornehmheit in diesem Hause eine Stätte hatte.

Darauf ließ schon die Einrichtung des Vorraums und der übrigen Zimmer schließen. Der Vorraum hatte etwas geradezu Aristokratisches an sich. Die Wände manns hoch mit schwarzgeadertem hellgrauen Marmor verkleidet, in den Ecken wundervolle Ladmöbel, deren Elfenbeinweiß zusammen mit der Farbigkeit des buntblumigen Wiener Musters der Polsterung einen kontrastvollen Farbenklang ergab. In der Mitte ein grünmarmornes Becken, aus dessen bewegtem Wasserspiegel sich die Bronzefigur eines nackten Weibes von betäubender Schönheit erhob, übersprüht von einer Garbe fein zerstäubten Wassers. Seltene Blattpflanzen von saftigem Grün und wundervolle, nie geschaute erotische Blumen in den Nischen ergaben zusammen mit der kühlen Farbe des Marmors einen harmonischen Farbensausgleich seltenster Art.

Auf einen gänzlich anderen Grundton war das Speisezimmer eingestellt. Hier bildeten edle Hölzer, feinnarbiges antikes Leder

und eine vornehme gerippte Seidentapete jene Harmonie in stofflicher Hinsicht, die durch die herrschenden Farben eine prachtvolle Unterstreichung erfuhr. Die reich geschnitzten Möbel in wuchtigem Barock, der Rassettenplafond mit den bläulich opalisierenden Glöden der verdeckten Glühbirnen, die seidene Wandverkleidung in warmem Ocker, von Palisanderstreifen felderartig geteilt, die stumpfblauen Ledermöbel, die prachtvollen Gemälde, das kostbare Geschirr, das erlesene, in seinen Facetten farbig erstrahlende Kristall, kurz, alles sprach für den reifen Geschmack und den anscheinend großen Reichtum des Gastgebers.

Die Gespräche versicherten. Man begrüßte es im Stillen, als die liebenswürdige Gemahlin des Gastgebers, Frau Baronin von Hohened, die Tafel aufhob. Auf den Mienen, besonders jenen der Herren, die ausnahmslos den ersten Kreisen der Gesellschaft angehörten, las man deutlich Erwartung; zum Teil schlecht verhüllte Neugier spiegelte sich auf den Gesichtern der Damen wider, denn jetzt hartete ihrer aller ja eine Überraschung, die von besonderer Art zu sein versprach. Bei der Eigenart des Barons von Hohened, eines anerkannten Physikers und erklärten Bibliophilen, und nach dem bisher Gesehenen durfte man mit Bestimmtheit damit rechnen, daß die Bibliothek des Gastgebers eine Überraschung werden würde.

„Man darf gespannt sein, Herr Geheimrat“, wandte sich ein distinguiert aussehender Herr mit tiefschwarzem Haar und Vollbart und markigen Gesichtszügen an einen alten weißhaarigen Herrn, „was für bibliophile Seltenheiten unser hier harren. Ich habe schon manche sogenannte ‚große‘ Sammlung gesehen und bin, offen gestanden, schon mehr als einmal enttäuscht worden.“

„Sie sind eben etwas verwöhnt, verehrter Herr Professor“, wurde ihm lächelnd entgegnet. „Als Museumsdirektor sind Sie dermaßen an bibliophile Seltenheiten und Bücherkostbarkeiten

ersten Ranges gewöhnt, daß Ihnen die Schätze eines Privat-sammlers unbedeutend, die Liebe und die begreifliche Lobpreisung der Bücher von seiten ihres Besitzers als etwas übertrieben erscheint. Ich habe aber von gewisser Seite gehört, daß der Herr Baron auf seinen vielen und weiten Reisen mit bemerkens-wertem Geschick wahrhaftige Seltenheiten zusammengetragen habe. Die Schloßbibliothek seiner Vorfahren soll zudem an Reich-haltigkeit und Wert ihresgleichen suchen. Übrigens, die Be-sichtigung beginnt!“

Zwei betrefte Diener hatten auf ein Zeichen ihres Herrn eine Flügeltür weit geöffnet. Mit Vergnügen leistete man der Einladung des Barons Folge und schiedte sich an, in den Saal hinüberzugehen.

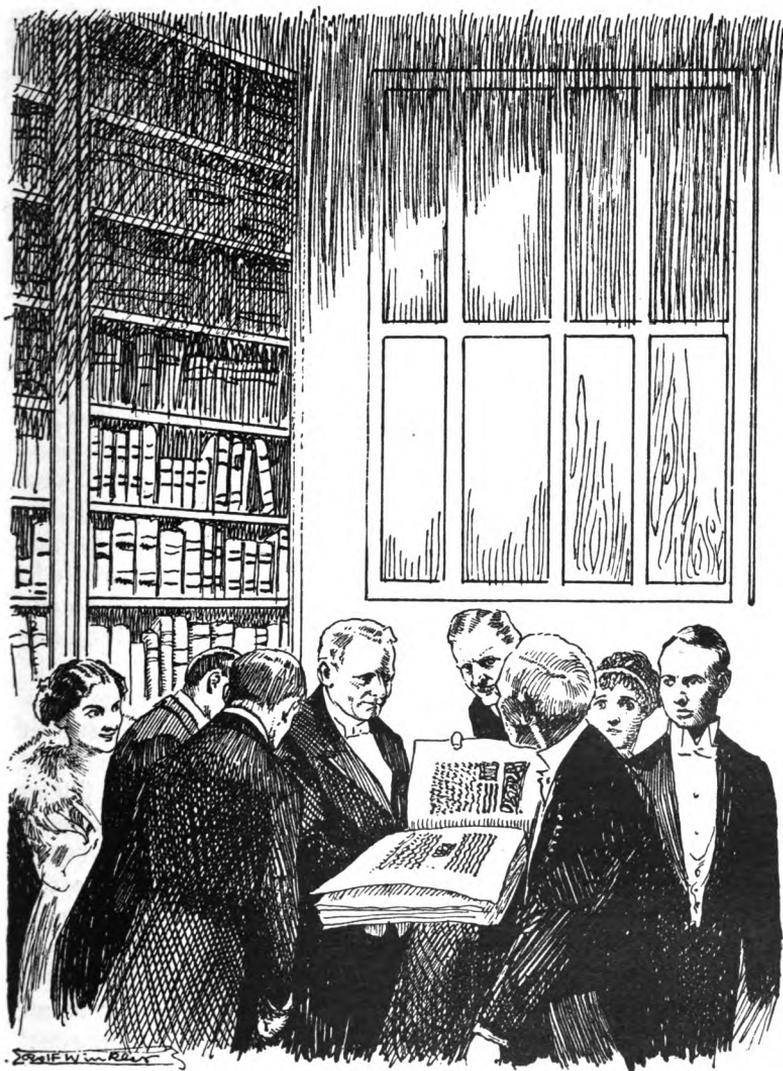
Der Bibliotheksraum war ein großer, runder Saal, gestützt von Marmorsäulen mit bronzenen Kapitälern. Einige Türen führten zu angrenzenden kleinen Leseräumen, dazwischen hohe Fenster, durch die das Grün des Parkes hereinschaute.

Der Baron hatte seinen Gästen Zeit gelassen, ihrem Er-staunen und Entzücken in Worten und Ausrufen Ausdruck zu geben. Nun aber bat er die Damen und Herren, die staunend vor den köstlichen Gemälden standen, die herrlichen Bronzen auf Konsolen und Säulen bewunderten oder in die kleinen Lesezimmer in der Runde geschaut hatten, zu sich, um ihnen seine Haupt-bibliothek und einige seiner bibliophilen Glanzstücke zeigen zu dürfen.

Inmitten des runden Saales stand ein Riesenschrank von ganz besonderer ungewöhnlicher Beschaffenheit. Während Bü-cherschränke zumeist einseitig zu sein pflegen, sich mit ihrer Rück-seite an eine Wand anlehnen, hatte dieser hier die Form eines mächtigen Rechtecks und war durch vorgebaute Teile, reichge-schnitzte Eisenen und köstliche Aufsätze so gestaltet, daß zwar die Wucht des riesigen Möbelstücks eher noch eine Unterstreichung

erfuhr, das Auge jedoch in keiner Hinsicht gelangweilt wurde. Denn an jeder der vier Seiten wölbte sich ein Mittelstück halbrund vor, immer neue Einzelheiten einer einfach virtuoson Schnitzkunst fesselten das Auge und lenkten zunächst (auch das ganz auf Bücher gerichtete Interesse der zahlreichen Bibliophilen, die sich unter den Gästen befanden), von den Büchern ab. Diese standen in langen Reihen, halb im Schatten, hinter den facettierten geschweiften Glasscheiben und verbargen bescheiden ihre lederne, goldstrosende Pracht. Um die Bibliothek herum einige schwere, symmetrisch angeordnete blumengeschmückte Tische und Sessel, die einluden, Platz zu nehmen und die Bücherschätze zu genießen.

Der Baron öffnete eine Thür: welch ein herrlicher Anblick! Rote und grüne Saffian- und Maroquinbände mit reichziselier-tem Goldschmuck der Rücken, dazwischen das kühle Weiß der Pergamentbände oder das stumpfe Gelb des Schweinsleders. Der Baron bat darum, sich nach Belieben einige der Bände herauszunehmen. „Die Maioli- und Groliebände hier oben in der fünften Reihe empfehle ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit und hier einige hervorragend schöne Bände, die beweisen, daß unser Meister Jakob Krause auch sein Fach verstanden.“ Rufe unverhohlener Bewunderung wurden laut. Beinahe feierlich griff man in die Reihen, um eines der kostbaren Bücher in der Nähe betrachten zu können. Ein paar Damen und alte Herren, darunter der Geheimrat, hatten in den schwellenden Polstern Platz genommen und behutsam, mit spitzen Fingern, öffneten sie die kostbaren Bände, prüften sachmännisch die Meisterschaft der Lederbereitung und Einbandtechnik, erfreuten sich an dem reizvollen Linienpiel der Handvergoldungen Meister Jean de Groliers, bewunderten die Schönheit des Papiers, den tiefen blauschwarzen Druck der Schrift und die Weichheit der entzückenden Abbildungen. Die wenigsten dieser Bücherfreunde schenkten aber dem eigentlichen Inhalt der Bücher ihr Interesse.



Mit brennenden Augen sog ein jüngerer Herr den Anblick dieser Schätze in sich ein; seine Nasenflügel bebten vor Erregung. Ordentlich gierig strich er mit der schmalen, edelsteingeschmückten Hand über die Reihen der goldstrotzenden Bücherrücken, gleichsam als wollte er die Summe dieser Schönheiten in sich aufnehmen. So leidenschaftlich mochte mancher jener bedauernswerten Bibliomanen die Bücher geliebt und darüber die Pflichten gegen sich selbst und seine Familie vergessen haben, wie vielleicht dieser Bücherfreund hier.

„Herrlich, nicht wahr, Herr Marquis de Pierrepont?“ wandte sich der sonst so kühlblidende Museumsdirektor an diesen Herrn. „So viel Schönes hat man noch selten beisammen gesehen; in Privathand finde ich solche Schätze zum erstenmal.“

„Allerdings, mein Herr . . . Ich staune und staune.“ Dabei schweifte sein Blick über die Reihen der Bände, die so gelassen in diesem Schranke standen, als hielten sie es für selbstverständlich, hier in diesem kostbaren Prunkschrank zu weilen, als wären sie froh, aus allen Teilen der Welt zusammengeholt und nun vereint worden zu sein wie eine Gesellschaft von Aristokraten, die unter sich sein will.

„Und nun, meine sehr verehrten Gäste, noch eine kleine Überraschung. Darf ich bitten, gnädige Frau, mir einen Augenblick diesen Platz einzuräumen?“ Der Baron war vor den halbbrunn gewölbten Mittelteil der Hauptfront getreten und lehnte sich an einen der mächtigen Tische, auf denen noch einige der herrlichen Bücher lagen. „Schauen Sie, ich habe meinen Ehrgeiz darein gesetzt, auch wirkliche Seltenheiten zu erwerben, und wie Sie gleich sehen werden, besitze ich deren einige, die jeder Staatsbibliothek Ehre machen würden. Natürlich verwahre ich sie gemäß ihrem Werte in einer Weise, die sie vor Diebeshänden schützt, aber . . .“ und dabei huschte ein Lächeln über sein männlich schönes Gesicht „auch wirklich schützt. Bitte, geben Sie acht!“

Im selben Augenblick hörte man aus der Tiefe oder Höhe (wer vermochte es zu sagen?) ein dumpfes Geräusch. Ein Rollen erklang, wie wenn man auf einem Kirchturm die mächtigen Räder der Turmuhr ineinandergreifen hört, nur dumpfer aber wuchtiger. Und zugleich begann sich der gerundete Mittelteil der Bibliothek zu drehen, die runde geschliffene Scheibe mit den Prunkbänden dahinter verschwand, an ihrer Stelle erschien ein stählernes Gehäuse, gleichfalls gerundet. Als die Drehung vollendet, hörte man ein metallisches Schnappen, und ohne daß der Baron einen Handgriff getan, ging die Stahlwand (übrigens eine Platte von Zollstärke) auf und gestattete den Einblick in ein vollkommen stählernes Gehäuse, dessen einzelne Fächer eine ganze Reihe von Schatullen und Etuis barg.

Das sprachlose Staunen, ja die geradezu atemlose Stille, die sekundenlang geherrscht, machte sich nun in den verschiedensten Ausrufen Luft. Die vornehme Zurückhaltung und selbstgefällige Würde, wie sie Leuten von solcher Bildung und Stellung eigen zu sein pflegt, schien verschwunden, man legte seinen Gefühlen keinen Zwang auf. „Das ist ja phänomenal, Herr Baron!“ „So etwas hat man noch nicht gesehen!“ „Geradezu geistreich!“ „Wir bewundern Sie!“ usw., so scholl es durcheinander.

„Gewiß Ihre eigene Erfindung, Herr Baron?“ wandte sich der Geheimrat an den Gastgeber. „Als Physiker ist es Ihnen natürlich ein besonderes Vergnügen gewesen, eine sinnreiche Konstruktion dieser Art zu schaffen. Aber — hm — ich sah gar nicht, wie Sie den Mechanismus zur Auslösung brachten?“

Man hatte sich um den Baron geschart, fragend hingen die Blicke aller an seinem Munde.

„Ich bitte, es mir nicht übel zu vermerken, meine sehr verehrten Gäste, wenn ich mich darüber nicht äußere, aber das ist eben mein Geheimnis.“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron.“

Man schaute sich um: nirgends die Spur von einem Schalter oder Hebel. Die umherschweifenden Blicke blieben schließlich an einer etwa einen Quadratmeter großen, fein gemusterten Messingplatte hängen, die gerade vor dem drehbaren Mittelteil am Boden, eigentlich ohne ersichtlichen Zweck, angebracht war.

„Aha“, rief ein junger Student, der Sohn eines dem Baron befreundeten Rittergutsbesitzers, etwas vorlaut, „die Messingplatte gibt des Rätsels Lösung!“

„Wieso, lieber Herr von Seesenheim?“ warf der Baron ein.

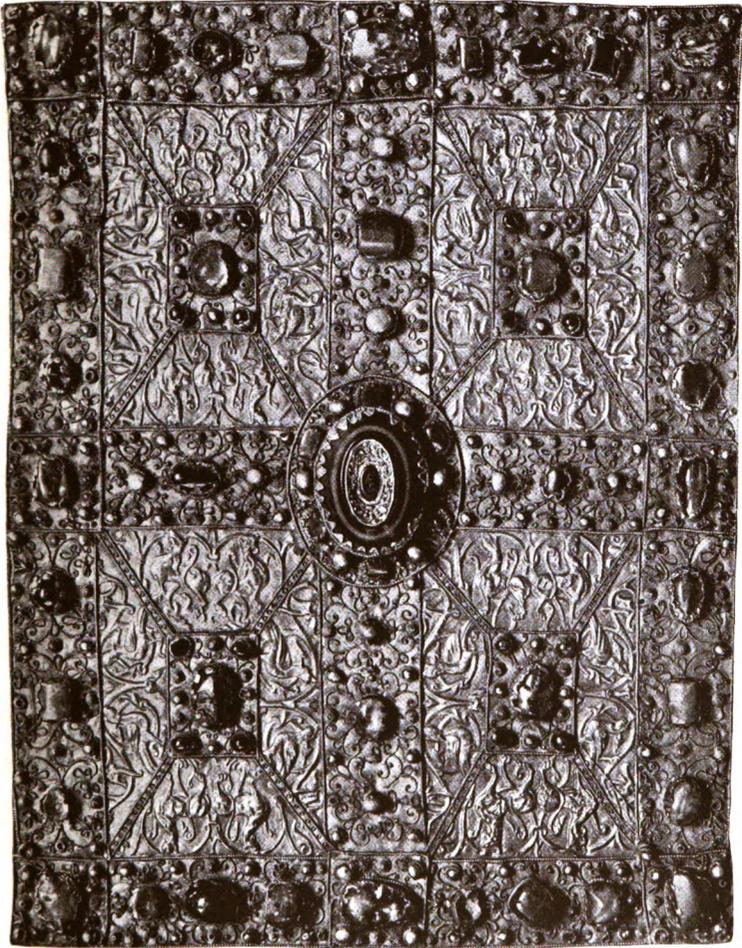
„Nun, ich meine, durch Darauftreten wird der Mechanismus in Bewegung gesetzt!“

Der Baron lachte. „Wollen Sie es einmal versuchen?“

„Lächerlich“, meinte ein alter aristokratisch aussehender Herr. Der Student errötete und schwieg.

„Übrigens, meine Herrschaften“, bemerkte der Gastgeber, „auch diese Platte gehört mit zur Sicherung! Doch genug der Nebensächlichkeiten, Sie werden darauf brennen, wahrhaft Schönes und wirklich Wertvolles zu sehen.“ Er öffnete eine Schatulle. „Hier habe ich sechszehn Aldinen, wundervoll erhaltene Meisterdrucke eines Aldus Manutius. Man kann es verstehen, wenn Rufus eines solchen typographischen Meisterwerkes wegen sein Haus verkaufte, und wenn ein anderer über den Besitz wie ein Kind vor Freude weinte, als man ihm eine Aldine geschenkt.“ Und wirklich, dies bestätigte der Museumsdirektor, diese Aldinen, kleine Bändchen, zum Teil ohne Illustrationen, nur mit dem bekannten Signet des italienischen Meistertypographen, einem Anker, von einem Delfin umschlungen, geschmückt, waren wohl die schönsten, die er je gesehen. Die Schatulle ging von Hand zu Hand und wurde mit Dank zurückgereicht.

„Hier habe ich einen irischen Band aus der Blütezeit keltischer Miniaturenkunst. Der mit Initialen und Schmuck reichverzierte Inhalt ist des kostbaren Deckels würdig.“



Ein kostbarer Buchdeckel aus dem 11. Jahrhundert
Cod. lat. 4454 der Staatsbibliothek in München

Der Gastgeber hatte aus einer mit bunten Steinen reichgeschmückten flachen Truhe einen herrlichen Band genommen, der von Gold und Edelsteinen strahlte. In der Mitte das wundervolle goldene Relief eines thronenden Christus. Ein fremdartiger Geruch ging von dem Bande aus. Im Geiste sah man den irischen Mönch, wie er gewandt die köstliche Unziale schrieb, Seite um Seite, und wie er die wundervollen Initialen mit der Flechtornamentik und den tierköpfigen Bindungen sorgsam schmückte.

Der Gastgeber hatte die schwere Truhe auf einen der mächtigen Tische gestellt, den nun alles umdrängte. Wahrhaftig, dieser herrliche Band war ein würdiges Gegenstück zum Boof of Kells oder zum Durham-Boof. Wie da die Augen aller leuchteten. Der Blick des einen der Herren nahm etwas Bieriges an, seine Augen flackerten wie bei einem Raubtier. Als er freilich den kühl prüfenden Blick des Barons auf sich gerichtet sah, veränderte sich sogleich sein Mienenspiel und mit weltmännisch glatten Manieren und einem verbindlichen Lächeln bemerkte er, daß dieses eine Buch doch wohl allein ein Riesenvermögen darstelle. Na, das sah ja wohl ein jeder. Das Gold leuchtete, kein Stein fehlte, die Miniaturen strahlten in ihrer Farbenglut wie byzantinischer Zellschmelz.

Nun folgte das Prachtexemplar einer 42-zeiligen Bibel Gutenbergs, auf Pergament gedruckt und vollendet illuminiert, ein „Feuerdank“, ein vollständiges Exemplar des berühmten „Psalteriums“ von Peter Schöffer aus dem Jahre 1457 und andere Buchseltenheiten erlesener Art.

Zur Abwechslung wurde eine Mappe herumgezeigt, voll seltener Manuskripte mit köstlichen goldgründigen Miniaturen, alter wertvoller Einblatt- und seltener Privatdrucke mit handkolorierten Holzschnitten, zum Teil verschollene oder nur noch in wenigen Exemplaren vorhandene Drucke.

„Hier habe ich einen Abzug des berühmten „Fialenblüchleins“ des Regensburger Dombaumeisters Matthäus Koritzer aus dem Jahre 1486. Außer meinem Exemplar gibt es nur noch zwei unvollständige Abzüge. Und hier einige Berliner Schloßdrude Friedrichs des Großen mit Verbesserungen von Voltaires Hand. Unser Herr Professor wird mir gern gerade diese Drude als Buchkostbarkeiten ersten Ranges bestätigen. Hier endlich einige Blätter aus „Kaiser Maximilians Gebetbuch“, von Dürers Meisterhand mit feinsten, ganz unbekanntem und noch nirgends veröffentlichten Federzeichnungen geschmückt.“

Der Museumsdirektor, dem die Erklärungen im besonderen zu gelten schienen, war zunächst sprachlos, dann meinte er hastig: „Das ist ja kaum glaublich. Die Münchener Staatsbibliothek wäunte den Hauptteil dieses ungeheuer seltenen Buches zu besitzen; der in der Stadtbibliothek zu Besancon befindliche andere Teil schien weit weniger kostbar. Und der fehlende Rest, den man längst vernichtet wäunte, das sind diese selten schönen Blätter hier! Das ist ja ungläublich, nein, das ist ja herrlich, das ist eine Entdeckung! Diese Blätter besitzen unschätzbaren Wert... War Ihnen das bekannt, Herr Baron?“

Der Angeredete lächelte freundlich nachsichtig. „Aber gewiß, Herr Professor. Ich sagte Ihnen ja, daß ich hier Schätze aufbewahre!“ Und eine Schatulle, eine Seltenheit nach der anderen, Rara und Curiosa sondergleichen kamen zum Vorschein. Die ganze kleine Gesellschaft war geradezu aufgeregter, unterhielt sich zwangloser, als es sonst in diesen Kreisen üblich sein mochte; die strenge Etikette war in angenehmster Weise gelockert.

„Ich denke, wir lassen's nun genug sein“, meinte schließlich der Gastgeber, „es gibt noch manches andere zu zeigen und mit der Zeit erlahmt auch das Interesse für die schönsten und edelsten Dinge.“ Damit hatte er alle die Seltenheiten wieder in ihren Fächern untergebracht und er drückte die halbrunde Stahlwand

zu, bis ein Knaden das Einschnappen der Thür verriet. Im selben Moment, ohne daß der Baron, der zurückgetreten war, auch nur eine Handbewegung gemacht hatte (er war aufmerksam beobachtet worden), drehte sich unter dem dumpfen Geräusch eines arbeitenden Mechanismus der Mittelteil, bis wieder die Glasscheibe mit den dahinter befindlichen Bänden wie zuvor das ursprüngliche Bild der Bibliothek vervollständigte.

Der Geheimrat Dr. Ortmann schüttelte den Kopf. „Merkwürdig, merkwürdig.“ Jener Herr mit dem fremden Akzent in der Sprache wandte sich ihm zu: „Nicht wahr, mein Herr, Sie meinen den Umstand, daß ohne jeden ersichtbaren äußeren Einfluß der Mechanismus in Tätigkeit tritt? Ich habe den Herrn Baron genau beobachtet: nachdem er den Stahlwedel geschlossen, lehnte er sich an den Tisch, und die Geschichte drehte sich. Übrigens, ich bin ganz konsterniert! Solche Schätze! Als Bücherfreund könnte man den Herrn Baron beneiden, wirklich beneiden.“ Ganz hastig und heißer klang es, als er dies sagte.

„Ja, ein seltener Sammler von erlesenem Geschmaç und — immensem Vermögen.“

Damit waren die beiden als die letzten der Gruppe plaudernder und gestikulierender Herren und Damen gefolgt, die der Baron nun von einem der kleinen Lesezimmer zum andern führte, jene kleinen Räume, die sich um den runden Büchersaal mit der geheimnisvollen Bibliothek herum gruppierten. Diese Zimmer erhielten nicht wie der Hauptsaal, ihr Licht vornehmlich von oben, sondern seitlich durch Fenster, die reizende Blicke nach dem Schloßpark, dem wasserrosengeschmückten Schloßteich und nach den nahen Bergen mit dem alten zerfallenen Raubschloß, dem einstigen Ahnenstiz des Gastgebers im Vordergrunde, freigaben.

Einer der Gäste hatte den Blick nochmals nach dem Riesenschrank zurückgewandt, gleichsam, als wollte er das Geheimnis erspähen, das dort jene Schätze hütete. Säh fladerte in seinen

Zügel eine Bier auf, die hätte erschrecken können; aber niemand fing diesen Blick auf, niemand hörte, was dieser elegante Herr zwischen den blanken Zähnen in fremder Sprache vor sich hin murmelte.

Da war also zunächst ein dem allgemeinen Brauche dienendes Lesezimmer, dann das Bibliothekszimmer der Dame, ein entzückend licht und farbig ausgestatteter Raum mit zierlichen Bücherschränken, buntgeblühten Sesseln und Tapeten und Tragonardmotiven in goldenen Rokokorahmen. Daran schloß sich ein Bibliotheksraum für die Freunde absonderlicher Literatur, Astronomie, Astrologie, Okkultismus usw. an, mit einem ehrwürdigen Barodschrant voll zum Teil alter schweinslederner Folianten, denen man die mittelalterliche Gelehrsamkeit von weitem ansah. Die blaue Decke mit golden aufgetragenen Gestirnen bedeckt, auf den Wandbrettern Atlanten, alte Mikroskope, ein Astrolabium von dem berühmten Nürnberger Mechaniker Hartmann usw. Dann das Studierzimmer des Herrn, ganz einfach ausgestattet mit den Porträts der großen Physiker und Chemiker an den Wänden, vielen Bücherreihen mit meist schmutzigen Bücherrücken usw. und daran anschließend das physikalische Laboratorium mit zahlreichen Instrumenten und Apparaten in großen Glaschränken, Induktoren, Vakuumröhren seltsamster Art, Schalttafeln an den Wänden usw.

„Huh, hier ist's gefährlich“, meinte eine Dame mit erkünstelter Furcht, „hier riecht's nach Starkstrom!“

„Gnädige Frau können Recht haben; von hier aus sind auch meine Bücherschätze gesichert.“

„Was sagte er?“ wiederholte halb zu sich selbst jener Herr, der vielleicht gar nicht in diese Gesellschaft gehörte. „Von hier aus sichert er seine Bücherschätze? Also elektrisch gesichert. Hm. Besonders schwierig...“ Scheu sah er um sich... doch nein, niemand hatte es gehört.

„Von hier aus geht's dann nach unsern privaten Appartements.“ Das war zugleich das Signal zur Umkehr. Man durchquerte den Bibliotheksaal, überschaute noch einmal im Vorbeigehen die Herrlichkeiten, die er barg, und bei Zigarren, Likör und Eisgetränken besprach man in zwangloser Unterhaltung das Gesehene und Erlebte. So fand ein interessanter, durch keinen Mißton getrübler Abend der Bibliophilen seinen Abschluß. Nach einigen freundlichen Worten des Gastgeber's und herzlichem Dankesworten empfahl sich die Gesellschaft.

Der Baron blieb wie üblich mit seiner lebenswürdigen und geistreichen Gattin noch ein halbes Stündchen in seinem Arbeitszimmer auf. Ihr Gespräch galt den Gästen, besonders denen, die zum ersten Male geladen waren.

„Eine geistvolle reizende Gesellschaft“, meinte zufrieden der Hausherr.

„Gewiß, im allgemeinen wohl, mein Lieber. Aber hast du den Marquis de Pierrepont beobachtet, ist dir an ihm nichts aufgefallen?“

„Nicht, daß ich wüßte; er schien sehr interessirt.“

„Ja, s e h r interessirt. Er verschlang beinahe mit den Augen deine Schätze. Ich fing einen Blick auf, der mir offen gestanden, nicht gefiel. Wenn er überhaupt der ist, als den er sich ausgibt, so ist er unter Umständen ein Bücherfreund, bei dem die Bier nach seltenen Büchern gegebenenfalls allen moralischen Halt beseitigt.“

Der Hausherr lachte belustigt auf. „Liebling, du weißt, ich schätze deine Menschenkenntnis, sicher siehst du aber hier etwas zu schwarz. Es schien nicht, als ob mein Besitz bei meinen Gästen Neid ausgelöst hätte. Die Bewunderung schien mir im Gegenteile echt und neidlos. Schließlich würde ich es bedauern, wenn meine Schätze einen andern unglücklich machten, weil sein eigener bibliophiler Besitz ihm dagegen vielleicht nichtig er-

scheint . . . Sodann sind ja die wertvollsten Stücke hinreichend gesichert. Ich denke, wir gehen schlafen.“ Er ging nebenan ins Laboratorium, ein Schalter knackte, dann löschte er die Glühlampe, die von seinem Arbeitszimmer aus einen langen Lichtstreifen durch den dunklen Raum nach der Bibliothek geworfen und dort in mildem Glanz den feinen Schmuck der vergoldeten Buchrücken aufleuchten ließ.

* * *

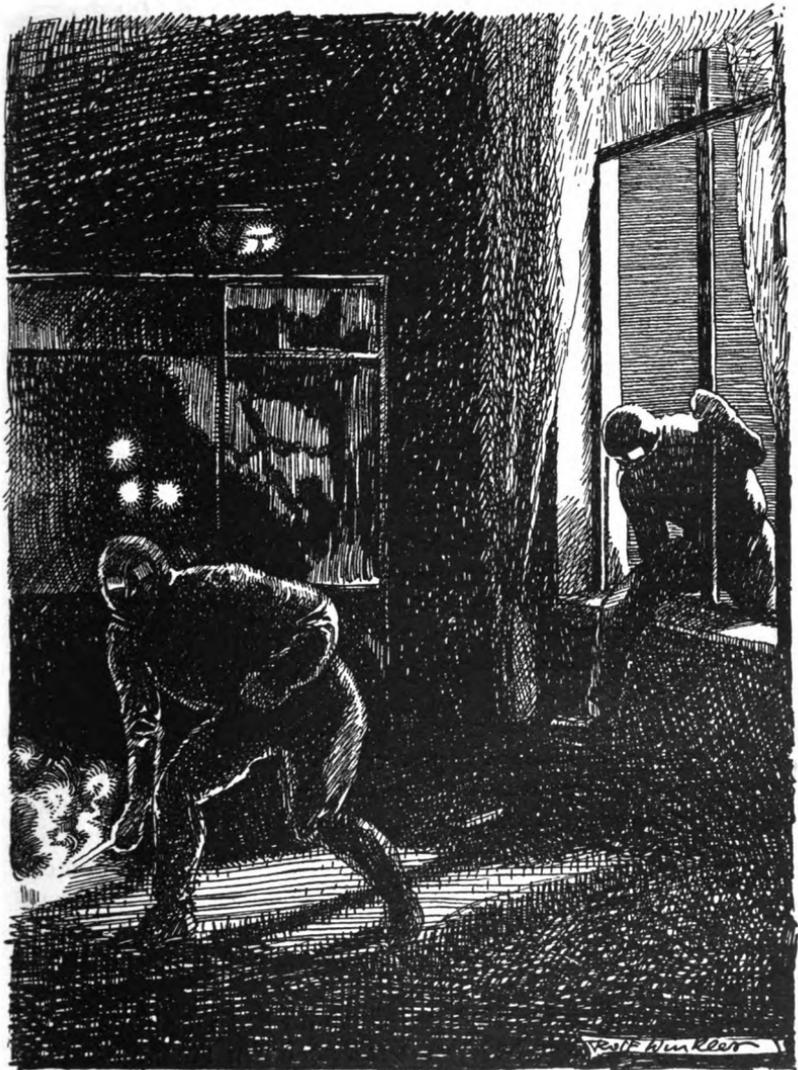
Drei Tage später kam der Baron sehr aufgeregte ins Schlafzimmer seiner Gemahlin, die etwas länger zu schlummern pflegte als ihr Gatte, denn der Baron widmete sich bereits sehr früh am Tage in seinem, dem Schloßteich zugewandten Arbeitszimmer seinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten.

„Gerda, bist du wach? Entschuldige, wenn ich dich so früh störe. Aber, was meinst du wohl — ich bin einfach außer mir — denke doch, heute früh war die elektrische Bibliotheksicherung abgestellt, und ich weiß doch genau, daß ich nicht vergaß, sie gestern abend einzurücken!“

„Aber Rolf, da warst du eben gestern abend etwas zerstreut und wolltest es tun, vergahest es aber“, kam es etwas schläfrig zurück.

„Aber Liebling, wo denkst du hin! Das kommt nicht in Frage; ich habe die Starkstromleitung gestern eingeschaltet, bestimmt. Es ist jemand letzte Nacht im Bibliotheksraum gewesen, hat vielleicht etwas suchen wollen und hat vorher ausgerückt. Ich habe vor dem einen Fenster nach dem Park zu frische Fußspuren gefunden und oben im Fensterbrett sind scharfe Eindrücke von den Greisern, etwa einer Strickleiter zu sehen.“

Ganz erschreckt schaute ihn seine nun völlig ermunterte Gattin an. „Entsetzlich, entsetzlich! Rolf, hast du denn jemand gesagt, wie du deine Bibliothek sicherst?“



„Aber nein! Doch halt! Am Sonnabend, als wir unsere bibliophilen Gäste da hatten, habe ich beiläufig bemerkt, daß vom Laboratorium aus die Bibliothek gesichert wird.“

„Na siehst du!“

„Ach was“, warf etwas ärgerlich der Baron ein, „Geheimräte und Professoren sind keine Einbrecher. Aber“, so fügte er etwas nachdenklich hinzu, „ich werde auf der Hut sein.“

Der Baron konnte tagsüber keine rechte Ruhe finden, dauernd waren seine Gedanken bei dem versuchten, nein, bei dem vollendeten Einbruch. Merkwürdigerweise vermischte er aber nichts. Welchem Zwecke mochte dann aber der nächtliche Besuch gebient haben? Galt er seinen bibliophilen Schätzen? Dann aber konnte es eben doch nur jemand aus der Gesellschaft sein, denen er seine Bücher gezeigt.

Abends lag er auf der Lauer. Vom verdeckten Fenster eines kleinen Nebenraumes aus, dessen unsichtbare Tapetentüre zum Laboratorium führte, konnte man genau die Bibliothek und jene Seite nach den Fenstern zu sehen. Ein mit dem Schlupfwinkel verbundenes Mikrophon mit Lautverstärker, unsichtbar auf der Bibliothek angebracht, mußte jedes, auch das geringste Geräusch deutlich hörbar machen.

Der Baron und sein Förster hatten, die Hörer am Ohr, schon einige Stunden gewacht. Die Nacht war ziemlich weit vorgeückt, die im Flüstertone geführte Unterhaltung floß müde dahin. Das Leuchtzifferblatt der Taschenuhr des Barons ließ deutlich erkennen, daß es bereits $\frac{1}{2}$ Uhr sei. Der Vollmond schien bläulich-grün ins Zimmer, erhellte Streifen des Raumes und warf lange gespenstische Schatten. Rein Laut regte sich, nur ab und zu hörte man aus weiter Ferne das Anschlagen eines Hundes.

Da plötzlich traf ein leichtes Geräusch das Ohr des Barons und da — was war das? — vor dem hellen Ausschnitt eines

Fensters, das den beiden Lauschern gegenüber lag, erhoben sich langsam schwankend, wie zwei gespenstische Fühler, anscheinend Stangen, die mit einem Mechanismus verbunden schienen. Eine leichte mehrfache Bewegung, dann mochte etwas eingeschnappt sein.

„Man hat eine Strickleiter eingehakt“, flüsterte der Baron; jetzt geht's los. Halten Sie Ihren Browning bereit. Alles wie verabredet.“

Die leichte Müdigkeit, die sich bleiern über ihre Lider gelegt hatte, war wie weggescheucht. Alle Sinne waren aufs äußerste gespannt. Das Herz schien hörbar zu schlagen. Etwas von jenem Aufruhr hatte sie ergriffen, wie wenn sie einen kapitalen Bod oder einen Sechzehnder vor der Mündung ihrer Gewehre hatten. Aber im Nu hatten die beiden Männer ihre Erregung gemeißert. Ihre Augen bohrten sich förmlich in das Zwielicht, um soviel als möglich von dem zu erspähen, das sich da vor ihnen abspielte. Kaum eine Minute, nachdem die Strickleiter befestigt schien, wurde ein leises, durch den Lautverstärker deutlich wahrnehmbares rhythmisches Geräusch hörbar... Jemand schien die Leiter zu erklimmen. Im nächsten Augenblick tauchte ein unförmiges Etwas über dem Fensterbrett auf, dem ein plumper Körper folgte. Denn daß es einer sein mußte, bewiesen die beiden Arme, die das Fensterkreuz faßten — dann glitt lautlos ein Schatten herein und verschloß mit dem Dunkel, das den hellen Fensterauschnitt umgab. Gleich darauf folgte ein zweiter Schatten; geräuschlos wie ein Schemen huschte auch er durch's Fenster.

Jetzt schlichen diese beiden Gestalten durch einen vom Monde hellerleuchteten Streifen des Zimmers und nun konnte man auch gewisse Einzelheiten erkennen, die allerdings geeignet waren, einen Menschen mit Schrecken zu erfüllen, selbst wenn die näheren Umstände weniger auf Grauen eingestellt waren, wie hier in

dieser nächtlichen Stille. Zwei unförmig verquollene braune Ungeheuer waren es, die sich da langsam und schleppend mit schlafendem Gang der Bibliothek näherten. Bei einer Bewegung des einen Ungetüms sah man deutlich zwei grünlich schillernde viereckige Flecke, die wohl an Stelle der Augen sein oder sie verdecken mochten. Wie sagenhafte Tiefseeungeheuer, übernatürlich vergrößert, wirkten sie in der Nacht, wo die Schatten schreckhaft ins Gigantische wachsen. So mochte man sich Marsmenschen vorstellen. Bei diesem rätselhaft schrecklichen Anblick schien das Blut in den Adern gerinnen zu wollen; dann pulste es mit um so größerer Heftigkeit, daß es den beiden Lauschern eine Blutwelle nach dem Kopfe trieb und wie ein Strom in den Ohren brauste.

„Was ist denn das?“ hatte der Förster kaum hörbar ge-flüstert, ohne zunächst eine Antwort zu erhalten.

„Elektrische Schukanzüge gegen Hochspannung“, flüsterte es dann zurtück.

Jetzt setzte auch eine leise Unterhaltung zwischen den beiden Schattenwesen ein, die durch den Lautverstärker deutlich hörbar wurde.

Der Förster preßte den Hörer an sein Ohr, damit ja kein Geräusch in den Saal dringe; eine unnötige Besorgnis...

„Jetzt sieh nach, ob der Starkstrom abgestellt ist“, flüsterte leise der eine und mochte mit einem wahrscheinlich isolierten Metallstab der Messingplatte nahegekommen sein, denn plötzlich sprühte es bläulich und weiß mit gelber Aureole allenthalben aus der Platte vor dem Rundteil der Bibliothek hoch und beleuchtete gespenstisch den einen, der sich dort zu schaffen machte.

„Abstellen“, befahl es dann, und nun sahen die beiden Lauscher, wie einer ins Laboratorium schlich... für Sekunden zuckte ein Licht auf, dann knackte ein Schalter, viel zu laut, als dem einen da im Saale lieb sein mochte, denn ein „Pst“ klang herüber.

Und dann machten sich beide vor der Bibliothek zu schaffen.

„Also mit Gewalt drehen läßt sie sich nicht, wir müssen den Mechanismus entdecken.“

„Wie hatte er denn gestanden?“ fragte der eine.

Der andere mochte jetzt eine Stellung nachahmen.

„So.“

„Und wie stand er denn, als der Mittelteil sich zurückdrehte?“

„Auch so.“

„Wie hatte er denn die Hände?“

„So aufgestützt.“

Wieder mochte einer von beiden eine Stellung ausprobieren, denn er stand mitten vor dem Rundteil der Bibliothek und stützte sich mit beiden Armen auf den hinter ihm stehenden Tisch, wie sich etwa der Baron aufgestützt haben mochte, als er seinen Gästen seine bibliophilen Schätze gezeigt.

„Also müssen hier an diesem Tische Kontakte sein“, flüsterte es abermals.

„Die Schurken sind bei Gott scharffinnig“, dachte der Baron, „die reinsten Detektive.“

Bei einem bleichen, seitlich abgeblendeten Lichte hantierten jetzt die beiden Einbrecher. Gewissenhaft untersuchten sie den mit Einkerbungen versehenen und mit geschnitztem Blattwerk verzierten Rand der Tischplatte und fanden bald drei Stellen, die sich wie elektrische Kontakte eindrücken ließen.

„So, jetzt haben wir's gleich“, hörte der Baron noch flüstern, da tönte bereits dumpfes Rollen und Dröhnen aus der Tiefe . . . Die Räuber mochten die Knöpfe in richtiger Folge gedrückt haben, denn schon drehte sich das wuchtige Mittelstück.

Der Baron hing die Hörer ab: „So, jetzt Achtung! Sie den, der flüchtet, ich den vor der Bibliothek.“

Lautlos wich die Tapetentür vor dem Drude der etwas zitternden Hand des Barons. Ein Blick überzeugte ihn, daß die

Einbrecher begannen, den kostbaren Inhalt der Bibliothek zusammenzuraffen . . . Da knackte ein Schalter, ein Flammenstrom schoß an dem einen der Einbrecher hoch, ein entsetzlicher Schrei durchschnitt die nächtliche Stille — und im selben Augenblick war das Bibliothekszimmer hell erleuchtet.

Der eine der Verbrecher, der vor der Bibliothek gestanden und eben nach einer der kostbaren Schatullen greifen wollte, stand starr, rührte kein Glied. Der zweite, der den ersten Schreck im Nu überwunden, hatte sogleich die Flucht ergriffen und war eben dabei, sich zum Fenster hinauszuschwingen, als ein donnerndes „Halt“ und ein drohend auf ihn gerichteter Browning seine Eile hemmte.

„Halt, Hände hoch, oder ich schieße!“

Da mochte der Einbrecher wohl fühlen, daß er unter solchen Umständen nur noch zwischen einem Schuß oder dem Absturz in die Tiefe zu rechnen hatte und hob die Arme. In einer Minute war das braune Ungetüm von der herbeigeeilten Dienerschaft gefesselt.

Ohne allzuviel Eile hatte sich der Baron in sein Laboratorium zurückbegeben und den Starkstrom ausgeschaltet. Schwer wie ein Sack fiel der andere Bücherräuber zur Seite . . .

Es konnte den Baron nicht sonderlich überraschen, in dem Bewußtlosen den „Marquis“ wiederzufinden. Über seine Haltung, die er bei diesem peinlichen Vorfall einzunehmen hatte, entschied das Bekenntnis dieses Mannes, dessen Bewußtlosigkeit und Lähmung bald gewichen war. Was dieser elegante Herr mit zerbrochener Stimme enthüllte, war freilich das Bild einer grenzenlosen krankhaften Leidenschaft für seltene Bücher, wie sie Flaubert so überzeugend geschildert und wie sie nicht selten solch unglückliche Bibliomanen zu Diebstahl, Brandstiftung, ja Mord getrieben hatte. Auch hier schien ein Fall vorzuliegen, der zweifellos den Nervenarzt mehr anging als den Strafrichter.

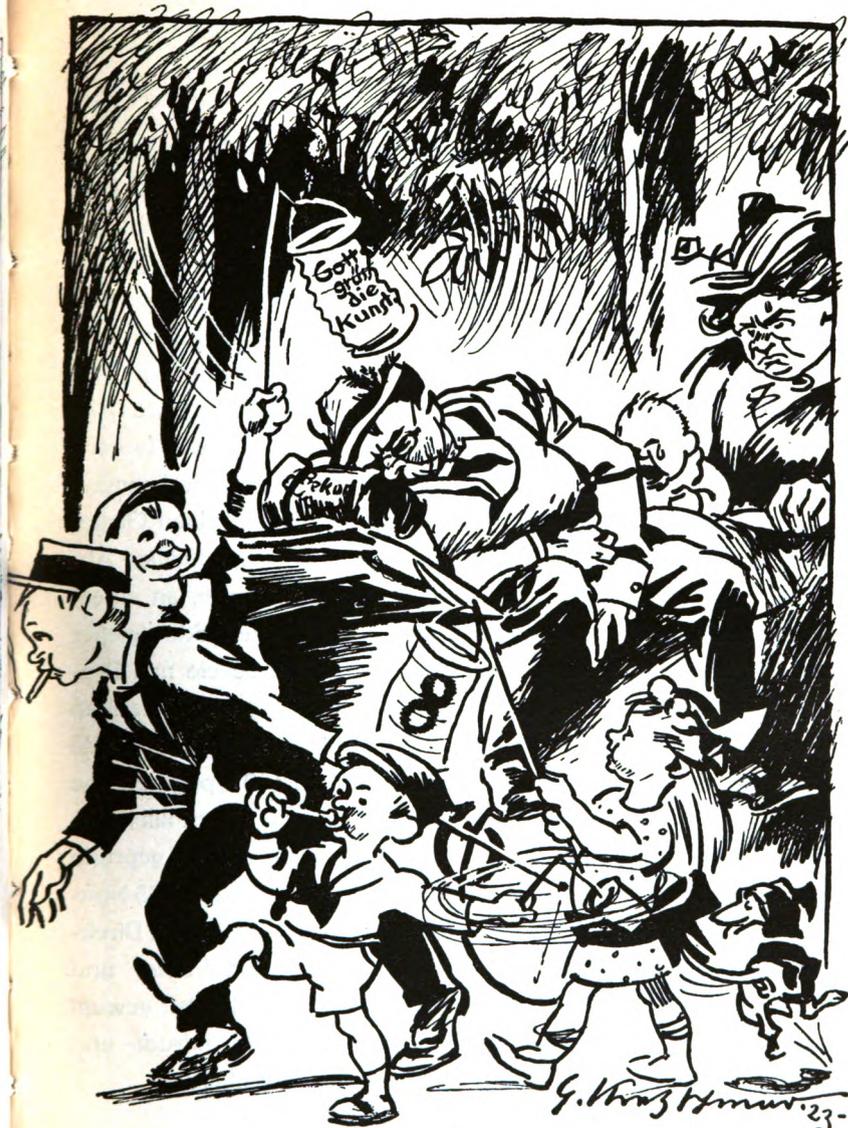
Auch schien dieser Mann völlig unter dem Einfluß des anderen gestanden zu haben, denn er entsann sich nur noch dunkel einer Unterhaltung mit seinem Landsmann, von da ab fehlte ihm jede Erinnerung. Daher auch seine Bestürzung über seine Umgebung bei seinem Erwachen; der Baron mußte ihm den ganzen Vorgang wiederholt schildern, ehe der Marquis alles zu begreifen schien. Der ganze verhängnisvolle Einfluß des anderen, unter dessen hypnotischem Zwange er handeln mußte, schien dem Marquis erst nach und nach voll zum Bewußtsein zu kommen.

Zweifellos war also jener andere und Stärkere ein Verbrecher, dieser ganz gebrochene Mann hier sein Opfer. Aber der Baron vermied den Skandal. Großmütig stellte er nur die eine Bedingung, daß beide innerhalb drei Tagen Deutschland zu verlassen hätten; eine Lösung, die auch die beiden „Bücherfreunde“ als die günstigste ansahen. —

Dieses merkwürdige Erlebnis erfuhren die Teilnehmer jenes Bibliophilenabends erst nach einer Reihe von Jahren.



„Auszug zum Johannisfest“



„Heimkehr vom Johannisfest“

DAS TYPOGRAPHISCHE URMAß

Der kürzlich verstorbene Professor *W. Foerster*, eine Koryphäe auf dem Gebiete für Maße und Gewichte, war auch hervorragend tätig an der Schaffung eines genauen Urmaßes für das typographische System. Bahnbrechend auf diesem Gebiete wirkte bis zu seinem Lebensende *Hermann Smalian* (gestorben 1917), der im Jahre 1878 auf die Wichtigkeit der Schaffung eines genauen und allgemein gültigen Typometers für das Didot-System, das sogenannte „französische System“, hinwies, das die deutschen Schriftgießereien seit dem Jahre 1873 eingeführt hatten, d. h. soweit die Durchführung möglich war (vorerst bei neu einzurichtenden Druckereien). Aber trotz der Anerkennung und Einführung dieses Normalsystems wies in den einzelnen Gießereien die Schrifthöhe doch noch mehr oder weniger auffällige Abweichungen auf, da es an einem ganz genauen Urmaß, an einem typographischen Typometer fehlte. Im Verein mit dem Schriftgießer und Messinglinienfabrikanten *Hermann Berthold* arbeitete nun Professor Foerster an einem Typometer, dessen Grundlage das Metermaß war. Auf Grund des Normalmeters der Berliner Sternwarte wurde festgestellt, daß bei 0 Grad Celsius auf ein Meter 2660 typographische Punkte gehen. Auf einen Punkt kommen genau 0,3759 Millimeter. Im Jahre 1879 erhielten die deutschen Gießereien amtlich geprüfte Teilmaße, und zwar Typometer von 30 Zentimetern, das sind 133 Nonpareille oder 798 Punkte. Foerster war zu der damaligen Zeit Direktor der Normal-Aichungskommission. Wenige Buchdrucker und Schriftgießer werden beim Ableben dieses großen Gelehrten gewußt haben, daß er mit beteiligt war an dieser für das Buchdruck- und Schriftgießergewerbe so überaus wichtigen Angelegenheit.

Das Siegel Gutenbergs



Gutenbergs Inseigel ist in einem einzigen Exemplar auf unsere Zeit überkommen. Es ist Eigentum des Börsenvereins der deutschen Buchhändler und wird gemäß seines unschätzbaren Wertes in einer gläsernen Kapsel wohl verwahrt. Dieses bräunliche Wachstiegel befand sich ursprünglich an einer aus dem Archive des Stiftes St. Thomä zu Straßburg herührenden, lateinisch abgefaßten Original-Urkunde, die am 17. November a. d. 1442 vor dem bischöflichen Gerichte zu Straßburg ausgefertigt wurde und aus der hervorgeht, daß „Johannes dictus Gensefleisch alias Gutemberg de Maguncia“ von dem Stifte „achtzig Pfund“ aufgenommen hat, zweifellos, um damit die von ihm erfundene Kunst zu vervollkommen und auszuüben. Der etwas verdrückte Wachstempel läßt einen auf seinen Stock gestützten Bettler erkennen, der eine Schüssel vorhält. Die teilweise unlesbare Umschrift des Sigills scheint zu heißen:

„S. Hans Gensfleisch dei. Gutemberg“

(Sigillum Hans Gensfleisch dicti Gutemberg).



Das Gipfelbuch

RENGELHARDT

Ein Erlebnis und ein Wunsch.

Von Dr. H. VON BRONSART, Heilbronn a. N.

I.

Auf dem Gipfel so manchen Berges, dessen Erklömmung einige Anstrengung voraussetzt, steht so eine Art kleiner Taubenschlag. Auf einem wetterfesten, knapp meterhohen Pfosten ein Häuschen aus Blech. Nimmt man den Dedel ab, so findet man das Gipfelbuch. Es ist in durables Leinen gebunden und an

einer kleinen Kette festgelegt. Manchmal ist auch ein angeketterter Bleistift dabei. Manchmal auch nicht.

Dies Gipfelbuch ist eine segensreiche Einrichtung. Eispidel und Bergstod sind dagegen ganz unnützliche Gegenstände. Letzteren bekommt man, auch wenn er an seinem oberen Ende mit einem „Buketn“ aus Inntaledelweiß geschmückt ist, sehr leicht zwischen die Beine, weil er so lang und unhandlich ist; ersterer ist verdammt schwer und ungeschickt zu tragen, und im entscheidenden Augenblick weiß man dann doch nicht, wie man ihn anfassen und einsetzen soll.

Nur zu einem ist der Eispidel gut zu gebrauchen: hat man tatsächlich Bergesgipfel erreicht, so kann man mit dem scharfen Meißel seinen Namen ins Gestein hauen und damit dem harten Fels für ewige Zeiten einprägen, daß etwa am 6. Juli 1913 Egon Miesnidel aus Glauchau die Spitze des Demeljochs erklimmen habe.

Und hier setzt nun die segensreiche Eigenart des Gipfelbuches ein. Freundlich und geduldig nimmt es derlei belanglose Mitteilungen auf und verbirgt sie schamhaft zwischen seinen starken Pappdeckeln. Wenn man nicht will, so braucht man es durchaus nicht zu erfahren, wer alles vor einem schon auf dem Gipfel gewesen ist, und was sich die Betreffenden dabei gedacht haben. Denn man findet auch Gipfelbuchlyrik darin, von Bergesfreiheit, weitem Blick, blauendem Himmelreich und sich wälzenden Wolkenballen, von höher klopfendem Busen, sinkenden Knien und anderen Requisiten gut bürgerlicher Dichtkunst.

Wie schrecklich, stünden alle diese Ergüsse säuberlich eingemeißelt auf nackter Felswand!

Immerhin scheint es noch Gipfel zu geben, deren Umwelt so großartig ist, daß sie den Dichtern die Sprache verschlägt.

So einer war noch vor drei Jahren der Schafreuter im Karwendel. Inzwischen mag ja ein Gemütsathlet gekommen sein.

Aber damals standen nur ganz bescheiden Namen und Datum im Gipfelbuch, und nur einmal — es war gerade die letzte Eintragung — hatte die unendliche Einsamkeit, Gewalt und Stille der Bergwelt das Herz eines Jünglings so schwer bedrängt, daß er das Bekenntnis ablegen mußte, er habe — die Ilias mit auf den Gipfel genommen.

Ja, wahrhaftig, so stand es da: „N. N. 1.9.1922, mit Ilias“.

Ich war etwas erstaunt. Griechische Verse auf deutschen Berggipfeln? Nun, meinethalben. Die Oberlehrer aller Kinder behaupten ja, die griechische Kultur habe „Weltgeltung“. Mir wollten die geschwollenen Reden der antiken Heroen und das Waffengeklirr um Troja nicht recht zu der klaren Einsamkeit um mich her passen. Mein Vorgänger war vielleicht Oberlehrer oder Kandidat der Altphilologie gewesen, einer von jenen Leuten, die nur noch in antiken Versmaßen denken, reden und leben können.

Immerhin, war nicht diese schlichte Angabe „mit Ilias“ viel unaufdringlicher und zugleich ausdrucksvoller, als wenn der Mensch das Chaos seiner Gefühle in gutgemeinten, tiefempfundenen und ungeschickten Worten ergossen hätte?

Und — hatte ich nicht auch ein Buch im Rucksack, zerlesen wie das Brevier des frömmsten Priesters, das mir Rat und Kraft, Freude und Beglückung spendete, das in geläuterter Sprache alles das vor mich hinstellte, was ich verworren und dunkel in meinem Inneren längst empfand?

Als ich den Schafreuter verließ, trug ich mich auch in das Gipfelbuch ein: „H. v. B., 2. 9. 1922, mit Francés Kultur von morgen“.

Vielleicht hat unser Beispiel Schule gemacht.

Vielleicht hat mancher Bergsteiger nach uns auch das Bekenntnis in das Gipfelbuch geschrieben, wem er seinen Geist auf diese Bergfahrt anvertraut hat.

Für einen Psychologen wäre es unbedingt hochinteressant, den Reigen der verschiedenen Charaktere und Geistesanlagen zu betrachten, die sich hier manifestiert haben.

Ich bin kein Psychologe. Aber ich will trotzdem einmal wieder auf den Schafreuter klettern und das Gipfelbuch ansehen.

II.

Es könnte aber noch eine zweite Art von Gipfelbüchern geben.

In der kleinen süddeutschen Stadt, in die mein Beruf mich verschlagen hatte, verkehrte ich fast nur in einer der vier Buchhandlungen.

Und während die Spätnachmittagssonne grell und unerbittlich auf das Pflaster schien, saß ich im kühlen, dämmerigen Laden ganz hinten in einer Ecke mit der Buchhändlerin, die ihr Geschäft allein versorgte, und wir sprachen über Fragen des Tages und der Zeit.

Es war Hochsommer, Reisezeit, die „guten Kunden“ alle in der Sommerfrische — ganz stille Zeit fürs Geschäft.

Einmal nun hatte die Buchhändlerin sich in ihre über dem Laden gelegene Wohnung begeben, um den obligaten Samstagnachmittagsmokka zu brauen, und mir für diese Viertelstunde ihren Laden anvertraut. Wo die verschiedenen Bücher standen, wußte ich ungefähr: „Woche“, „Berliner Illustrierte“ und „Sonntagszeitung“ hatte ich schon einige Male „vertretungsweise“ ganz richtig verkauft, und viel konnte ja überhaupt in der Viertelstunde nicht passieren.

Eine ganze Weile kam denn auch niemand. Aber dann erschien ein hochgewachsener Jüngling, ohne Hut, mit bloßen Knien, ungeheure „Treter“ an den Füßen, mit einem Rucksack, der annähernd Dreiviertel Zentner wiegen mochte.

Ich eilte hinter den Ladentisch und fragte mit schiefgeneigtem Kopf, wie ich es der Besitzerin abgesehen hatte, nach des Kunden Begeh.

„Ich möchte ein Rudfadbuch!“

„Haben Sie es im Schaufenster gesehen?“ wollte ich gerade fragen, schluckte diese Dummheit aber noch zur rechten Zeit herunter, weil mir blizartig die Erleuchtung kam — sah ich mich doch plötzlich wieder auf dem Schafreuter liegen und voll inneren Jauchzens in der „Kultur von morgen“ lesen.

„Ach, Sie möchten ein Gipfelbuch?“ sagte ich also, immer noch mit schief gehaltenem Kopf.

„Nein, ein Rudfadbuch.“

„Wir meinen wohl dasselbe: ein Buch, das man in den Rudfad stecken und auf dem Gipfel eines Berges lesen kann.“

Etwas verblüfft über diese eingehende Analyse seines Wunsches gab der Wanderer zu: „Ganz recht, das möchte ich.“

Ich ließ die Bücher an meinem Geist vorüberziehen, die ich schon im Rudfad auf meinen vielen Wanderungen mitgeführt hatte.

„Nun, da ist zum Beispiel Meister Ekkehard, hier, Inselbücherei, bitte schön.“

Er blätterte darin: „Ach, wie schade, das ist ja ins Neuhochdeutsche übersetzt.“

„Ja, mittelhochdeutsch gibt es nur diese große Ausgabe von Pfeiffer — broschiert — hier, bitte“ — — ich klaubte den ungefügen Schmöcker aus dem Fach der Ladenhüter hervor. Das war nun wieder nichts zum Einstechen.

„Vielleicht den Heliand?“ schlug ich vor. Der fand auch keine Gnade. Er sei zwar gut im Format und auch leicht, aber doch ein bißchen „speziell“, nicht wahr? Auch die Edda wurde abgelehnt aus „technischen“ Gründen: die Diederichs-Ausgabe sei zu groß und schwer, die Reclam-Ausgabe habe zu kleinen Druck: „Denn man will doch auch mal des Abends in der Bleibe was lesen, und da ist die Beleuchtung auch nicht immer besonders gut.“

Goethes Briefe an Frau von Stein, Jean Pauls Siebenkäs, Lichtenbergs Aphorismen und der grüne Heinrich waren damit ebenfalls erledigt. Also wieder die Inselfücherei!

„Hier zum Beispiel der Angelus Silesius? Oder etwas von Ricarda Huch: Wonnebald Pflü — Gedichte — — vielleicht Till Eulenspiegel?“

Der Jüngling schwankte. Nein, die Inselfücherei sei doch nicht recht was für den Rucksack. Das Rückenschildchen würde sehr bald abfallen, und überhaupt der Rücken würde sich ablösen, die Büchlein seien alle zu leicht gebunden. Und der Pappdeckel würde knicken.

Nietzschebriefe in Auswahl — — zu schwer zu tragen (ich warf einen scheuen Blick auf den Rucksack und glaubte es ihm). Morgenstern „Stufen“ — — zu empfindlicher Einband. Aber jetzt: Mörkes Gedichte in der Pantheon-Ausgabe!? Na, man kann aber doch nicht immerzu Gedichte lesen — — —!

Heiliger Zwiebelstich! Das war ein ganz Schwieriger. Mein Herz schrie nach der Buchhändlerin. Aber der Kaffee war noch nicht durchgelaufen.

„Francé, Kultur von morgen?“

„Ach, ich will ja gerade vierzehn Tage nichts von Kultur sehen und hören.“

Dummer Esel, hatte ich auf der Zunge, unterdrückte es aber aus Rücksicht auf den Ruf des Buchladens, den ich nun mal im Augenblick repräsentierte.

„Nun, hier aus der deutschen Bibliothek, vielleicht Hölderlin? Oder Novalis?“ — Auch nicht, es sei zu schlecht gebunden. (Die Erfahrung hatte ich allerdings auch schon gemacht.)

„Nietzsches Zarathustra?“ Ja, aber die ganzen vierzehn Tage immer bloß Nietzsche — — ?

Ich versuchte noch Verschiedenes. Faust, Plato, Mark Aurel, Epiktet, Manfred Kyber, Paracelsus, Fechner, Reyslerling (welch

letzteren ich zwar nie im Rucksack gehabt habe, aber mir war nun schon alles eins).

Schließlich gab er es auf. Ich auch. Aber nach dieser langen Konferenz, in deren Verlauf sich schwankende Büchertürme auf dem Tisch aufgehäuft hatten, mochte der gute Junge doch nicht so aus dem Laden laufen, ohne etwas gekauft zu haben. Er murmelte bescheiden, er wolle dann also doch den Meister Ekkehard aus der Inselbücherei mitnehmen. Er bekam das Buch, ich bekam einige Milliarden Scheinchen, und der Rucksack schwankte aus der Tür.

In diesem Moment kam die Buchhändlerin mit der dampfenden Kaffeekanne. Sie machte runde Augen, als sie mich in dem Bücherchaos stehen sah, und staunte: „Was ist denn da passiert? Wollen Sie Räumungsverkauf machen?“

„Nein“, sagte ich etwas verlegen, „ich habe bloß ein Gipfelbuch verkauft“, und erzählte den Hergang.

Sie hörte mich geduldig an, mit schiefgeneigtem Kopf, und sagte zuletzt nachdenklich: „Ein Gipfelbuch? Da haben Sie etwas verkauft, was es noch gar nicht gibt.“



DIE KLEINSTEN BÜCHER

Auf der Pariser Welt-Ausstellung 1882 war eine vollständige Ausgabe von Dantes Göttlicher Komödie ausgestellt. Der kleine Band war 500 Seiten stark, das Format etwa 12 mm im Quadrat. The Alarm Almanac, der im Jahre 1781 in Paris von beweglichen Buchstaben gedruckt wurde, maß 14:18 mm. The Conot of Flowers, gedruckt in Holland um 1674, hat genau das Format von einem Viertel einer englischen Briefmarke. Der berühmte Sammler dieser typographischen Merkwürdigkeiten glaubte lange, daß dies das kleinste vorhandene Buch sei; er war aber im Irrtum. Diesen Ruhm beansprucht ein im Jahre 1897 bei Salmin gedrucktes Bändchen von 208 Seiten mit je neun Zeilen Text. Es enthält einen bisher nicht veröffentlichten Brief Galileis an Christine von Lothringen. Die Maße dieses mikroskopischen Büchelchens sind $9\frac{1}{2}$:6 mm. Man kann sich kaum vorstellen, wie es der Leser in der Hand halten, geschweige durchsehen oder gar darin lesen kann.



Deutscher Buch- und Steinbrucker, Juli 1921

Die „Leiche“

Eine mysteriöse Geschichte von BLANKENHORN, Altenburg



Im Sekretärzimmer war gedrückte Stimmung, schon frühmorgens, als die Arbeit beginnen sollte. Der Faktor lief umher und sagte jedem einzelnen einen Morgengruß. Derartige Grüße waren vor Jahren und sind selbst heutigestags noch eine eigene Sache. Man kann ganz ruhig an Heringe denken, an gesalzene. Hier hing es zusammen mit dem am Tage vorher gelübten eifrigen Bemühen fast sämtlicher Insassen des Reservereservats, den Montag seiner Würde als Arbeitstag zu entkleiden und ihm dieselbe feuchte Umrahmung zu geben wie dem Sonntag. Der Ansicht, daß die Schriftposten, die am Montag nicht leergesetzt werden, Speck und Vorteil für den Dienstag seien, dieser beweiskräftigen Idee eines Sekretärs schloß sich der Faktor nicht an. Überhaupt der! Jetzt, bei seiner Herings-Polonaise durch das Gäßchen, drohte er mit Aufstellung von Sekretärmaschinen, stellte sogar ein Trinkverbot in Aussicht und sagte etlichen Metteuren, daß die Autoren nach Korrekturen geschrieben hätten, also von dem und jenem Werke heute unbedingt wieder ein Bogen fortmüsse. Und weg war er.

„Ob mein Autor ebenfalls schrieb, Bis?“ fragte der lange Alfons sein Gegenüber. „Ich setze Faust von Goethe.“

Bis lachte: „Der Goethe wird sich hüten, zu schreiben. Mein noch lebender Verfasser mit seiner Stednabelschrift ebenfalls. Eine geschriebene Zeile gibt acht gedruckte! Sapperlot! Griechisch und halbfett und gefeilte Akzente — — hat sich was mit dem Bogenschiden.“

„Und dann das Trinkverbot!“ fing Alfons wieder an. „Der Fag scheint wirklich nicht zu wissen, was das bedeutet — — für manch einen den Tod. Und heute, da mein Geburtstag ist, da gerade soll ein Trinkverbot unterwegs sein — — Junge, Junge!“ — Eine Flasche kam hoch. — „Erst die noch, dann kanns Abstinenzeln losgeh'n. Was, Kinder?“ Was die Flasche enthielt, war mehr Wein als Spirit.

Sechs Mann sagten dem Schwerenöter sofort rundheraus, daß sie nicht wieder mitmachten. So viele Geburtstage wie er habe, hätte nicht mal die stärkste Familie aufzuweisen. Der kategorische Imperativ laute heute: Gratuliere dir selbst! und schürfe allein! Es dauerte nicht lange, und die Seklinien glühten, der Verführer war isoliert und gezwungen, den guten Beispielen zu folgen. Alle Mann schienen dem Fag beweisen zu wollen, daß Sechsmaschinen das überflüssigste Möbel von der Welt sind, daß man für Dienstag, Mittwoch und Donnerstag eventuell ein Trinkverbot zu schlucken versuchen könne und etwelche Autoren ihre gewünschten Bogen kriegen würden, vorausgesetzt, daß nicht alles ein Schredschuß war und dem Trieb zum Textlesen entsprang.

Standhaft bewahrten alle ihre abwehrende Haltung, und der Geburtstäger allein maß an leerer werdender Flasche seine Leistungsfähigkeit; widerlegte die These, die da behauptet, daß es einen leeren Raum nicht gäbe: seine Flasche hatte am späten Nachmittage nur leeren Raum. Alfons selber war das Gegenteil von leer und ließ sich in einer Ecke nieder. Goethe konnte sehen, wo er den fälligen Bogen herkriegte.

„Der Lange sitzt lädiert auf der Zeugkiste“, signalisierte einer, und es echote: „Nicht a u f, sondern hinein i n die Zeugkiste gehört er.“ Alfons erhob sich, sah nach seinem Beleidiger und wollte zu ihm, faßte falschen Tritt und kam zu Falle. Seine Größe ward sein Verhängnis. Ein kleiner Kerl wäre schneller

am Boden gewesen als unser Held, der hatte einen größeren Bogen in der Luft zu beschreiben, stationierte insolgedessen mit der Stirn an einer Sekstastenecke und kam dann unten an. Lag da. Ohnmacht umfing ihn. Alfons war weg. Die Schriftsetzer sahen jetzt erst, wie lang ihr Kollege eigentlich war. Arme und Beine ausgebreitet, füllte seine Gestalt das Parkett der ganzen Gasse. Und auf der Stirn, unter der sonst hohe Gedanken zu thronen pflegten, wuchs zusehends ein Horn, kein blankes, sondern ein braunblaugrünes, das ihm auch nicht gerade übel zu Gesichte stand.

Die bekannte außerberufliche Vielseitigkeit der Typographen trat nun in die Erscheinung: ein ehemaliger sogenannter Pflasterkasten der deutschen Heeresmacht tastete neunzehn Stellen am Körper des Daliegenden ab und stellte mit Sicherheit fest: der Puls schlägt nicht mehr, Alfonsos Herz steht still! Guter Rat war teuer. Ob Betriebsunfall mit Tod oder Scheintod, das war nun die Frage. Auf alle Fälle mußte die Geschäftsleitung benachrichtigt werden, sie hatte das Hausrecht, hatte zu entscheiden, was mit dem Toten oder Verunglückten zu geschehen habe. Den Kollegen ging die heutige Sache nichts an, Alfons hatte für sich gespielt, was der Fag allerdings nicht wissen konnte. Der war heute nur einmal in der kleinen arbeitsfreudigen Abteilung gewesen. Jetzt kam er, sah, schnupperte nur und ging wieder. Hatte er etwa das ganze Reiten in Verdacht?

Eine wie leblos am Boden liegende Gestalt erregt stets Mitleid und Bedauern. Ohne langes Überlegen schickte der Drudereileiter, nachdem er das Malheur beguckte, nach dem nächsten Arzt und nach der polizeilichen Krankentragbahre, behufs Transports nach der Wohnung oder sonstwohin. Der Arzt war bald zur Stelle und untersuchte, war aber furchtbar schnell fertig. Raum gekommen, ging er bereits wieder und meinte: „Kommen Sie ihrem Kollegen nur ja nicht mit einem brennenden Streich-

holz zu nahe, sonst explodiert er nämlich.“ Das war kurz, blüdig und vielsagend, löste aber in etwas die Spannung, die über allen Anwesenden, inklusive dem Toten, lag. Der sogar schlug die Auglein auf — Alfons schielte jetzt mit dem rechten Auge in die linke Westentasche — und verlangte mit zerbrochener Stimme eine — — Prise. Sechs Schnupftabaksdosen schwebten strahlenförmig über seinem Haupte. Und bald saß er wieder auf der Zeugkiste und hörte von seiner Himmelfahrt in den Hundstagen. Tot war er nicht, wie Figura zeigte, allerdings, geschwächt kam er sich vor, und hundert Brände hatte er im Leibe. Diese dämpfte der Pflasterkasten, der wieder den Arzt-Stellvertreter markierte, mit etlichen Rännchen frischen, klaren Brunnenwassers und machte auch mit Alfons Gehversuche, die ersten nach langer, banger Stunde.

In diese geordnete Situation brachte die Nachricht, daß der Krankenkorb da sei, neue Verwirrung. Alfons lehnte ab, einzusteigen. Wer den Korb bestellt habe, solle nur sich neinelgen, er tue es auf keinen Fall, gehe per pedes apostolorum. Nie habe das Geschäft ihn von der Arbeit heimtragen lassen, warum gerade heute, wo alles so gut gegangen?! Ein neuer Schwächeanfall machte ihn geflügig, und in verschleiertem Posttritt, eine Stütze hüben und eine drüben, führte man den Totgeglaubten, angetan mit Seherkittel und Pantöffelchen an den Beinen, die Treppe hinab an die Haustüre, der Haltestelle für Krankenkörbe. Zwei handfeste Dienstmänner als Träger boten Gewähr dafür, Alfons gut und sicher zu befördern und mit starken Armen der Schlummermutter unversehrt an die Brust zu legen.

Neugierige umfanden den Korb, auch ein Mann in dunkelm Anzug, einen schäbigen Zylinder auf dem Kopfe. Es war die stadtbekannte Persönlichkeit des städtischen Leichenbitters, den sein Weg zufällig vorüberführte. Er ragte hier nicht gerade angenehm hervor und war der einzige, den Alfonsos Blick erfaßte.

Die auf den Treppenabsätzen spalierbildenden Drudereiangehörigen hatte er mit Verachtung gestraft, was die dachten wußte er; für die war und blieb er tot und verstellte sich jetzt nur. Alles das war zu ertragen, des Leichenbitters Anwesenheit weniger. Nach Lage der Sache konnte Alfons annehmen, daß er mit Haut und Haaren, wie er lebte und lebte, in die Leichenkammer kommen sollte. War wirklich alles der Anfang eines regelrechten Leichenbegängnisses mit ihm in der Hauptrolle? Er ward immer munterer. Resolut fuhr er auf den nichtsahnenden Mann zu, der das Unglück hatte Maulaffen feilzubalten und doch Leichenbitter zu sein: „Haste Beene? Kannste renn'n? Dann sieh zu, wo du deine Leichen herkriegst, mich erwischtste nich!“ und etliche Neugierige zur Seite drängend, fauste er mit der Schnelligkeit eines guten Rennpferdes die Straße entlang, wie er war, im Arbeitskittel, und mit Pantoffeln. Wo er die letzteren verloren hatte, konnte er nicht sagen, als er auf leichten Soden schweißtriefend in seiner Wohnung ankam.

Nach einem erquickenden Schummer von 48 Stunden war Alfons wieder mopsfidel, haute jedoch den Sack, wie die Buchdrucker sagen, ließ an Goethes Faust einen anderen weitersehen und schüttelte den Staub des Städtchens von den Pantoffeln resp. den Halbschuben; die Pantoffeln waren ja bei der Flucht ins Leben flöten gegangen; die Druderei bezahlte die kalgesezten Krankenträger — alles war bon, und die Leiche suchte sich eine neue Seherstelle, wo sie nicht Gefahr lief mit 115 Pfund Lebendgewicht schlecht beschäftigten Leichenmännern über die Saure-Gurken-Zeit hinweghelfen zu müssen. Mit einem Wort: Alfons ging in Kondition, wo er seines Lebens sicher war.

COSTER- MEDAILLE

*

Die Niederländer lassen sich ihren großen Erfinder der Buchdruckerkunst, *Laurens Coster*, nicht nehmen. Immer wieder erscheinen in ihren Zeitschriften Aufsätze über diesen ersten niederländischen Drucker, und immer neue Urkunden werden gesucht, um sein Erstgeburtsrecht an der schwarzen Kunst zu beweisen. Ein Goldschmied in Haarlem hat nun eine Coster-Erinnerungs-Medaille fertiggestellt zum fünften Coster-Jubiläum. Der Text lautet: Costers Erfindung in Erinnerung gebracht 1923, und auf der anderen Seite steht der hübsche Reim:

*Wanneer ge van een boek geniet,
Vergeet dan Laurens Coster niet,*

was man in deutschen Reimen übersetzen könnte:

*Bekommst ein Buch du zu Gesicht,
Vergiß den Laurens Coster nicht.*

Wir würden freilich in unserem Sinne den Namen Coster durch Gutenberg ersetzen, ohne dadurch dem niederländischen Erfinder irgendetwas zu nahe treten zu wollen. sch



Scherenschnitt nach dem Original von Walter Rosch, Leipzig

„RUHE SANFT!“

Einft in einem schönen Städtel,
Ob's in Preußen oder Sachsen,
Ob es liegt auf anderm Streifen,
Etwa wo die Trauben wachsen,
Wo die Leute Krüge greifen,
Oder wo man Schnaps kann pfeifen,
Ist egal. — Also im Orte
Starb ein braver Fleischermeister,
So ein reicher, schwerer, feister,
Wie ihn jede deutsche Stadt
Neben schlanken Typographen
Immer aufzuweisen hat.
Was bei Lebzeit der nie übte
Und unmöglich blieb bis jetzt —
Durch sein Scheiden ward die Schwarze
Kunst in Lohn und Brot gesetzt.
Seine guten Freunde weihten
Ihm den Kranz, der ihm gebührte,
Für die Schleife man die beiden
Worte „Ruhe sanft!“ erkürte,
Aufzudrucken auf beiden Seiten
Von der kleinsten Druckerei,
So am Orte dominierte.
Husch husch husch und eins zwei drei
Lief der Auftrag die Instanzen,

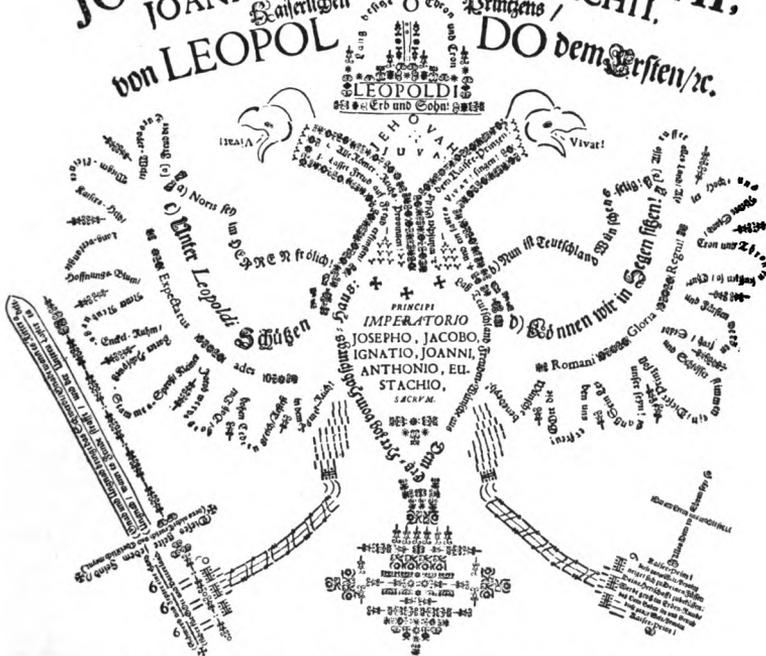
*Fand den Weg zum „Schweizerfäbel“,
Der für sowas stets parat
Und im allergrößten Ganzen
Meistens niemals nicht im Nebel
Seine schönsten Taten tat.
Und: Der „Säbel“ nahm die Flinte,
Seine schnelle Rechte pinnte
Zehn Minuten sicherlich;
Schrift und Zeilenfall studierend,
Sich in Träumerei verlierend,
Selbstgefällig und zufrieden
Er den Henri quatre strich.
Spuckte in die zünft'gen Hände,
Führend schließlich an dem Tiegel
's gute Werk zum guten Ende.*

*Und was rückte auf der Schleife
Ins Bereich der Möglichkeiten?
Konnte es dem schwarzen Künstler
Ehrlichen Triumph bereiten?
Beinah manuskriptgerecht,
Groß in Blockschrift war zu lesen,
Fehlerfrei und farbecht:*

**Ruhe samft
auf beide Seiten?**

Bl.

Königlich-Teutsches Dank- und Denckmal/
 über die Höchft-erfreuliche Geburt
JOSEPHI, JACOBI, IGNA TII,
 JOANNIS, ANTHONII, EUSTACHII,
 Kaiserlichen Prinzens /
 von LEOPOLD DO dem Ersten/.



Wie Freudhoff! Wenn nicht unsre (Hörnen ein?)
 ganz Teutschland mag nummeren? Der darüber frucht:
 und LEOPOLD, des Teutschen Acker/Ängst/
 nun in der Ding ist sein Prinzen-Geist/
 der Fleiss zur Vermählung JUNG laßt
 vor Freud/ die Ihr der Hochzeit hat gemacht,
 Schaut! Venus schilt beiderem Jov Anagist/
 die Grazien mit Ihr sich alreden nicht/
 die Svada schreit vor Ihr fast Sprache-lett/
 die Fama geht zum Schallten (Trauben-Geist)
 in die Trompet/ und ruffet überlaut:
 Komt die Bildere/ Formt und schaut/
 bereit ein Braut von LEOPOLD reuset/
 das Wogen-Gold/ der kleine Jacob geret!

der groß vom Stamm/ sich flammet und beidelt/
 den Ursprung in einem Kinn macht/
 und Höben rufft: Lang leb die Kaiserstätt!
 Die doreu thronen im goldenen Thronen-Zett/
 O LEOPOLD! vor dem Thronen-Zern/
 weil wieder ist der Darter in dem Schu/
 noch Item/ nach (Werk) und Werk in die Judd/
 bald man die Freud des Oeffnerer ist/
 in dem sehr mit seiner Art nicht ab/
 So LEOPOLD! auch seinen Erben hab/
 Der rufft nach Ihm von einem Thron nicht mehr/
 und Freud-venne das Freud und Oeffnerer/
 So mündert/ aus sich/ ein Linder Darter/
 So wunde der Freud-Geist/ die großer Darter!

In Österreich 1781 abgedruckt. Die Druck-
 legen sind mit: Wien, nachher in mehreren
 Wien, Klettner und Johann Joseph Klettner.

Altes Satzungsfüchchen

ALLE RLEI ZWIEBELFISCHE

*

Die älteste „Druckschrift“

Bei den Ausgrabungen des alten Phaistos auf der Insel Kreta, und zwar in den Ruinen des Palastes, fand man u. a. eine Tontafel, die spiralförmig mit altkretischer Bilderschrift bedeckt ist. Eine Entzifferung war bisher nicht möglich, anscheinend behandelt sie einen religiösen Hymnus. Nun ist es aber bei genauer Untersuchung sehr aufgefallen, daß die einzelnen Bilderzeichen in ihrer Form und Größe so genau übereinstimmen, daß sie unbedingt mit Stempeln in den noch weichen Ton eingedrückt worden sein müssen. Man muß dazu über hundert verschiedene „Drucktypen“ gehabt haben. Es wäre das also das bisher älteste und einzige Monument einer „Druckschrift“ aus vorgeschichtlicher Zeit.

*

Eine kostbare Landkarte

Der Zar von Rußland schenkte sie 1907 der französischen Republik. Ihr Wert wurde auf 5 Millionen Mark geschätzt. Von poliertem Jaspisgrund heben sich die 87 französischen Departements in ebenso vielen Edelsteinfarben ab, die größeren Städte sind durch die kostbarsten Steine markiert, wie Paris durch einen großen Rubin, Lille durch einen Diamanten, Havre durch einen Smaragd, Rouen durch einen Saphir.

*

Van Dyck's Visitenkarte

Van Dyck reiste nach Harlem, um Franz Hals, den er sehr bewunderte, kennenzulernen. Da dieser sich aber den ganzen Tag über in Kneipen herumtrieb, so konnte er ihn nicht zu Gesicht bekommen, ließ ihm aber sagen, ein Fremder sei nach Harlem gekommen, um sich von ihm malen zu lassen; er werde zu einer bestimmten Stunde bei ihm erscheinen. Zu der angegebenen Zeit war Hals auch wirklich zu Hause, und der Fremde erbat nun sein Bildnis, da er aber sofort wieder abreisen wollte, müsse es in 2 Stunden fertig sein. Wirklich war das Porträt auch in dieser Zeit fertig. Nun erklärte der Fremde, das Malen müsse doch etwas sehr Leichtes sein, und er wolle nun seinerseits Hals malen. Hals lächelte dazu verächtlich. Aber als das Bild fertig war, rief er ganz unwillkürlich voller Begeisterung aus: „Ihr müßt van Dyck sein!“ und die beiden Meister umarmten sich als Freunde.

Vom Baumstamm zur Zeitung in dreieinhalb Stunden

Um festzustellen, wieviel Zeit nötig ist, um einen Baumstamm in eine Zeitung zu verwandeln, hat der Besitzer einer Harzer Papierfabrik einen interessanten Versuch ausgeführt. Wie in der Zeitschrift „Der Papierfabrikant“ erzählt wird, ließ er um 7.35 Uhr früh in dem in der Nähe seiner Fabrik gelegenen Walde drei Bäume fällen, die nach Abschälung der Rinde sofort in die Holzstoff-Fabrik gebracht wurden. Die drei Holzstämmen wurden dann so schnell in flüssige Holzmasse verwandelt, daß bereits um 9.39 Uhr die erste Rolle Druckpapier die Maschine verlassen konnte. Seit dem Fällen des Baumes waren also bis zur Fertigstellung des Papiers nur 2 Stunden 4 Minuten verfloßen. Die Rolle Papier wurde im Auto nach der 4 Kilometer entfernten Druckerei einer Tageszeitung geschafft und dort sofort mit dem Druck begonnen. Um 11 Uhr vormittags konnte die aus diesem Papier hergestellte Zeitung bereits auf der Straße verkauft werden. Es hatte also nur eines Zeitraumes von 3 Stunden 25 Minuten bedurft, um die neuesten Nachrichten auf einem Papier aus den Bäumen vorzulegen, auf deren Zweigen noch am Morgen die Vögel ihre Lieder gesungen hatten.

*

Die Vogelfeder als Schreibinstrument

Die ersten Spuren des Gebrauchs von Vogelfedern zu Schreibzwecken finden sich, wie wir im „Kosmos“ lesen, in Spanien, vielleicht auf göttlichem Boden und bei den Angelsachsen. Das klassische Altertum schrieb mit hartem Griffel in Wachs, oder es wurden, wie heute noch im Orient, flüssige Farbstoffe durch ein Rohr auf den Untergrund aufgetragen. Um 650 n. Chr. werden zum ersten Male Federn von Pelikanen und Gänzen als Schreibinstrumente erwähnt, nebenbei waren auch Adler-, Raben- und Krähenfedern im Gebrauch, aber über allem triumphierte schließlich doch die Gänsefeder, die auch nach dem Aufkommen der Stahlfeder nicht sogleich verschwand. So hat z. B. Alexander Dumas Sohn nie anders als mit Gänsefedern geschrieben; immer hatte er ein ganzes Paket auf seinem Schreibtische liegen. Auch der deutsche Naturforscher Hermann Mastus, der 1893 starb, konnte sich mit der „glitzernden Stahlfeder“ nicht befreunden: ihm war sie nur ein an der zahmen Gans verübtes Plagiat, eine fabrikmäßige Kopie ohne Seele.

*

Bücher als Heizmaterial

Aus Petersburg gelangte nach Finnland eine Nachricht, wonach auf den Straßen Petersburgs Bücher aus Privatbibliotheken in großem Maße feilgeboten werden, aber nicht um das Bildungsbedürfnis der Massen zu befriedigen, sondern um als Heizmaterial zu dienen, da Holz nicht mehr zu haben ist und Kohlen schon lange nicht mehr nach Petersburg gebracht werden.

Hunger-Briefmarken

Die Sowjetregierung hat 1922 zur Propaganda der Sammlungen für die russische Hungersnot Briefmarken ausgegeben, die auf die Hungersnot Bezug nehmen. Die Marken, die von Künstlern entworfen sind, zeigen verschiedene Bilder; eine weist eine Menge von hungrigen Flüchtlingen auf, die in den verschiedenen Zuständen der Ermattung an einem Flusse liegen; eine andere Marke stellt einen Helfer des Roten Kreuzes dar, der einen Verhungerten unterstützt. Von diesen russischen Hungermarken sind vier verschiedene Arten in Rot, Braun, Grün und Blau ausgegeben. Die Zeichnungen enthalten auch die Initialen der Sowjetrepublik, das Datum 1921 und eine Inschrift in russischen Buchstaben, die bedeutet „Für die Verhungerten“. Ähnliche Hunger-Briefmarken wurden in China vom Dezember 1920 bis zum November 1921 ausgegeben zugunsten der Sammlung für die Hungersnöte in Nordchina. Auch in Ungarn und Österreich sind solche Hunger-Briefmarken im letzten Jahre gedruckt worden.

*

Bücher so viel wie Sterne am Himmel

Die Jigger hatten unter ihren glorreichen Ahnen auch erfolgreiche Büchersammler und Bibliophilen. Zu ihnen gehört Ulrich Jigger, der 1558 zu Augsburg zur Förderung der Literatur eine eigene Druderei gründete. Von ihm hieß es, seine Bibliothek habe so viel Bücher, wie der Himmel Sterne. Er gab so viel Geld für Bücher aus, daß ihn seine Familie unter Kuratel stellen ließ. Nach seinem Tode wanderte ein großer Teil seiner Bücherschätze in die Heidelberg'sche Bibliothek. Ein anderer, wahrlich nicht minder interessanter Teil der Sammlungen des Hauses Jigger gelangte 1656 für die sehr bescheidene Summe von 15 000 Gulden in den Besitz des Kaisers Ferdinand III., der ihn auf dem Wasserwege nach Wien befördern und sodann in der Hofbibliothek (jetzt Nationalbibliothek) aufstellen ließ. Es waren zum großen Teil Sammelbände von Handschriften, die ungefähr 35 000, meist eng beschriebene Seiten umfassen und in dem derzeitigen Kataloge unter der Bandzahl 8949—8975 figurieren.

*

Eine Zeitung der Bettler

Das eigentümlichste „Fachblatt“ der Welt dürfte die „Zeitung der Bettler“ sein, die in Paris erscheint. Sie bringt eine reichhaltige Liste aller Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen, die im Laufe der Woche in den Kirchen der Stadt vor sich gehen, wo die Bettler auf eine gute Ernte rechnen können. Weiter teilt das Blatt Adressen wohlthätiger Leute, ihre Empfangszeit und andere zum „Fach“ gehörige Dinge mit.

Die älteste Schreibfeder

Unter den Funden der neuesten Ausgrabungen an der Stätte der altbabylonischen Stadt Kisch befindet sich ein großer Schatz: nämlich das älteste und bekannte Schreibwerkzeug. Der Leiter der Grabungen, Prof. Langdon hat hier, wie er in der „Times“ mitteilt, einen Griffel gefunden, mit dem die Keilschrift niedergeschrieben wurde. Vergeblich haben bisher die Gelehrten versucht, dieses Werkzeug zu rekonstruieren, und haben dabei die verschiedenartigsten Anschauungen geäußert. Der Griffel aber hat nichts mit diesen komplizierten Rekonstruktionen zu tun, sondern er ist das denkbar einfachste Werkzeug, ein 6 Zoll langes Knochenstück mit einem dreieckigen Mittelteil und zugespitzten Enden. Langdon war es mit Hilfe dieses Schreibgriffels bald möglich, Buchstaben der Keilschrift ganz leicht und rasch auf Tontäfelchen zu schreiben.

*

Eine wiedergefundene alte deutsche Druckschrift

Die Fleischmann-Antiqua, die schöne Druckschrift, die Johann Michael Fleischmann 1738 für die holländischen Drucker Enschedé geschnitten hat, war bisher ein einzigartiger Ruhmestitel der berühmten Harlemer Druckeret. Nunmehr aber sind, wie in der neuen, mit der Monatschrift „Jaus“ zusammen erscheinenden Zeitschrift „Das Sammlerabinett“ mitgeteilt wird, in einer alten Druckeret zu Nürnberg, der Heimatstadt Fleischmanns, kupferne Originalmatrizen dieser berühmten Druckschrift aufgefunden worden, und sogar in einigen Graden, die Enschedé nicht besitzt. Es besteht also jetzt die erfreuliche Tatsache, daß die Fleischmann-Antiqua nicht mehr ein Monopol von Enschedé ist, sondern sich auch in deutschen Händen befindet, und zwar in einer größeren Vielseitigkeit von Graden, die ihre Verwendung fast unbegrenzt machen. Als erstes Werk in dieser neuentdeckten Antiqua wird von Jakob Hegner in Hellaerau eine Großoktav-Ausgabe von Hofmannsthals „Großem Salzburger Welttheater“ gedruckt.

*

Der kostbare Kleistertopf

Eines der kostbarsten altorientalischen Hedwigsgläser stand lange Zeit bei einem Hildesheimer Buchbinder als Kleistertopf. (Prof. Pazarek.)

*

113 Neger-Zeitungen

In den Vereinigten Staaten gibt es 113 Zeitungen und 14 Zeitschriften, die von Negern herausgegeben und redigiert werden. Darunter befinden sich 23 religiöse Druckschriften, der Rest ist weltlichen Charakters. 63 dieser Verlagsunternehmen haben ihre eigene Druckeret.

Die größte Buchauslage

Die höchste Auflage aller Bücher der Erde hat der chinesische Almanach, der, mit 6 Millionen Exemplaren jährlich, in der chinesischen Staatsdruckerei zu Peking gedruckt wird. Alles, was in diesem Buche steht, wird von den Einwohnern des Reiches mit Andacht als unumstößlich wahr dahingenommen, und der Almanach genießt ein solches Ansehen, daß seine Riesenausgabe stets ausverkauft ist.

*

Die letzte Zeitung der Welt

Eine eigenartige Zeitung, von der nur 24 Exemplare vorhanden sind, wurde kürzlich der Bibliothek des Londoner Pressklubs einverleibt. Ein Missionar in Schanghai hatte vorausgesagt, daß am 23. September des vergangenen Jahres um 12 Uhr mittags die Welt untergehen werde. Daraufhin brachte ein Schanghaier Blatt eine besondere Weltuntergangs-Ausgabe heraus, die den kühnen Titel „der fünfte Ketter“ führt, auf die vier apokalyptischen Ketter anspielend, und sich als die „letzte Zeitung der Welt“ bezeichnet. Die Ausgabe enthält nur Nachrichten, Bilder und Karten, die sich mit dem Ende der Welt beschäftigen und verkündet in einer redaktionellen Mitteilung, daß die nächste Nummer „im Himmel auf Asbest gedruckt werden wird“. Der Wetterbericht sagt „starke Erwärmung“ voraus, und eine bekannte Firma, die kondensierte Milch vertreibt, zeigt an, daß sie demnächst Läden an der Milchstraße errichten werde. Nachdem 24 Stück von dieser Sonderausgabe gedruckt waren, hielten die Maschinen plötzlich an. Es bleibt dahingestellt, ob die chinesischen Drucker aus Furcht, daß der Weltuntergang beginne, aufhörten oder ein anderer Grund vorlag. Jedenfalls hat der „fünfte Ketter“ dadurch einen großen Seltenheitswert erlangt, und das Exemplar des Londoner Pressklubs dürfte das einzige sein, das bisher nach Europa gekommen ist.

*

Der „Erfinder“ des mathematischen Satzes

Der Ende der sebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbene Setzer Baillcul wurde als Begründer des mathematischen Satzes von der französischen Regierung durch Verleihung des Ritterordens der Ehrenlegion ausgezeichnet. Er zählte zu den französischen Freunden Theodor Voebels.

*

Auch eine Wertschätzung des gedruckten Buches

„Federigo von Urbino äußerte, als der Buchdruck bereits im Schwunge war, er würde sich schämen, ein gedrucktes Buch zu besitzen.“

Eine Briefkuriosität

Eine postalische Kuriosität stellt ein Brief dar, der bei unserer Geschäftsstelle einging. Der Absender hatte wahrscheinlich nicht die zur Frankierung erforderlichen hohen Werte an Briefmarken zur Hand, weshalb er den Brief mit Tausendmark-Marken besetzte. Für die 75 000 einzelnen Marken reichte aber der Umschlag bei weitem nicht aus und so half sich der Schreiber des Briefes dadurch, daß er einen Markenbogen einfach an den Umschlag anklebte. Der Brief muß von der Post sehr pfleglich behandelt worden sein, denn er traf mit dem kuriosen Markenanhängsel unverfehrt ein.

*

Belohnte Buchlektüre

Kürzlich fand ein Engländer in einer alten Ausgabe von „Paul und Virginie“, unter dem Buchdeckel versteckt, einen ansehnlichen Betrag in Banknoten mit einer Notiz, die dem Besitzer des Buches das Geld als Geschenk überwies. Ein Londoner Blatt erinnert an einen ähnlichen Fall, der sich vor mehreren Jahren in Paris ereignete. Dort hatte ein junger Bücherliebhaber bei einem fliegenden Buchhändler an der Seine einen Band Gedichte eines wenig bekannten Verfassers erstanden. Als er zu Hause das Buch durchblätterte, stieß er am Schlusse auf zwei leicht zusammengeklebte Seiten. Als er sie löste, fand er zwei Tausendfrancscheine mit einem Briefchen folgenden Inhalts: „Freund, wer Du auch immer seist, wenn Du das Buch bis zum Schlusse gelesen hast, so betrachte das Geld, das ich hier beischleße, als Dein Eigentum. Es ist der Ertrag meiner fünfzigjährigen Arbeit, und ich wünsche Dir, daß Dir die Mufen günstiger sein mögen, als sie mir gewesen sind.“

*

Das falsche Gebetbuch

Die ehemalige Königin von Sachsen, Madame Toselli-Montignoso, hatte sich Goethes Faust in einen mit einem großen Goldkreuz versehenen Einband binden lassen, um leichter über manche Andachtsstunde, die die bössische Etikette forderte, hinwegzukommen.

*

Was bedeutet das Wort „Gazette“?

Im 16. Jahrhundert stand in Venedig das Zeitungswesen in hoher Blüte. An öffentlichen Plätzen wurden jedermann gegen Zahlung einer Scheidemünze („gazeta“) geschriebene Neutigkeiten und Nachrichten der Regierung zugänglich gemacht.

Dichterlohn aus der Zeit der Inflation

Der Pfälzerwaldverein Gönheim-Friedelsheim hat einem bekannten pfälzischen Mundart-Doeten als Honorar für dessen Mitwirkung an einem Familienabend statt der üblichen Geldentschädigung einen ansehnlichen Korb mit „Hausgemachten“, Handkäsen, „selbstgelegten“ Bauernetern und Flaschenwein mit launigen Versen feierlich überreicht. Der Dichter hatte nämlich auf das Ansuchen um Mitwirkung in scherzhafter Weise u. a. geantwortet: „Natürlich gegen bares Geld geh' ich jetzt nicht mehr über Feld; ich komme daher nur gefahren, wenn ihr mich honoriert in Waren. Vor allem würd' ich nicht verachten im Tausch die Pfälzer ‚Hausgemachten‘. Dann nehme ich an Eurer Feter auch selbstgelegte Bauerneter, und Pfälzer Handkäs ‚durch‘ und fein, und schließlich auch noch Flaschenwein. Bloß ganze Schinken nehm' ich nicht, ich bin kein Freund von Schwergewicht. Warum? als Vater von acht Köpfen sth' ich nicht gern vor leeren Töpfen. Bei dieser Honorierungsform spart der Vereinskassler' enorm.“

*

Eine Bücherfabrik

Als Cosimi Medici rasch eine Bibliothek anlegen wollte, arbeiteten 45 scrittori (Kopisten und Lohnschreiber) für ihn und lieferten in 22 Monaten 200 Bände.

*

Eine Zeitungsnummer von 192 Seiten

„New York Times“ hat vor Jahresfrist die umfangreichste Nummer herausgebracht, die jemals durch die Rotationsmaschinen beider Hemisphären gelaufen ist. Die Nummer, die eine wahre Enzyklopädie darstellt, gliedert sich in 12 Abteilungen, die 192 Seiten großen amerikanischen Zeitungsformats umfassen. Sie ist in einer Auflage von 565000 Exemplaren erschienen, die insgesamt 875 Tonnen, d. h. 1754000 amerikanische Pfund wiegen. 561 Spalten sind Meldungen, Berichten und Aufsätzen gewidmet, während der Rest von 262 Spalten auf Anzeigen entfällt.

*

Ein Vexierbuch

Im Wiener Hofmuseum befindet sich eine Buchbinderkurstofität in Gestalt eines auf 5-fache Weise zu öffnenden Vexierbuches aus dem Jahre 1582. Es enthält u. a. ein Trictracspiel, ein Kartenspiel, ein Nottz- und Liederbüchlein.

Inhaltsübersicht

	Seite
Heinrich Quentell. Von Museumsdirektor Professor Dr. Albert Schramm, Leipzig	5
Der vertauschte Bucheinband	10
Von Büchern in Menschenhaut gebunden und anderen kuriosen Einband= stoffen. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	13
Legende gegen das Bücherverleihen	17
Das Buch der Wahrheit. Eine absonderliche Geschichte von Annte Francé= Harrar	20
Lettische Marken-Kuriositäten	33
Bücher nach Maß	36
Heinrich Vogeler. Von P. H. Schulthes	39
„Passauer Zettel.“ Eine historische Erzählung aus der freien Reichsstadt Nürnberg. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	45
Das Papierdorf	61
Ehadowieckis Totentanz. Von Dr. H. H. Bodewitz, Leipzig	65
Der „brotsierte“ Meister vom Kleistertopf.	72
Die geheimnisvolle Bibliothek. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	73
Das typographische Urmaß	96
Das Gipfelbuch. Ein Erlebnis und ein Wunsch. Von Dr. H. v. Bronsart, Heilbronn a. N.	97
Die kleinsten Bücher	104
Die „Leiche“. Eine mysteriöse Geschichte. Von M. Blankenhorn, Altenburg	105
Eoster-Medaille	110
„Ruhe sanft!“ Von M. Blankenhorn, Altenburg	113
Allerlei Zwiebelische	116

Die älteste „Druckschrift“ — Eine kostbare Landkarte — Van Dycks Visitenkarte — Vom Baumstamm zur Zeitung in dreieinhalb Stunden — Die Vogelfeder als Schreibinstrument — Bücher als Heizmaterial — Hunger-Briefmarken — Bücher soviel wie Sterne am Himmel — Eine Zeitung der Bettler — Die älteste Schreibfeder — Eine wiedergefundene alte deutsche Druckschrift — Der kostbare Kleistertopf — 113 Neger-Zeitungen — Die größte Buchauslage — Die letzte Zeitung der Welt — Der „Erfinder“ des mathematischen Satzes — Auch eine Wertschätzung des gedruckten Buches — Eine Briefkuriosität — Belohnte Buchlektüre — Das falsche Heberbuch — Was bedeutet das Wort „Gazette“? — Dichterlohn aus der Zeit der Inflation — Eine Bücherfabrik — Eine Zeitungsziffer von 192 Seiten — Ein Verlegerbuch.

SAMMLUNG
HARMONIE UND SCHÖNHEIT
IM DRUCKWERK

Die Werke dieser Sammlung bezwecken, um mit dem Verfasser der nach-
genannten Bücher zu reden: **Erkenntnis des Schönen im Druckwerk und**
Fixierung seiner Gesetzmäßigkeiten zu brauchbaren Normen

Erster Band:

RUDOLF ENGEL-HARDT
**DER GOLDENE SCHNITT
IM BUCHGEWERBE**

**Eine buchgewerbliche Harmonielehre für Buchdrucker, Buchgewerbler
und Fachlehrer. Zirka 320 Seiten Text mit etwa 300 schwarzen und 11 far-
bigen Abbildungen auf 50 Tafeln und einem Anhang buchgewerblicher Ar-
beiten. Das Werk ist sorgfältig ausgestattet und auf gute Papiere gedruckt.**

Preis des gebundenen Exemplares GM. 12,—, brosch. GM. 10,—

Zweiter Band:

RUDOLF ENGEL-HARDT
**DER FARBENREIß IM
DRUCKWERK**

**Zugleich Versuch einer Systematik der Farbenharmonie und der Werbe-
kraft der Farben. Ein Ratgeber für Buchkünstler und Graphiker, Buch-
drucker und Werbefachleute, Zeichner und Entwerfer, Lithographen und
Steindrucker, Buchbinder, Fachlehrer und alle, die im graphischen Gewerbe
farbig schaffen. Mit zahlreichen Abbildungen und Figuren im Text und
12 farbenprächtigen Tafeln.**

Neue Auflage in Vorbereitung!

JULIUS MASER, VERLAGSBUCHHANDLUNG
LEIPZIG-R.

RUDOLF ENGEL-HARDT

FARBENKLÄNGE UND FARBENHARMONIEN

EINE
PRAKTISCHE FARBENHARMONIELEHRE
FÜR DAS GRAPHISCHE GEWERBE
NEBST 34 TAFELN BUCHGEWERB-
LICHER ARBEITEN NACH ENT-
WÜRFEN DES VERFASSERS

*

Preis Mark 7,50

*

Dieses Mappenwerk mit seinen prachtvollen farbigen Tafeln und erklärendem Textteil ist für jeden Buchdrucker, Lithograph, Buchgewerbler und Werbefachmann eine Fundgrube der Anregung in farbiger und formaler Hinsicht. Die einmalige Auflage von 500 Exemplaren dürfte bald vergriffen sein.

*

JULIUS MASER, VERLAGSBUCHHANDLUNG
LEIPZIG-R.

BUCHGEWERBLICHES WISSEN

Sammlung gewerblich-wissenschaftlicher Abhandlungen
VERLAG JULIUS MASER, LEIPZIG-R.

BAND 1:

Das Reichspreßgesetz

Gemeinverständlich dargestellt von Dr. jur. **Carl Wunderlich**, Landgerichtsrat.
Dieser kleine Kommentar des Reichspreßgesetzes ist entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, die der Verfasser mit Genehmigung des Kgl. Sächsischen Justizministeriums im Technikum für Buchdrucker in Leipzig gehalten hat.

Preis des in biegsamen Pappband gebundenen Exemplares GM. 2,—

BAND 2:

Handbuch zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung

Ein Ratgeber für Kalkulation, Buchführung und Gelebeskunde. Herausgegeben von **Georg Mäfer**, Direktor des Technikums für Buchdrucker.

Dieses zurzeit in Neubearbeitung befindliche Werk dürfte wohl als bestes Vorbereitungsbuch für die Meisterprüfung zu bezeichnen sein. Die bisherigen Auflagen dieses Werkes waren sehr begehrt. Die neue Ausgabe wird wesentlich vervollkommenet und sich trotz eingehender Behandlung des für die Meisterprüfung in Frage kommenden Stoffes durch präzise Schreibweise auszeichnen.

BAND 3:

Der Initial

Herausgegeben von **Rudolf Engel-Hardt**. Kurzgefaßtes Handbuch der Entwicklungsgeschichte des Initials und der Techniken seiner Herstellung.
Mit 4 farbigen und 106 schwarzen Abbildungen.

Inhaltsverzeichnis: Einleitung. 1. Worterklärung, Wesen und Zweck des Initials. 2. Die Geschichte des gemalten Initials. 3. Die Technik der Initial-Malerei. 4. Die Geschichte des gedruckten Initials. 5. Die Technik des Initial-Druckes. Schlußwort.

Preis des in biegsamen Pappband gebundenen Exemplares GM. 4,—

BAND 4:

Typographisches Taschen-Rezeptbuch

Erprobte und bewährte Vorchriften, Rezepte und Hinweise für die Praxis des Buchdruckers. Bearbeitet von **Otto Peltz**.

Nach diesem Bändchen sollte jeder praktisch tätige Buchdrucker greifen; es wird ihm oft Aufschluß und Rat in technischen Schwierigkeiten usw. geben.
Neue Auflage in Vorbereitung!

BUCHGEWERBLICHES WISSEN
Sammlung gewerblich-wissenschaftlicher Abhandlungen
VERLAG JULIUS MASER, LEIPZIG-R.

BAND 5:

Der Maschinenmeister an der Schnellpresse

mit einem Anhang: *Die Bogenanleger*, von Kurt Peifer, Obermaschinenmeister.
In ausführlicher Weise behandelt dieses Buch die gesamte Tätigkeit des Maschinenmeisters an der Buchdruckschnellpresse. Die darin gegebenen Anregungen dürften nicht nur dem Lernenden, sondern auch jedem Maschinenmeister sehr von Nutzen sein.

Preis des in biegsamen Pappband gebundenen Exemplares GM. 3,—

BAND 6/7:

*Der Lehrgang des Buchdruckers in Fragen
und Antworten*

Speziell für Lehrlings- und Gehilfenprüfungen im Buchdruckgewerbe eingerichtet, nebst einer Ordnung für die Gehilfenprüfungen. Herausgegeben unter Zustimmung und Mitwirkung des Deutschen Buchdruckervereins.

Band 6: *Der Schriftsetzer*. Band 7: *Der Drucker*.

Gebunden jeder Band GM. 2,50

BAND 8:

Das Ausschließen der Formen

Technisches Hilfsbuch für Druckereileiter, Faktoren, Maschinenmeister und Lehrlinge. Von Albert Engelhardt. Neu bearbeitet von Kurt Peifer.

Das Werkchen enthält 100 Formen-Schemata und Beispiele nebst zahlreichen technischen Winken und Erklärungen. Es erscheint bereits in 9. Auflage und ist als zweckmäßigstes Hilfsbuch in jeder Druckerei zu finden.

Preis GM. 3,—

BAND 9:

Der Maschinenmeister an der Tiegeldruckpresse

Mit 35 Abbildungen im Text und einem Anhang über das Gießen der Walzen.
3. Auflage.

Ein Speziallehrbuch über das Arbeiten an der Tiegeldruckpresse in der gleichen vortrefflichen Art wie dieses Werk gibt es nicht. Der gesamte Stoff wurde von Obermaschinenmeister Kurt Peifer neu bearbeitet und ergänzt.

Preis des in biegsamen Pappband gebundenen Exemplares GM. 3,—

BUCHGEWERBLICHES WISSEN
Sammlung gewerblich-wissenschaftlicher Abhandlungen
VERLAG JULIUS MÄSER, LEIPZIG-R.

BAND 10:

Der Korrektor und Revisor

Eine praktische Anleitung zum Lesen von Korrekturen und Revisionen für
Buchdrucker und Buchhändler. Von **L. Irmisch**.

Aus dem Inhalt dieses vortrefflichen Buches sei folgendes wiedergegeben:
Einleitung — Persönlichkeit des Korrektors — Die Korrektur von Abzidenzen —
Zeitungen — Werken — Korrekturzeichen — Sprachliches — Grammatik —
Rechtschreibung — Technisches. Dem Buche ist eine zweifarbige Korrekturen-
tafel zur Erlernung der Korrekturzeichen beigegeben.

Preis des in biegsamen Pappband gebundenen Exemplares GM. 3,—

BAND 11:

Die schriftliche Anzeigenwerbung

Mittel und Wege zur Gewinnung von Inserenten. Mit etwa 70 Mustern für
Inserionsofferten aller Art in neuer Bearbeitung. Von **Richard Oester**.

Preis des in biegsamen Pappband gebundenen Exemplares GM. 3,—

BAND 12:

Der Schriftsetzer

Lehrbuch über die gesammte Tätigkeit in der Setzerei. Herausgegeben von
Alexander Waldow, neu bearbeitet von **Otto Peitz**.

Mit vielen Abbildungen und Satzbeispielen.

Das Buch gibt eine leichtverständliche Darstellung des gesamten Druckerei-
betriebes unter besonderer Berücksichtigung der Setzarbeiten. Die vielen An-
regungen und nützlichen Winke, die in dem Buche enthalten sind, haben
dieselben in Setzereisen große Verbreitung verschafft.

Neue Auflage in Vorbereitung.

Porto und Verpackung wird extra berechnet.

Die graphische Fachbücherstube
Julius Mäser, Leipzig

unterhält ein reichhaltiges Lager sämtlicher graphischen Werke,
Vorlagen, Zeitschriften usw.

Die Besorgung von Fachliteratur wird jederzeit übernommen.



LUDWIG KOZMA
DAS SIGNETBUCH

*Druck und Verlag von Isidor Kner
Gyoma, Ungarn*

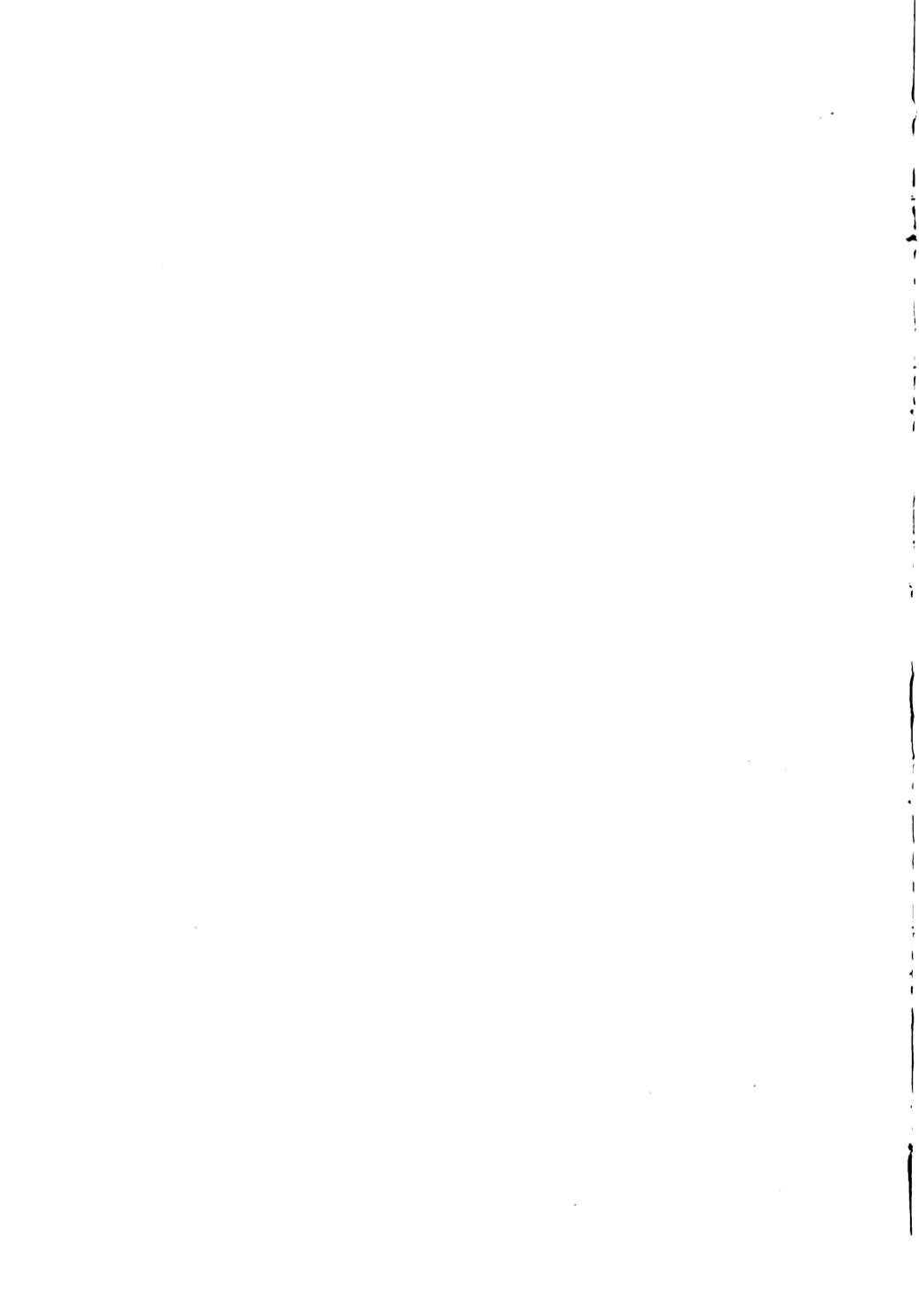
*

Auslieferung:
Wilhelm Braumüller & Sohn
Universitätsbuchhändler
Wien I. Graben 21.

Preis geb. Mk. 6.—

Der Architekt Ludwig Kozma, als Innenarchitekt und als Schöpfer schöner Möbel auch dem deutschen Publikum bekannt, betätigt sich seit langer Zeit auch auf dem Gebiete der Graphik und die Versuche, welche er zur Wiedererweckung der alten ungarischen typographischen Tradition im Verein mit der Knerschen Druckerei und Verlagsanstalt in Gyoma (Ungarn) machte, erregten in typographischen Kreisen Deutschlands grosses Interesse. In den langen Jahren, in denen sein ununterbrochener Frontdienst, und dann die nachfolgende Stockung der Bautätigkeit sein eigentliches Arbeitsfeld ihm verschloss, blieb die Graphik das Gebiet seiner ausschliesslichen Tätigkeit und zeigt

somit am klarsten die Wege seiner künstlerischen Entwicklung, welche durch drei mächtige Kräfte geleitet wird. Kozma verlebte seine Kindheit in einer Gegend, welche der ergiebigste Fundort ungarischer Volkskunst ist, und durch die Eindrücke seiner Kindheit bewahrte er ein tiefes Interesse und ein echtes Verständnis für diese Volkskunst, welche er mit seiner eigenen Kunst organisch verschmelzen kann. Die zweite entscheidende Kraft ist sein tiefes und wahres Interesse für die Kunst der Vergangenheit; er tritt an sie mit dem Bestreben heran, sie völlig zu verstehen, und er sucht in ihr das Element, das er in der modernen Kunst am meisten vermisst, den grossen Stil, der alle Kulturerscheinungen einer Epoche einheitlich bestimmt. Die dritte gestaltende Kraft ist aber der moderne Geist, der Kozmas Persönlichkeit erfüllt. Auch diese kleinen Schöpfungen tragen alle Merkmale seiner so modernen und durchaus individuellen Kunst, dabei sind sie aber von einem echten typographischen Geist erfüllt, und sie erschöpfen alle die Möglichkeiten, welche ihre Technik, der Holzschnitt, bietet, sie entsprechen den Anforderungen, die wir an ein modernes Signet stellen, in solchem Masse, dass sie an die Seite der besten modernen Signete gestellt werden dürfen. Die Einleitung des Buches schrieb der Buchdrucker und Verleger Emerich Kner, der langjährige Mitarbeiter des Künstlers und die Ausstattung ist völlig dem inneren, künstlerischen Wert der Signete angemessen.







* *
Rudolf Engel-Hardt

*
Die Zeugliste
1926

* *
Kurioser Almanach
für Buchdrucker, Buchgewerbler
und Buchfreunde

*
Verlag Julius Mäser
Leipzig
* *

**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
Dramatisierung und Verfilmung, vorbehalten
Copyright 1925 by JULIUS MASER, Leipzig**

Berühmte Buchdrucker, ihr Leben und Wirken

IV.

Aldus Manutius

Von Professor Dr. Schramm, Leipzig

Der berühmteste Buchdrucker Italiens im Ausgang des 15. Jahrhunderts ist unstreitig Aldus Manutius, ja wir dürfen wohl sagen, er steht zu seiner Zeit überhaupt mit an erster Stelle unter den bedeutenden Buchdruckern aller Länder.

Über die Jugend des Aldus Manutius wissen wir so gut wie nichts. Es genüge hier die Mitteilung, daß er in Rom lateinischen Unterricht genossen hat, daß er in Ferrara griechische Studien trieb. Von größter Bedeutung für seine Ausbildung wurden seine Beziehungen zu dem reichen und angesehenen Grafen Johannes Picus von Mirandola. Aus ihnen zog er als Lernender großen Gewinn, aber auch seine Lehrtätigkeit, die er den Söhnen der Schwester von Picus, der verwitweten Fürstin Catharina von Carpi zugute kommen ließ, hat ihn wesentlich gefördert. Nicht nur, daß er selbst, angeregt durch seinen Unterricht, grammatische Schriften geschaffen hat, der wesentlichste Gewinn wurde für ihn die Unterstützung seiner Schüler bei der Gründung einer Druckerei in Venedig, wohin er im Jahre 1490 kam. Bald wird er bekannt, bald bringt der Ruf seiner hervorragenden Druckerei über Venedig hinaus, und es dauert auch nicht lange, da ist seine Offizin weltberühmt.

Was Aldus Manutius unter seinen Kollegen so rasch hervortreten ließ, sind seine in handlichen Größen hergestellten Druckwerke, die wir heute noch als „Aldinen“ bezeichnen. Nicht nur die Handlichkeit dieser Ausgaben ist es gewesen, die ihre Beliebtheit erklärlich macht. Es kommt hinzu, daß der gelehrte Aldus alles tat, den Text so sorgfältig wie möglich wiederzugeben, damit hoben sich seine Ausgaben lateinischer und griechischer Klassiker in hervorragendem Maße vor allen andern Drucken

dieser Schriftsteller heraus. Die vielen textlichen Mängel, die den Ausgaben anderer Drucker anhaften, hat er in seinen Ausgaben vermieden, und dabei konnte er seine kleinen Bändchen billig auf den Markt bringen. Er nahm es in jeder Beziehung ernst mit seinen Verlagswerken. So ist es nicht zu verwundern, daß sich bald Gelehrte von Ruf um ihn scharten und sich eine eigene Akademie bildete, die man kurz „Albinische Akademie“ nannte, der wir unter anderem die erste griechische Aristoteles-Ausgabe verdanken, die in 5 Bänden im Jahre 1498 erschien.

Handlich, billig, textlich gut, in der Ausstattung einfach, aber einwandfrei, blieb aber das Hauptstreben von Aldus Manutius, dem nicht weniger als 28 sogenannte Erstaufgaben griechischer und lateinischer Klassiker zu danken sind. Für das Format Kleinoktav paßten die bisherigen Druckschriften wenig. So griff er zu einer anderen Schrift: Zu der liegenden Kursive oder Schrägschrift, und hat damit etwas enorm Wichtiges in den Buchdruck der Inkunabelzeit hereingebracht. Francesco Raibolini soll die neue Type geschaffen haben. Sei dem, wie ihm wolle, Aldus gebührt das Verdienst, diese außerordentlich wertvolle Neuerung bei seinen kleinen Klassikerausgaben angewandt zu haben.

Und diese Albinen, sie wurden in geschmackvollen Einbänden, die in eigener Werkstatt hergestellt wurden, auf den Markt gebracht. So war es kein Wunder, daß sie bald dem Bücherefreund besonders erstrebenswert erschienen. Die Albinen waren bald sehr gesucht. Besonders in Deutschland waren sie außerordentlich beliebt, wie wir aus den Briefen von Reuchlin, Valerius Zasius, Mutianus Rufus und anderen wissen. Büchersammler wie Pirckheimer und Jean Grolier wandten ihnen ihre besondere Aufmerksamkeit zu.

Die Tätigkeit von Aldus Manutius geht weit über die Inkunabelzeit hinaus. Von 1502 ab tragen seine Werke sein bekanntes Druckerzeichen: einen Anker, umschlungen von einem Delphin, in der Mitte geteilt der Name: Al-dus. Aldus wollte darin sein Streben zum Ausdruck bringen: Schnelles, rastloses Schaffen, dabei aber zögernd, zurückhaltend.



ALDVS MANUCIVS.
*Buchdrucker in Venedig,
War Geböhren in Rom A. 1445.
und Starb A. 1515.*

Wenn man so die herrlichen Drucke, die jedes Fachmanns Entzücken heute noch sind und beim Bibliophilen immer wieder reinste Freude hervorrufen, übersieht, so fällt einem auf, daß sich kein Schmuck, kein Holzschnitt in all diesen findet, so daß man fast glauben möchte, daß Aldus sich nur für typographisch einwandfreie Drucke einsetzte. Das Jahr 1499 belehrt uns eines Besseren. Aldus Manutius überraschte damals die Welt mit einem Werk von seltener Schönheit, das auch heute noch zu den größten Druckkostbarkeiten gehört, mit der „Hypnerotomachia Poliphili“. Staunend stand der Bücherfreund vor diesem, mit zahlreichen Holzschnitten geschmückten Buch, staunend steht heute noch der Bibliophile vor diesem selten schönen Druck.

Was enthält dieses mit Recht so berühmte Druckwerk? Es ist, kurz gesagt, ein Liebesroman, geschrieben von dem Dominikaner Francesco Colonna, der den Traum des Poliphilus beschreibt: Die Wanderung durch das Land der klassischen Kunst. All seine Freude an den Schönheiten des Altertums hat Francesco Colonna hier zum Ausdruck gebracht. Fast überschwenglich beschreibt er alles, und Aldus hat diesen Roman unerhört schön mit Holzschnitten ausgestattet. Zarter, einfachster Umrissstil tritt uns entgegen, der mit dem Sagbild prachtvoll Hand in Hand geht. Die Bilder fesseln immer und immer wieder den Beschauer, so daß es wohl berechtigt ist, daß demnächst eine Faksimile-Ausgabe erscheinen wird. Unsere Abbildung zeigt die Rückkehr des Poliphilus aus dem Palast der Königin Eleuterylida; eben ist er vor den drei Felsentoren angekommen, die eine viersprachige Inschrift tragen, von denen die lateinische lautet: „Gloria dei, Mater amoris. Gloria mundi.“ Durch den mittleren Bogen tritt Poliphilus ein und findet dort Polia, seine Geliebte. Welch unendlicher Reiz liegt in diesem Holzschnitt, und dazu die vielen anderen Illustrationen, die in reichem Maße über den Text zerstreut sind!

Und schließlich darf eins nicht vergessen werden: Aldus Manutius verstand auch Hebräisch und andere orientalische Sprachen. Auch diese seine Kenntnisse hat er für seine Offizin ausnützen wollen. Er begann eine dreisprachige Bibel (Polyglotte mit la-



Buchdeckel einer „Aldine“
Cicero, De philosophia. Venedig 1541

cum religioso tripudio plaudendo & iubilando, Quale erano le Nym-
phe Amadryade, & agli redolenti fiori le Hymenide, riuirente, saliendo
iocunde dinanti & da qualũq; lato del floreo Vertunno stricto nella fron-
te de purpurante & meline rose, cum el gremio pieno de odoriferi & spe-
ctatissimi fiori, amanti la stagione del lanoso Ariete, Sedendo ouante so-
pra una ueterrima Veba, da quatro cornigeri Fauni tirata, Inuinculati de
strophie de nouelle fronde, Cum la sua amata & bellissima moglie Po-
mona coronata de fructi cum ornato de suo degli biõdissimi capigli, pa-
rea ello sedete, & a gli pedi della quale una coctilia Clepsydria iaccua, nel
le mane tenente una stipata copia de fiori & maturati fructi cum imixta
fogliatura. Præcedete la Veba agli trahenti Fauni propinq; due formose
Nymphe a signane, Vna cū uno hastile Trophæo gerula, de Ligoni. Bi-
denti. sarculi. & falcionetti, cū una ppendete tabella abaca cū tale titulo.



INTEGRAM RIMAM CORPOR. VALITVDINEM, ET
STABILEROQVR, CASTASQVE MEMSAR. DELI
TIAS, ET BEATAM ANIMI SECVRITA
TEM CVLTORIB. M. OFFERO.

m iiii

Esse aut „Hyperotomachia“

teinischem, griechischem und hebräischem Text), leider ist diese Arbeit nicht zur Vollendung gekommen.

Nach dem Tode des Aldus hat zunächst Andreas Anselanus eine Zeitlang die Dffizin weitergeführt und alles getan, um den Ruhm der Druckerei zu erhalten. Als auch er gestorben war,



Druckerzeichen des Aldus Manutius

Kam es leider zu Erbstreitigkeiten, die die Dffizin über drei Jahre lahmlegten. Schließlich konnte von den Söhnen der gelehrte Paulus Manutius die Dffizin übernehmen, dem mancher wertvolle Druck zu danken ist, wie auch seinem Sohn Aldus II. Durch drei Generationen hat sich die albinische Dffizin gehalten nach zweierlei Richtungen: sie blieb eine hervorragende Druckwerkstatt, sie erhielt sich aber auch den Ruf einer Stätte gelehrter Arbeit.



Sopra qualúque delle quale, di carattere Ionico-Romano-Hebrzo- & Arabo, uidi el titolo che la Diua Regina Eleuterilyda haueami prædicto & pronoficato, che io ritrouerei. La porta dextra hauea sculpta questa parola. THEODOXIA. Sopra della sinistra qsto dicto. COSMO-DOXIA. Et la tertia hauea notato cusi. ER. OTOTROPHOS.

Da poscia che nui quiui applicassimo imediate, le Damigelle comite incominciorono ad interpretare disertamente, & elucidare gli notandi tituli, Et pulsando alle resonante ualue dextere occluse, di metallo, di uer- dacco rubigine infecte, fencia dimorare furon aperte.

Sette aus „Hypnerotomachia Poliphili“

Bücher und Menschen

Von Wilhelm Wendling

Es gibt Bücher, die uns warm und herzlich wie Menschen ansprechen, es gibt Menschen, die trocken und gestelzt wie ein Buch zu uns reden. Leute, die im frischen, tätigen Leben stehen, pflegen sogleich auf Bücher und das Lesen überhaupt zu schimpfen, wenn ihnen solch ein Bücherwurm unerträglich wird. Darin gehen sie sicher zu weit. Wer richtig liest, wird niemals zu einem solchen Vorwurfe Anlaß geben.

Goethe bezeichnet das Lesen als eine große Kunst, zu deren Erlernung sein langes Leben gerade eben ausgereicht habe. — Ist denn das Lesen so schwer? werden viele fragen, es genügt ja doch, das A b c zu beherrschen, das übrige wird sich dann schon finden. Nein, es findet sich nie, es muß da sein! Die Hälfte des Buches muß der Leser mitbringen, wenn er das Ganze genießen will. Ein altes Sprichwort sagt: Bücher fressen und nicht kauen, ist ungesund. Also lassen wir einmal die Bücher ungeschoren und halten uns an die Leser. Was gibt es unter diesen doch für seltsame Gestalten!

Da haben wir den „*Bücherprotzen*“. Er hat „das Lesen ganz aufgegeben“ oder er liest „nur noch hin und wieder“, wie er sich verschleiernd ausdrückt. Einer, der sich verblüffen läßt, muß meinen, dieser Mann habe schon sämtliche Literaturen ausstudiert, und es gäbe für ihn nur noch wenig Neues unter der Sonne, das seiner Beachtung wert sei. Er besitzt eine Büchersammlung, um die ihn tausend arme Teufel beneiden. Reihenlang stehen die stolzen Prachtbände hinter Glas und Mahagoni als Schaubrote des Geistes, die niemand essen darf. Wenn ich vor eine solche Büchersammlung trete, glaube ich mich in einem Gefängnis, in dem meine besten Freunde schmachten. Wie Märtyrer, denen man die Zunge ausgerissen hat, stehen sie da, die sonst in heiliger Beredsamkeit zu mir

sprechen. Ich kann mir nicht helfen, ich muß den Besitzer hassen, wie ich jeden Tyrannen hasse. Erst recht aber, wenn er mir protzig erzählt, was ihm seine Bibliothek schon für schönes Geld gekostet, und welche Summe er noch alljährlich für Neuanschaffungen aufwendet. Ja, das ist das Lächerliche bei dem Empörenden: dieser Bücherprotz, der nie ein Buch in die Hand nimmt, ist obendrein noch stolz auf seine verfluchte Neutralität. Untätig stehen in seinem Internierungslager alle die Helden des Geistes und wollen doch kämpfen und wirken für alles Hohe, Schöne und Wahre und wollen doch unser Dasein lebendig und mitreißend durchdringen!

Das Gegenteil ist der „Zeilenfresser“. Ihm kommt es nur darauf an, „etwas gelesen zu haben“. Wird irgendein Buch genannt, so ertönt automatisch sein überlegenes und wegwerfendes: „Kenn’ ich längst!“ Er hat das Buch genascht wie eine Tafel Schokolade. Spricht man eingehender darüber, versichert er eifrig: „Ja, ja, ich erinnere mich noch!“ — in einem Tone, der gerade das Gegenteil vermuten läßt. Er liest grundsätzlich nie ein Buch zweimal. Warum denn auch? Kann man ein Buch denn mehr als lesen?

Unter den Zeilenfressern finden wir auch den „Modell-leser“. Er hält es für ein Zeichen unbeschreiblichen geistigen Tiefstandes, wenn einer nicht das „Allerneueste“ vom Büchermarkte kennt. Als ob das Allerneueste auch stets das Beste wäre! — Die Buchhändler halten sich selbstverständlich an diese menschliche Schwäche. Komme ich in einen Laden und lasse mir eine Reihe von Werken vorlegen, so erfahre ich unfehlbar: dieses Buch sei vorzüglich, jenes ungemein fesselnd, ein anderes außerordentlich begehrt, dieses aber mit besonderer Betonung „das Allerneueste“. Der Buchhändler be- greift dann nicht, warum ich das Allerneueste unbeachtet lasse und lieber das Vorzügliche mit nach Hause nehme. Bücher soll man wie edle Weine lange lagern lassen. Wieviel Lärm wird oft um ein neues Buch gemacht! Da heißt es denn ganz überschwenglich in den Besprechungen: „Ein Meisterwerk! Das lang ersehnte Ereignis unseres Jahrhunderts! Eine Sprache

von unbeschreiblichem Klangzauber wetteifert mit abgründiger Gedankenfülle in dieser überwältigenden Offenbarung. Jedermann muß es gelesen haben!" — In solchen Fällen unterdrücke ich gewaltsam alle Regungen menschlicher Neugierde und warte. Nach ein paar Monaten erkundige ich mich vergebens nach diesem einzigartigen Buche — es ist in Lethes Wasser aufgeweicht.

Eine vierte Leserguppe, wozu ich einst selbst gehörte, sind die „*Titelleser*“. Arme, köstlich unbelesene Teufel, die in ihrem schäbigen Röckchen eine geschlagene Stunde vor jeder Buchauslage stehen und dort Feste der Entsagung feiern. Belächelt sie nicht, diese Armen und doch so Reichen! Sie lesen nicht, nein, dazu fehlt es ihnen an vielem, aber sie schreiben sich jedes Buch selbst. Ein Titel genügt ihnen als Sprungbrett in ein Meer der wunderbarsten Vorstellungen. Wie eine seltsame Musik klingt es dann in ihnen, ein Strom prächtig flutender Worte rauscht durch ihre Seelen, die Schauer erhebener Gedanken ergreifen sie, und eine überstürzende Fülle von Bildern strömt auf sie ein. Ob der Inhalt, den ihre Phantasie in ein Buch hineinlegt, wohl schlechter ist als der tatsächliche? Ich glaube nicht. Wenn sich ihnen später einmal die heilig verehrten Bücher erschließen, sind sie oft recht enttäuscht. Oft aber auch beseligt, wenn ihnen ihre geheimnisvolle Ahnung recht gegeben hat. Doch diese Art, Bücher zu lesen, ist nur für Sonntagskinder, und ich möchte sie nicht jedem empfehlen.

Ähnlich sind die „*Reclamleser*“. Auch seltsame Gesellen. Da die Sammlungen in der Art Reclams hauptsächlich nur die schwere Artillerie der Klassiker auffahren und das leichte Geplöck der Tagesliteratur ausschließen, geraten die Leser bald innerlich in einen Gegensatz zu ihrer Zeit und Umwelt. Sie vergleichen die ideale Gedankenwelt von damals mit der realistischen Gegenwart, wobei diese natürlich schlecht abschneidet. Wenn sie abends beim gedämpften Lampenschein mit idealen, hochdenkenden Buchmenschen verkehren, muß ihnen beim grellen Tageslicht die Welt häßlich und die Mensch-

heit roh und verächtlich erscheinen. Ludwig Feuerbach behauptet sehr richtig: Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto kleiner wird der Kreis von Menschen, an dem Umgang wir Geschmack finden.

Auf einer wesentlich anderen Stufe stehen die „Groschenleser“. Ihre Zahl ist weit größer, als man gemeinhin annimmt. Detektiv-, Indianer-, Piraten-, Abenteuer- und homosexuelle Geschichten bilden fast nur ihre geistige Nahrung, Wir wollen sie nicht um ihren Geschmack, aber um ihren beharrlichen Eifer beneiden. Kein persönliches Opfer ist ihnen zu groß, wenn es ihnen die geliebte Lektüre verschaffen kann. Wenn einmal aus irgendwelchen Gründen ein allgemeiner Leserstreik ausbräche, so wüßte ich, wo die ersten Streikbrecher zu suchen wären. Mit welcher Andacht sie oft die elendsten Machwerke lesen, halblaut oder die Lippen bewegend! Ein Anblick, bei dem mancher vorzügliche aber um so weniger vorgezogene Schriftsteller vor Neid platzen möchte.

Will man in feineren Abstufungen die Lesergemeinschaft sezieren, so müssen hier noch die „Heldenleser“ genannt werden. Sie mögen nur einen Helden im Buche leiden, der ihnen ähnlich sieht. Unter einem ähnlichen verstehen sie aber stets einen herrlichen Menschen! Ihre Antipoden, die „abfärbenden Leser“, bevorzugen dagegen die unähnlichen Helden, deren Charaktere und Eigenschaften sie auf sich abfärben lassen. So halten sie sich bald für verkannte Genies, bald für unschuldig Verfolgte, bald für vom Glück Vergessene oder Menschenverächter und Gott weiß, was alles. In Wirklichkeit werden sie dadurch nur zu lächerlichen Figuren.

Absonderliche Herren sind auch die „Delikatessenleser“. Sie halten nur den Marzipan der Literatur ihrer Beachtung wert und verschmähen das gute, kräftige Hausbrot. Für sie existieren nur Werke von 50—100 Exemplaren Auflage, auf Büttenpapier gedruckt und vom Verfasser unterzeichnet. Wenn sie von ihren Büchern sprechen, so klingt das, als ob ein Briefmarkensammler von seiner blauen Mauritius spricht — falls er sie hätte.

Die letzte und gefährlichste Sorte endlich sind die „Leihleser“. Wehe dir, wenn einmal einer von ihnen unter deine Büchersammlung gerät! Wie er dann überschäumt vor Begeisterung über alle deine herrlichen Sachen! Wie er dir so bewegt versichert, keine Nacht mehr schlafen zu können, ehe er nicht dies und jenes gelesen! Und wie dein prinzipienhartes Herz dann wie Butter in der Sonne zerfließt, und du ihm von deinen Herrlichkeiten mitgibst, soviel er nur schleppen kann! — O du kindliches Gemüt, du glaubst wohl, er würde diese Bücher wirklich lesen? Du glaubst vielleicht auch, diese Bücher wieder zurückzuerhalten? In drei Tagen, so hat er dir auf Ehre versprochen . . . Gewiß — aber bist du etwa so naiv, darunter die drei *nächsten* Tage zu verstehen?

*
* *
*



In der Schreibstube

Nach dem Original von Leo Schnug

Mit gütiger Erlaubnis der Kunstdruckerei Jul. Manias & Co., Straßburg i. E.



Von Hans Schoenfeld, Burgstein bei Längenfeld i. Dehtal (Tirol)

I. Der Katalog

Auch in das gegen Sonne und Hitze gleichermaßen abgeschlossene Studiergemach des jungen Doktors Friedrich Kühle fand der neue Auktions-Katalog Nummer LXXXII der bekannten Berliner Kunsthandlung Eingang und erregte dort, wie in allen Bibliophilen- und Interessentenzirkeln, lebhafteste Aufmerksamkeit.

Mit Wohlgefallen nahm der Doktor, der als literarischer Feinschmecker erst einmal den Gesamteindruck flüchtig genoss, die Namen der deutschen Klassiker zur Kenntnis, die mit frühen Ausgaben ihrer Werke aufwarteten und der Versteigerung die nötige Spannung, den hohen Stil und die zünftigen Preise sicherten.

Schon hielt es ihn bei Goethe fest. Auch hier bestritt der Olympier den Hauptanteil der nicht nur inhaltlich kostbaren Werke, die ihren Herrn wechseln sollten. Gleich war des Forschers Anteilnahme und des Bibliophilen Leidenschaft drauf und dran, sich in Einzelheiten zu vergraben. Das Auge schwelgte in den Kolonnen, die allein einer Dichtung gewidmet waren. Da verlockten wohl ein Duzend frühe Faust-Ausgaben zum Erkurs in die vertraute Goethe-Literatur. Schon warben die Ankündigungen kostbarer Sphigenie-Unika um liebende Versenkung.

Aber jetzt! Der Blick verweilte auf der Nummer neunzehn: Goethes neue Schriften. 7 Bände. Mit Kurfürstl. Sächs. Privilegium. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 1792—1800.

Der Gelehrte lächelte. Ob man diese Ausgabe kannte! Ein zärtlicher Blick flog hinüber zu den hohen Regalen, die gemessen und im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit die kostbare Last mit Würde trugen. Im Mittelfach des Wandgestells zur Rechten prangten die Goethiana; verblichen zwar von Ansehn, verblaßt in den rosanen, grünen Rückenschildchen und nachgebunkelt im Leder, aber kostbarer als die erlesensten Ausgaben neuzeitlicher Verlage. Gegangen durch Hände, deren Träger zwar mit einem Goethe nicht zu vergleichen waren, aber in der großen Welt doch auch was galten. Oder war's nicht eine besondere Kuriosität, eine Goethe-Reihe sein eigen zu wissen, die Metternichs Name und Wappen zierte, Karl von Holtei als Eigentümer nannte?

Doch man verliert sich ins Uferlose. Laß doch sehen, sinnt der junge Doktor Kühle, was man zur Meyer-Ausgabe zu sagen hat!

Da heißt es in der kritischen Zusatzbemerkung: Prachtausgabe aus Dalbergs Bibliothek, dessen Erlibris sich in jedem Band befindet.

Schau, schau! nickt der Gelehrte und mißt seine Unger-Reihe gar liebevoll. Mit so einem hohen Herrn wie dem hochfürstlichen Herrn Erzkanzler und Fürstbischof, dem wir um seiner Verehrung für Schiller willen vieles verzeihen wollen, was später weniger vaterländisch und wohlgetan war, können wir nun freilich nicht einherprunken. Unserer Goethe-Ausgabe Eigentümer war nur ein simpler schlesischer Gutsherr, der sich für seinen Goethe Laler um Laler zusammensparte und jene erstaunliche Bibliothek hinterließ, die leider, leider nicht in einer Hand beisammen blieb. Nun man soll zufrieden sein mit dem, was einem von Gesetzes wegen zufiel.

Der Doktor seufzt. Dann schaut er wieder in den Katalog und murmelt im Weiterlesen: Ja, die schönen Kupfer und Beilagen gerade dieser Ausgabe werden in der Anmerkung mit Recht gerühmt. Ei, aber was ist das? „Vollständig mit allen Haupt-

und Nebentiteln bis auf das im sechsten Bande fehlende Musikstück, das sich fast in keinem Exemplar findet.“

Friedrich Kühle sinnt nach. „So laßt mich scheinen, bis ich werde“, spricht er vor sich hin. — Das müßt ich doch, wenn mein Gedächtnis recht behält, in meiner Ausgabe gesehen haben; eben, weil es das Lied der Mignon ist, das mich schon als Jüngling so tief ergriff und mir beim Betrachten der Notenbeilage in Kapellmeister Reichardts Vertonung wiederum so innig an die Seele rührte.

Nun besinnt er sich vollends, springt in froher Genugtuung auf und eilt zu den geliebten Borden hin. Richtig! spricht er mit Nachdruck laut in das weite, stille Gelehrtenzimmer — ich spielte es ja noch, als ich zum erstenmal das Erbstück in Händen hielt.

Nicht schnell genug können die Augen den Band Sechs erspähen, die Finger ihn aus seiner Reihe ziehen. Nun geschwind geblättert — und richtig! es ist bis auf die zwei Blatt Verlagsanzeigen die einzige Beigabe im ganzen Bande.

Da steht es also schwarz auf weiß mit dem naiven Notendruck von damals: „So laß mich scheinen.“

Und all die Goethe-Spezialisten von Meyer und Hirzel, Seuffert bis Holland und Rippenberg kennen's nicht, sahen's nie. Welch eine Entdeckung!

Das muß Henrici aber gleich wissen, geht es Kühlen durch den Sinn. Lächelnd, hurtig schreitet er zum Schreibtisch, zieht eine Postkarte aus dem Fache und fängt schon an zu schreiben. Ein wenig spöttisch lacht er dabei, wie er sich des Kunsthändlers verbüßte Mienen beim Lesen dieser Nachricht von höchster bibliophiler Wichtigkeit vorstellt, die nicht nur ihn, nein all die Goetheaner von Bode bis Witkowski auf die Beine bringen und gelehrte Federn knirschen lassen werden.

Ja, wie das so geht: Da sitzt weitab von den zünftigen Ställen, wo sie große Literaturhistorik machen und das Goethe-Gebiet in- und auswendig zu kennen glauben, irgend so ein kleiner Doktor, dessen Name bescheiden hier und da in einer Fachzeitschrift auftaucht und zur großen Melodie noch ein Ba-

riantchen zu geben trachtet. Er guckt nun in seinen privilegierten Unger, und schon bringt er das Gebäude des Goethe-Kriteriums ins Wackeln. Nein, so was! Was das wohl auf der Versteigerung geben mag! Man sieht von hier aus schon die Köpfe wackeln, die Brillengläser funkeln. Ach, wie lustig, das so ruhig von ferne im Geiste mit anzuschauen.

Plötzlich hält der verschwärmte Goethe-Freund in seinem Schmunzeln inne. Er kraust die Brauen, und das junge, freundliche Gesicht mit den kurzichtigen Gelehrtenaugen verzieht sich ein wenig säuerlich. Ein Gedanke ist ihm in sein Wohlbehagen gefahren: Sie werden doch nicht? Alle die Goethe-Enthusiasten, die gewerbsmäßigen Spekulanten werden ihm doch nicht auf die Bude rücken? Das wird der Henrici ihm doch nicht antun? Anderthalben auf einen Schelmen setzen?

Lörrichter Schreck! Noch hat man ja die Fäden in Hand, die selbstverschuldete Unruhe in die schöne Stille, ohne die ein rechtes Forscherleben undenkbar ist, herbeizuziehen vermögen oder ihr Schutznetz um Dr. Friedrich Kühles Lusculum weiter-spannen.

So wird man denn die Karte nicht aus dem Hause lassen? Wie schade doch! Gibt's keinen Mittelweg zwischen der Sache Erfordernis und dem lieben Egoismus?

So wird's gehen! brummt der junge Stubenhocker befriedigt und fügt der Karte den Schlusssatz an: Doch ist Bedingung bei dem Briefwechsel, der sich aus diesem Novum ergeben wird, daß Sie mir alle Kaufliebhaber und Bibliophilen vom Halse halten. Denn der Unger ist mir unverkäuflich. Was auch Sie zur persönlichen Kenntnis nehmen wollen.

II. Das Schicksal einer Frühausgabe.

Bis nach der Versteigerung, über deren zahlenmäßige Rekordpreise sich der gute Doktor aus den Zeitungen unterrichtete, überging der Kunsthändler die Karte mit Stillschweigen. Nicht ganz nach Friedrich Kühles Wunsch, der sich nun um die Wirkung seiner Bombenentdeckung gebracht und nicht ernst genommen sah.

Aber plötzlich war der vielgesuchte Mann aus Berlin da. Das freilich war dem Doktor nicht recht, denn ihm bangte vor Attacken auf seine Raritäten, nach denen Leute von des Kunsthändlers Gattung ewig auf der Suche waren. Er wappnete seine Gutmütigkeit und die von der Mutter ererbte Lust zum Plaudern mit dem Panzer der Kühle und wissenschaftlichen Unabkömmlichkeit.

Aber Carlernst von Henrici war ein Menschenkenner und nahm's mit dem schrulligsten Bibliophilen und vertracktesten Bücherwurm auf. Er wußte schon, wie man die zugeknöpftesten Gelehrten und steifsten Perücken alsbald in die atemlosesten Zuhörer, Frager und leidenschaftlichen Diskutierer verwandelte und die gelehrtesten, unnahbarsten „Häuser“ aus ihrem Schnecken-türmchen herauslockte. Er begann einfach vom Verlauf der Bersteigerung, von bekannten Teilnehmern zu berichten und flocht die eigentlichen Räder geschickt ein: Die Schicksale jener köstlichen Bände, die sich aus Joachim Göschens, Cottas, Ungers, Friedrich Bierwegs und Weygands Offizin durch die Jahrhunderte bis in das moderne Kunsthaus geschlängelt hatten, um dort als Handelsobjekt seinen unbezahlbaren Wert in fragwürdiges Geld einzutauschen.

Auch bei dem Doktor Kühle verfing das unfehlbare Mittel. Er bekam seine gewinnendste Miene, gab sich in Gebärden und Temperament seinem Alter entsprechend jugendlich und ward in seinem schönen Eifer des faustischen Lächelns nicht gewahr, mit dem der Kluge Kunstgeschäftler seinen Weizen reifen sah. Unversehens stand das ungleiche Paar vor den Bücherregalen und der Ungerschen Frühausgabe. Band sechs enthüllt sein Unikum: die Notenbeilage.

Im, brummte Henrici befriedigt und schaute den Band auf Stockflecke und Einband kritisch durch. Die Sache stimmt. In der Familie des ersten Käufers muß entschieden wenig musikalischer Sinn geherrscht haben. Wieso? Lieber Doktor, das ist doch alles höchst einfach und erklärt das Fehlen der Beilage in fast allen noch bekannten Exemplaren dieser Ausgabe: Die Frauenzimmer von Anno dazumal waren rein veressen auf



solche Lieder, die man in allen Salons sang und spielte, wie heutzutage die Schlager, Reißer und zotigen Couplets. Mamsellchen und Madame haben sich die eingeklebte Notenbeilage, die nach unserem Geschmack ja auch gar nicht in einen Roman gehört, einfach herausgenommen und auf den Spinett-Notenhalter gelegt. Mit einem dicken Bande spielte sich's gar zu schlecht. Waren die Notenblätter erst heraus, dann kamen sie kaum je wieder hinein. Ihrem Exemplar sind musikalische Finger gänzlich ferngeblieben, und wir haben den Vorteil davon. Eine gut erhaltene Ausgabe, das muß ich schon sagen, falls die andern Bände komplett sind, will sagen, die drei Kupfer und acht

Musikbeilagen aufweisen, die dazu gehören. Nun sagen Sie aber einmal, Verehrtester: ich zähle hier nur vier Bände. Wo sind denn die anderen drei? Doch nicht etwa ausgeliehen? Derlei Kostbarkeiten . . .

Friedrich Kühles glatte Stirn umbüfferte sich: Ach, das ist eine dumme Geschichte. Eigentlich sollte man sie gar nicht erzählen, denn nächste Angehörige kommen nicht gut dabei weg, was literarische Kenntnisse und ästhetisches Empfinden anbelangt. Es ist eine Erbteilungssache ohn' allen Sinn und Verstand. — Der junge Gelehrte brach ärgerlich den Satz ab und wünschte offenbar das Gesprächsthema zu wechseln. Aber des Kunsthändlers literarisches Feingefühl war so in Wallung gebracht, daß man um eine gründliche Erörterung des Falles von einer bibliophil unerhörten Grausamkeit nicht herumkam, das sah der Doktor, der seinen Mann satzsam kannte, seufzend ein.

Der etwas schwerhörige Berliner fragte lauter, als es die Stille und Feierlichkeit des unentweiheten Forschergemaches vertrug: Und es besteht keine Aussicht, die getrennten Bände wieder zusammenzukriegen? Das wär' ein Jammer und eine unverzeihliche Sünde wider Kultur und den Geist Goethes. So sprechen Sie doch, Doktor!

Friedrich Kühle erzählte:

Im vorletzten Kriegsjahre verstarb ein alter Großonkel. Er war der ältere Stiefbruder meiner Mutter. Persönlich habe ich ihn nie gesehen, denn es bestand kein Verkehr zwischen ihm und uns. Ich hörte nur, daß er ein sonderbarer Kauz und Einsiedler sei. Mit Vater und mir teilte er aber die Leidenschaft für schöne und seltene Bücher, ein Erbteil seines Vaters, der Zeitgenosse Schillers, Goethes, Kants, Jean Pauls, Schopenhauers und ein so ehrgeiziger wie glücklicher Sammler war. Er schaffte auch das Unger-Exemplar der frühern Goethe-Prachtausgabe an, und von ihm stammt noch manch andre Seltenheit wie hier Sellerts Gedichte in der Ausgabe vom Jahre 1773, die nur noch in fünf Exemplaren vorhanden sein soll, oder hier: Vater Gleims „Kriegslieder — von einem Grenadier“, mit Melodien, Titelvignette, Vorrede von Lessing und dem Ausgabejahr 1758.

Ein *Rarissimum*, bestätigte der Kunsthändler mit Andacht. Der Herr Erbonkel und sein Vorfahr kommen mir leider zu spät zur Kenntnis. Solcher Sammler gibt's nicht viele im Reich.

Ich war damals an der Front. Der alte Herr mochte wohl Gefallen an meinem Heeresdienst finden, denn er schrieb mir nicht lange vor seinem Hinscheiden den ersten und letzten Brief, den ich von ihm erhielt; belobte mich ob meines kriegerischen Tuns, das sich freilich nur auf eine Brigadeschreibstube und hernach die Kriegstagebuchführung der Heeresgruppe erstreckte und sicherte mir — was mich damals mehr erheiterte als erfreute, da ich nicht wußte, wer schneller zur großen Armee abberufen wurde: der junge oder der alte Freiheitskämpfer — die Schenkung von Stücken seiner Bibliothek zu, die ihm besonders teuer seien... wie eben Gleim, Gellert, der furiose Christian Friedrich Schubart mit seiner kuriosen „deutschen Chronik“.

Mutter fuhr also nach dem kleinen schlesischen Nest und dem landwirtschaftlichen Betrieb, dessen sie sich von einem Besuch in ihrer Mädchenzeit noch dunkel entsann. Erbinnen waren sie und eine ältere richtige Schwester des Verstorbenen. Ihr fiel die Erbschaftsmasse zu. Mutter erhielt einzelne Stücke und etwas Geld.

Und nun begab sich, was mich nach Rückkehr aus dem Felde wie ein kalter Sturzbach empfing und mich für Wochen gegen meine gute Mutter verstimmte: die Teilung der Bibliothek.

Sie müssen nämlich wissen, daß Mutter im Gegensatz zu meinem verstorbenen Vater und mir von Büchern, geistigen Genüssen und derlei Feinheiten nicht soviel hält, als von dem, was sie: sich im Leben umsehen und tüchtig tummeln nennt. Ich fühle es noch jeweils heraus, daß Mutter mich lieber als Offizier oder handfesten Mediziner gesehen hätte, denn als Vaters Nachfolger im Archivat der Landesbibliothek. Den praktischen Dingen mehr zugewandt und Hausfrau durch und durch, war die erwartungsvolle Erbin wohl ziemlich enttäuscht über das, was sie vom Stiefbruder ihr vermacht sah. Sie blickte mit scheelen Augen auf die alten Schmöcker, die den Hauptteil ihres Erbgutes ausmachten.



Behälter für das Evangelistarium
der Uota, Abbtissin von Niedermünster in Regensburg





Nun hielt auch die Stieffchwester, jene Lante, die ich Pate nannte, aber auch nie zu sehen bekommen habe, wenig von Büchern und Bücherweisheit. Sie erblickte in ihnen künstlich aufbewahrte Staubfänger und Scharteken, deren Wartung mehr Zeit und Mühe verursachten als billig ist, namentlich in wirtschaftlich schweren Zeiten wie diesen. Immerhin ehrte sie des verstorbenen Bruders Vorliebe, um so mehr, als er ein guter Wirtschaftler war und ihr den Hof in bester Ordnung hinterließ. Aber sie verfuhr mit den Büchern doch kurz und bündig. Da sie das Anwesen mit seinem umfangreichen Zubehör nicht selbst bewirtschaften mochte, sondern ihr geruhiges Stadtleben als Doktorswitwe vorzog, so hatte sie das Angebot eines ihr bekannten Pächters gleich angenommen, und räumte bis auf wenige Zimmer, die der Besitzerin als Sommerfrische vorbehalten

blieben, das Haus. Die Bücher waren, als Mutter ankam, schon in große Kisten verstaut; und dies von eilender, nicht eben sorgsamer Hand. Man einigte sich über diesen Teil der Hinterlassenschaft schnell genug: Mutter nahm die Hälfte der sechs oder acht Kisten. Unbesehen! Als hernach die Frachtstücke hier eintrafen, stellte sie den Inhalt, ohne auf mehr als die Namen zu achten, in die Regale, getrennt von den schon vorhandenen Büchern, ein. Das Einordnen, Katalogisieren und was derlei Umständlichkeiten mehr, von denen sie nicht viel hält, überließ sie dem Sohne nach Rückkehr von der Front. Ihr genügte es, die Namen Goethe und wieder Goethe, Schiller, Gellert, Gleim zu sehen, um zu glauben, daß mein Glück vollkommen sei. Meinen Klagen und Vorwürfen begegnete sie mit Ruhe, ja vielleicht mit heimlichem Spott. Sie konnte und kann nicht verstehen, daß ich es unverzeihlich finde, die zu Dnkels Lebzeiten sicherlich streng geordneten Werke durcheinandergebracht und holterdipolter in die nächste Kiste geworfen zu haben, wie's gerade kam. Meinem Hinweis, daß diese alten Schmökler einen beträchtlichen Wert darstellten und nicht der schlechteste Teil der Erbmasse seien, begegnete sie mit der Bemerkung: Das ist Zahlen-Sophistik. Du verkaufst ja doch nicht einen Band. Wenn's dich übrigens gar zu sehr plagt mit den unvollständigen Ausgaben — so bleib dir's unbenommen, den Umtausch entsprechend vorzunehmen, wenn die Lante darauf eingeht. Und warum soll sie nicht, wo sie von Büchern so wenig hält?

Und dazu, schloß der Kunsthändler mit leisem Spott, konnten Sie sich bisher nicht entschließen?

Abelnehmisch war Friedrich Kühle nicht. Er belehrte friedfertig: Doch habe ich's versucht. Die Leidenschaft und der Zorn waren größer als die retardierenden inneren und äußeren Momente. Bedenken Sie nur: Kann der wahre Goethe-Berehrer es wirklich still hinnehmen, eine solche Pietätlosigkeit und bibliophile Unhaltbarkeit bestehen zu lassen? Macht er sich dadurch nicht mittelbar der Unterlassung schuldig?

Ich schrieb also und erhielt eine Absage; nicht von der Lante, sondern von der Tochter, meiner Stiefbase sozusagen. Sie be-

kannte sich zu Goethe und daß ihr die Bücher des seligen Onkels lieb seien. Nicht, daß sie die Herausgabe förmlich verweigerte. Sie drückte sich etwa so aus: Solange ein stärkeres persönliches Interesse nicht vorliege, das zur Hergabe der Bücher triebe, wollte man es beim jetzigen Zustand belassen.

Glauben Sie nicht auch, lieber Herr Henrici, so fragte der Erzähler in schöner Naivität, daß das heißen soll: Erst komme einmal her, du fremder Vetter, und dann werden wir sehen. Ich wußte, offen gestanden, seinerzeit mit dieser etwas okkulten Gedankenweise wenig anzufangen; wurde aber ein leises Unbehagen nicht los, als ob die fremde Verwandte sich ein wenig über mich lustig mache.

Das scheint mir auch so, versetzte der Kunsthändler trocken. Diese Redefloskel als verblühten Heiratsantrag anzunehmen, liegt nach allem kein Grund vor. Oder meinen Sie doch?

Behüte! verwahrte sich Friedrich Kühle mit allen Zeichen gelinden Schreckens. Sie ist nämlich ein halbes Mannweib, wie ich von Mutter hörte. Inzwischen ist auch ihre Mutter verstorben und, denken Sie nur an, was macht dieses Herrenweib: Es kündigt dem Pächter und hat unlängst das Gut mit der Mühle, allen Ställen und Scheuern in eigene Bewirtschaftung übernommen. Nein, mit solch einer Latmenschin lasse ich mich nicht weiter ein.

Ich würde, sprach Henrici nach kurzem Besinnen mit Nachdruck, trotzdem oder, besser gesagt, nun erst recht hinfahren und mir die resolute junge Dame einmal näher ansehen. Man kann nicht wissen. Es begeben sich oft die sonderbarsten Dinge.

Wie meinen Sie das? Jetzt verstehe ich Sie wirklich nicht, versetzte der Doktor unsicher. Aber der Kunsthändler lachte nur und sprach, mit listigem Augenzwinkern ihn auf die Schulter klopfend: Heiraten Sie die Base. Dann haben Sie den Goethe und alles Drum- und -Dran komplett.

Sie machen wirklich schlechte Scherze, sprach Friedrich Kühle nicht ohne Schärfe. Aber diesen unmöglichen Fall — unmöglich schon deshalb, weil ich meine Lebtag nicht heiraten werde, wo ich Waters Beispiel vor Augen habe — angenommen: Sie kämen

dabei doch nicht auf Ihre Rechnung. Denn Sie bekämen den Goethe und alle Rara, Unika und was weiß ich noch, dann erst recht nicht, sondern es bliebe die Bibliothek ungeteilt in der Familie, wie zu des Großonkels Zeit.

Mit dem zugehörigen Landgute will ich's schon glauben, sprach Henrici unempfindlich. Sonst aber — mein lieber Doktor Kühle! Es kommt schwere Zeit für Wissenschaft und die freien geistigen Berufe. Und mancher Gelehrte, mancher Sammler aus dem verarmenden Mittelstande wird noch von mancher Frühausgabe seines Schiller und Goethe sich trennen müssen, nur um des lieben Brotes willen. Schon darum wünschte ich, Sie führen je eher je besser.

Diese Worte des klugen Mannes aus Berlin gaben dem jungen Gelehrten fortan so ergiebig zu denken, daß er all seine schöne Forscherruhe verlor und sein Studiergemach, seine ganze Lebenssphäre und seine eigene Jugend mit anderen, schreckhaften Augen ansah. Zum Studieren, Rubrizieren und Stubenhocken war noch immer Zeit, wenn man ins reife Mannesalter getreten war und der Hang zum Sinnen, zum Alleinsein und dem gemachsamem Leben im stillen Winkel Sinn gewann und der Menschennatur wirklich entsprach. Hingegen war Unnatur, wie er's in jungen Jahren schon trieb. Gewiß sahen ihn die Leute in der kleinen Residenzstadt schon als einen Sonderling und hoffnungslosen Büchervurm an. Mutter hatte wohl recht, wenn sie manchmal schalt und ihn unter die Leute, zum Stammtisch, in den Kegellclub gehen hieß. Das war für den verstorbenen Vater eine gern geübte Pflicht und ein wohlthätiger organischer Ausgleich gewesen. Selbst davon mochte der Sohn nichts wissen.

So kam Friedrich Kühle ins Schmollen mit sich selber. Seine Jugend stand auf. Sie zeigte ihm im Spiegel einen stattlichen Menschen mit angenehmen Zügen und von gar freundlichem Gesamteindruck. Was er nervöse Abspannung nannte, war nichts als erwachendes Lebensbegehren, das zum Ausspannen drängte und in Gottes freier Natur, im frohen, tätigen Landleben . . . auf dem Hofe der fremden Base . . . das schönste Betätigungsfeld sah.

Eines Tages schrieb er mit energisch zusammengepreßten Lippen an die junge Müllerin im Schleißchen: Ob er wohl kommen dürfe, sich den Ungerschen Goethe-Lorso und all die unbekanntten Seltenheiten von Onkels Büchersammlung anzusehen? Vielleicht, so schloß er vorsichtig, seien auch zwei Fäuste, die gut zufassen könnten, in der nahenden Erntzeit willkommen.

Umgehend schrieb die Base: Er möge nur kommen und sich alles ansehen und zusehen, wie er mit allem fertig werde.

Dieser kurze und bündige Bescheid, der Energie und wieder so etwas wie verkappten Spott atmete, mutete Friedrich Kühle zwar sonderbar und vielsinnig an, wie schon jener Schlusssatz im ersten Briefe der herrischen Verwandten. Aber etwas wie Trotz und Überlegenheit, ja wie Übermut regte sich in ihm. Zum Donner ja! Er war doch auch mal Frontsoldat gewesen und ein Kerl, wenn's darauf ankam. Sie sollte es nur zu bunt nicht treiben, die dornige Heiderose der Saganer Sandgründe. Sie irrte, wenn sie glaubte, es ginge um sie. Die Bücher blieben die Hauptsache; dann kam die Natur und das liebe Vieh, zu dem man ja draußen im Felde in vielerlei Beziehung getreten war. Der Rest blieb Fräulein Erika. Wenn der Schlauberger, der Henrici, etwa an ein zartes Lechtelmechtel dachte, dann hatte er daneben orakelt. So ein Herrenweib heiratete man nicht, und es wollte auch gar nicht geehlicht sein. Wäre sie sonst nicht längst unter der Haube? Denn die Jüngste konnte sie nicht eben mehr sein.

Der Doktor rechnete nach. Dann horchte er bei seiner Mutter an. Da ergab es sich, daß sie doch ein wenig jünger war als der Wetter Archivar, der mit seinen neunundzwanzig Lenzen auch noch als junger Mann gelten konnte und wollte.

III. Wetter und Base.

Als sich Base und Wetter zum Willkomm die Hand reichten, hatten beide die Empfindung, daß sie sich recht genau und unverhohlen musterten, als suche einer des anderen Wesen nach Kräften zu ergründen. Aber noch eine andere Erkenntnis ging ihnen gleich auf: Sie hatten sich voneinander ein ganz anderes

Bild ausgemalt und schienen nach der ersten Betroffenheit über diese Entdeckung nicht unangenehm voneinander enttäuscht.

Friedrich Kühle hatte sich unter der couragierten Müllerin eine Brünhilde vorgestellt: So eine dunkle oder brünette mit Balküren-Haltung und Gebaren. Statt dessen trat ihm eine schmale, schlanke Blondine entgegen, deren Gesichtsschnitt und Farben auf Zartheit und Sanftmut hindeuteten. Die raschen, weitausholenden Bewegungen freilich, namentlich im Schreiten, ließen Latkraft und rasches Hantieren der Herrin eines großen Hauswesens ahnen. In den hellen, blauen Augen lag was Kühles, ganz Unsentimentales, das dem Gesinde und auch dem Gast zu denken gab.

Umstände machte die Base Erika mit dem Gast gar nicht. Wie sie geschrieben hatte, so ließ sich alles von Anfang an. Siehe nur zu, wie du dich herein- und mit den Dingen hier abfindest.

Zeit hatte man in diesem Hause wenig, das merkte der Ankömmling gleich. Nach ein paar freundlichen Worten ging das Fräulein wieder den Geschäften nach und überließ dem Better sich selber. Er zog sich auf sein Zimmer zurück und versuchte dort, Ordnung und Ruhe in seine Gedanken zu bringen und sich ein wenig heimisch im Raume zu machen. Das war ein Gemach von großer Einfachheit, ja spartanischer Strenge. Der Gast stellte mit einiger Betrübniß fest, daß ein Schreibtisch fehle. Ohne dies geliebte Arbeitsmöbel konnte er sich einen Aufenthaltsort nicht denken. Er beschloß, bei nächster Gelegenheit um einen Tisch, wenn auch gewöhnlichster Art zur Ausbreitung seiner Schreibutensilien bescheiden einzukommen. Denn Arbeit hatte er sich genügend mitgebracht. Eine Abhandlung, die ihm sehr am Herzen lag, gedachte er hier endlich abzuschließen. Solch eine ideale Gelegenheit fand sich nicht gleich wieder. Die Studie galt Goethe und Christoph Kaufmann jenem mystischen Schelmen, der sich als den „Spürhund Gottes“ gebührend feiern ließ, bis er durch Goethe seinen Gnadenstoß als Scharlatan und Literat erhielt.

Diese kulturwichtige Abhandlung sollte gewissermaßen unter den Augen und der Mithilfe der Base entstehen, die, in seine

Gedankenwelt und die Goethe-Literatur einzuführen, er vorgehen hatte; ein zweifelsohne reizvoller Plan, der die Partnerin belehrte und zu Dank verpflichtete.

Zum Abendimbiss fanden Herrin und Gast sich wieder zusammen. Es gehörten zur Tischgesellschaft noch die Mamsell und ein junger Wirtschaftsgehilfe, offenbar aus gutem Hause. Es ging ganz herrschaftlich her. Das Tischgespräch freilich verlor für den willig zuhörenden Doktor bald seinen Reiz. Es drehte sich nur um wirtschaftliche Dinge, praktische Vorkommnisse und Besprechungen für den kommenden Arbeitstag. Vergebens suchte Friedrich Kühle seinen wohlbedachten Gesprächsstoff anzubringen, der sich zwanglos aus dem eigentlichen Grund seines Kommens ergab. Denn kurios genug war ja die Geschichte von der verkehrt geteilten Goethe-Erbenschaft. Es war, als halte die Waise mit Fleiß das Gespräch bei den realen Alltagsdingen und setze voraus, daß der Gast Interesse genug für diese notwendigen und wichtigen Angelegenheiten zeige, die den Hausgenossen jedenfalls über alle geistigen und sonst anregenden Allgemeinheitsfragen gingen.

Die alte, tiefbrummende Standuhr hatte eben die neunte Stunde in feierlich hallenden Schlägen verkündet, da erhob sich die Kunde in rechtschaffener Müdigkeit und bot sich Gutenacht.



Erika rang sich noch ein paar Fragen ohne rechte Theilnahme von den Lippen: ob der Wetter sich schon ein wenig in Haus und Hof umgesehen habe? Nicht wahr, idyllisch sei der Hof und die ganze Landschaft? So ein echter Heideminkel. Viel Sand, Heide, magerer Boden, somit Arbeit genug, ihm das Unerläßliche abzurufen. So, und nun angenehme Ruhe! Um sechs Uhr werde die Frühstück gereicht, um einhalbneun das Frühstück. Wenn er sich tüchtig ausschlafe, dann komme er gerade zu diesem zweiten Imbiß zurecht.

Ehe Friedrich Kühle in wohlgesetzten Worten zu all diesen Fragen Stellung nehmen konnte, sah er sich entlassen. Droben in der Stube hockte er auf dem Bettrand nieder und schüttelte in längeren Pausen bedenklich und gewichtig den Kopf. Dann stand er unzufrieden auf, legte sich ins Fenster und schaute den Mond an. Von drunten rauschte der Gießbach, der die alte romantische Mühle trieb, wenn die Bauern ihr Korn brachten. Der Hof lag still und ganz weiß im hellen Mondlicht, die vielen alten Bäume hintern Hause und im nahen Busch rauschten gedämpft und zauberisch.

Friedrich Kühle räusperte sich, sagte hm hm und guckte noch einmal schief zum bleichen Gesellen am nächtlichen Himmel hinauf. Dann schloß er das Fenster. Denn es wehte dem Städter kühl und feucht von draußen herein.

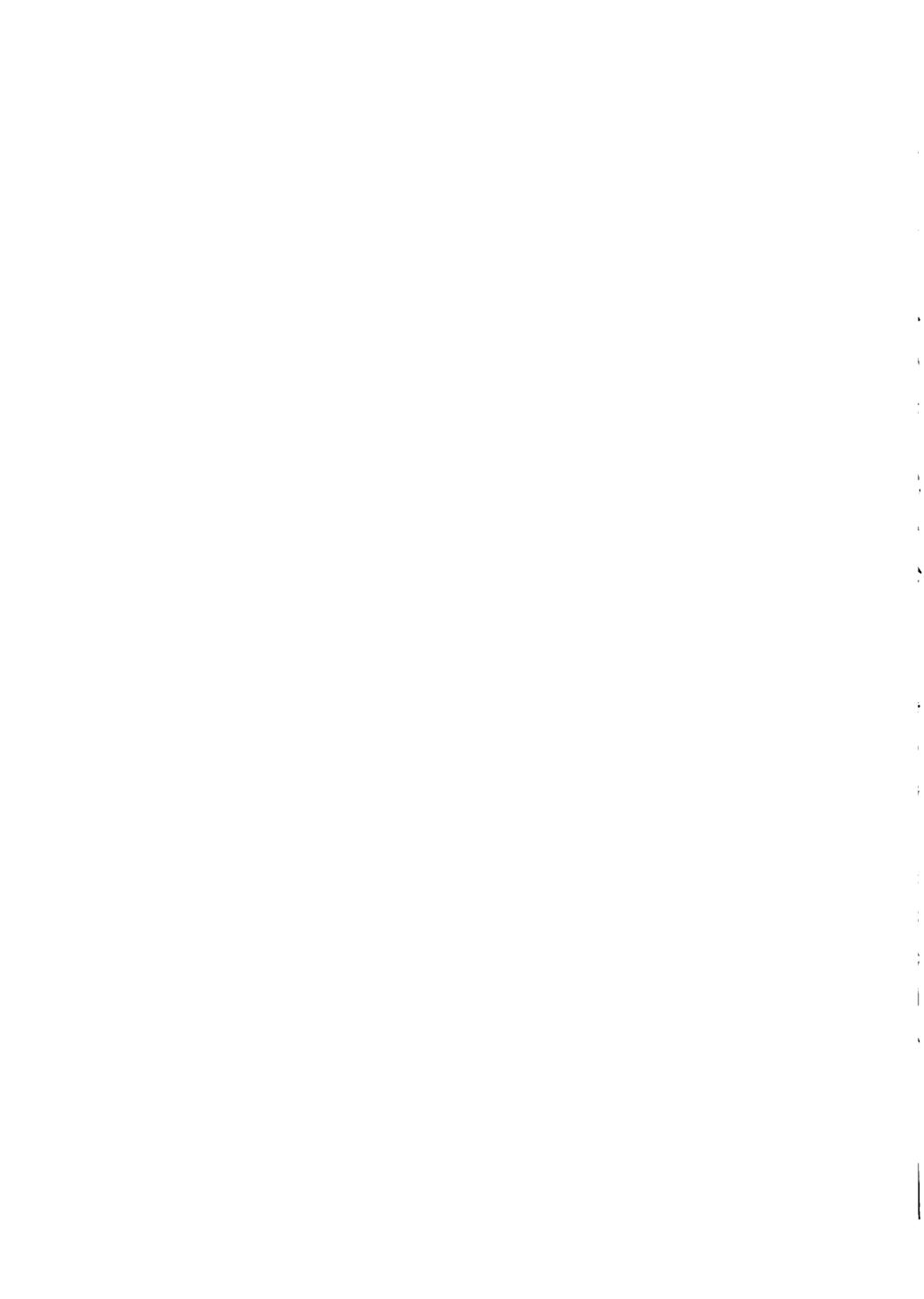
Von den Goethe-Bänden und der ganzen Bibliothek hatte man noch nichts zu sehen bekommen. Eine kuriose Geschichte das!

IV. Wie es auf der Rabenmühle herging.

Als der Wetter aus der Stadt auch am dritten Morgen seiner Anwesenheit auf der Rabenmühle, wie der ganze Hof genannt wurde, die Morgensuppe verschief und nur eben recht zum zweiten Frühstück kam, schlug ihm das Gewissen. Eben weil sie alle nett zu ihm waren, ihn aber nur mit einer gewissen Nachsicht, als einer anderen Sorte Menschen zugehörig, zu betrachten und zu schonen begannen, machte es seinem Mannesstolz zu schaffen, daß man ihn nicht ganz für voll nehmen könne. Er beschloß,



Exlibris für einen Ökonomen
Nach einer Radierung von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig



mit der Langschläferei ein Ende zu machen. Denn ausgeruht und wohl bei Leibe war er nun.

Da er nicht ganz sicher war, ob der träge Leib dem Vorsatz des Geistes gehorchen und in aller Morgenfrühe mit den anderen Hausgenossen auf die Weine kommen würde, bat er um einen Wecker.

Die Wase sah ihn prüfend von der Seite an. Dann lachte sie freundlich ohne allen Spott und beschied den Antragsteller: Einen Wecker hat's im ganzen Hause nicht, brauch't's auch nicht. Dafür sorgen unsere Hähne schon, die uns mit Morgengrauen munter krähen. Mußt du aber fest schlafen, daß du dieses Konzert überhörst! Oder schließt du etwa gar das Fenster? Nun ich will daran denken und dich wecken, falls du wirklich fest entschlossen bist, dich nicht mehr auf die andere Seite herumzudrehen. Was planst du denn, wenn man fragen darf? Eine Wanderung ins Queistal oder eine Besichtigung von Sagan? Dort hat's eine großartige Bibliothek vom Wallenstein und dem Herzog Biron von Curland her.

Nein, nein! wehrte Wetter Friedrich eifrig und leicht errötend ab. Das kommt schon noch dran. Arbeiten will ich mit euch, weiter nichts.

So? meinte das Fräulein gedehnt und schaute den Gelehrten eigen an. Das ist aber nett. Wirßt du feiner Stadtherr mit den gepflegten Schreibfingern und dem weichen Rücken es aber auch durchhalten?

Der Doktor verwahrte sich: Diese Hände verstanden im Kriege Unterstände zu bauen und Schipperdienste zu leisten. Oder willst du mich nicht bei deinen Arbeiten haben?

Das klang empfindlich und bitter. Die Jungfer Erika versetzte geschwind und freundlich: Aber gern will ich dich und jede rüstige Hand mit einspannen. Der Kohl muß gehäufelt und der Kartoffelacker gejätet werden. Du kannst aber, wenn dir das mehr behagt, auch ins Holz fahren. Unsere Brauen sind brav. Wirßt du die dünnen Kiefernstämmen allein auf den Wagen bekommen?

Der Wetter entschied sich für die Holzfuhr und meinte, er werde eben nur schmalere Stämme aufladen. Erika lachte ihm

Gewährung zu. Ihr bligten die kräftigen Zähne vor Schelmerei. Und Friedrich Kühle freute sich mit. Von ihm aus durfte sie ihn oft so anlachen. Das stand ihr gut.

Diese Frühfahrt ins Holz gefiel dem Doktor über die Maßen. Schon das machte ihn stolz, daß er der derbklopfenden Hand und dem kurzen, kräftigen Mahnruf der Base an seiner Kammertür gleich gefolgt war und pünktlich zur Morgensuppe am Tische erschien. Die großen Augen von Mamsell und Wirtschaftsgehilfen machten ihm besonderen Spaß. So ging er sehr aufgeräumt an die Arbeit. Es bereitete ihm ein unbändiges Vergnügen, wie der Bauer selber auf dem schütternden Leiterwagen breitbeinig und peitschenschwingend aufrecht zu stehen und den Nachschauenden grinsend über die Achseln zuzunicken.

Im Walde ging's mit einem Feuereifer ohnegleichen ans Holzauffammeln. Bald lag ein stattlicher Haufen durrer Stämme auf dem Wagen. Der Schweiß perlte dem Fuhrmann von der Stirn. Er strich ihn lachend mit dem Handrücken weg, schwang sich auf den schwankenden, stacheligen Föhrenstapel und zurück ging es mit Hü und Hott. Nun erst tranken die Augen und die zufriedenen Sinne die Herrlichkeit des frühen Waldes mit wunderbarem Behagen und einem nie empfundenen Dank- und Glücksgefühl gegen Natur, Allmacht, Tier und Mensch. Zum ersten Male gedachte der gelehrte Rosselenker mit einer Freundlichkeit, die schon an Zärtlichkeit streifte, der handlichen Base. Es kam ihn ein Seufzen an mitten im wunschlosen Hingegebensein an das Gute und Schöne, das der Anblick unberührter Natur und das Einsgefühl mit ihr gewährt. Eigentlich war dieses Mädchen zu beneiden. Es stand so festgefügt und innig verwurzelt mit seiner Umgebung und seinem Werk, als sei es nie ein Stadtmensch gewesen. Und gar nicht verwunderlich wollte es ihm dünken, daß auch er unvermerkt und schnell hineinwüchse in dies Gebiet menschlicher Arbeit. Eins, zwei, drei wäre ein Bauer aus ihm geworden, als ob's nie anders gewesen sei. Das mußte wohl daher kommen, daß noch die Großeltern beiderseits Landleute gewesen waren und den Enkeln das Bauerntum noch in allen Gliedern steckte.

Da rollte der Wagen auf den Hof. Die Gäule hielten und schwenkten die Köpfe. An den Fenstern erschienen schmunzelnde Gesichter. Und es war eine Lust, mitanzusehen, wie der Holzfuhmann ins Frühstück einhieb und mit blühenden Augen in das Lachen der Hausgenossen über solch wölfischen Hunger einstimmte.

Hernach fragte ihn die Bäuerin: Nun, wie steht's? Hast du genug vom Holzholen oder traust du dir's noch weiter zu? Da schaute er sie herzlich und dankbar an. Er sprach mit Inbrunst: Es war herrlich und ich finde es so schön hier. Damit ging er an den Wagen.

Die Wase sagte nichts. Aber bis unter die Krausen, eigensinnigen Stirnlöchchen kroch ihr ein feines Rot, das sie ärgerlich machte und das der Wetter nicht zu sehen brauchte.

Zur Belohnung für die achtbare Leistung, an vier Morgen den ganzen dürren Holzbestand aus dem Busch auf den Hof eingefahren zu haben, wurden am frühen Sonntagnachmittag die Kutschpferde eingespannt. Wetter und Wase fuhren ein Stück über Land. Kein Kutschknecht, keine mitfahrende Namsell störte.

Nimm nur du die Zügel! gebot Erika mit einem Schmunzeln, das ihr, wie Friedrich Kühle fand, besonders reizend stand. Du hast ja nun bewiesen, daß du's kannst.

So kutschierten Gast und Bäuerin hinein ins sonntägliche Wald- und Heideland Niederschlesiens. Es ward eine Fahrt, die der Wetter nie vergaß. Alles trug dazu bei, einen ganz neuen Zusammenklang, ein völlig geschlossenes Bild zu schaffen: Sonne, Stille, Waldrauschen, Vogelklang, das Schnauben der munteren Pferde, die reisende Flur und das feine, rosige Mädchel zur Seite, das ihm je verjüngter und unherber erschien, je länger er mit ihr in ihrem Hause war. Deuchte es ihn nur so, oder war in der That eine Veränderung in ihrem Wesen vorgegangen? Es kam ihm vor, als hätte ihre Herbe und Spottsucht nachgelassen und sie sei umgänglicher, gesprächiger geworden. Sicherlich lag das auch an ihm und an der Entwicklung der Dinge: Nach der ersten Fremdheit und Befangenheit hatte man sich eingelebt,



auf einander eingestellt. Die Natur machte ja den Menschen so gut. Das fühlte er an sich. Sie gab Lebensfülle und die Freude am eigenen Körper, der in Sonne, Licht, Luft und bei derber Ausarbeitung so dankbar und prächtig gedieh. Was bedeutete Friedrich Kühle, dem strengen Stubengelehrten, noch vor kurzen Wochen der eigene Körper. Ganz streng hätte der Ästhet und vergeistigte Arbeitsmensch es abgelehnt, dem Körper gegenüber dem Geist andere als die unerläßlichsten Rechte zu gewähren. Wenn er jetzt an seine Studierstube, die feierlichstille Landesbibliothek mit dem lesemuffigen Geruch modernder Bücher und verstaubten Jahrhundertekrams dachte, so wußte er nicht, sollte er lachen, sich darüber ärgern oder betrübt sein. Am besten, man vergaß das alles und nahm die Dinge, wie sie lagen: je tiefer man Landleben und Sommerzeit genoß, je besser war des Ur- laubs Zweck erfüllt.

Während der Fahrt wurden nicht viel Worte gewechselt; und doch war es dem Manne, als seien desto mehr Worte herüber und hinüber lautlos gesagt. Diese heimliche Zwiesprache, das Gefühl gemeinsamer Verbundenheit mit der großen Natur und des frohen Ausruhens nach redlich getaner Arbeit an gemein-

samem Werk schien dem träumerischen Lauscher unendlich reizvoll und der feinste Bestandteil dieses so überreichen Erlebens.

Es war, als könne der schöne Tag sich nicht genug tun. Der Abend brachte noch eine große Freude für den Wissenschaftler und Goethe-Berehrer. Wohl hatte Friedrich Kühle das Supplement zur willkürlich getrennten Ungerschen Frühausgabe eingehend und nicht ohne widerstreitende Gedanken am zweiten Tage seiner Anwesenheit — als die andern nach dem Frühstück wieder zur Arbeit hinausgeeilt waren — kritisch besichtigt, aber seitdem kein Verlangen mehr nach den unbekanntem Schätzen der Büchergestelle bezeigt.

Wie gern nahm der Vetter nun die drei Bände zur Hand, als die Base nicht ohne Schelmerei, doch auch mit gewisser Feierlichkeit den Wunsch äußerte, mit Goethe den Abend zu beschließen. Gleich geriet er wieder in sein geliebtes Fahrwasser, dozierte und las mit glühenden Wangen und plastischen Handbewegungen. Wenn ein flüchtiger Blick von den vergilbten Blättern auf die Base fiel, dann fand er das Fräulein meist in einem Lächeln versunken, das träumerisch zufrieden und nicht ganz frei von Schelmerei war. Dem Vortragenden flog es wohl unterdrein durch den Sinn, wie anmutig und mädchenhaft weich dies Frauenantlitz im warmen Schein der Tischlampe erschien.

Es ging auf Glock elfen; ungewöhnlich späte Zeit im Rabenhofe und nur durch Goethens zaubrische Macht erklärbar. Ist das nicht herrlich? sprach Friedrich Kühle und schlug mit verzückten, weltfernen Augen langsam, feierlich den Band Goethescher Lyrik zu.

Die Base nickte stumm. Danach erhob sich das Paar, sich Gutenacht zu wünschen. Dem Kommenden Lage die Gedanken zugewandt, schüttelte der junge Feuergeist, den das Fräulein öfter als wohl gut war, gemustert hatte, wie er so völlig hingerrissen der herrlichen Welt Goethescher Sprache und Weisheit huldigte, von sich den Bann der Geistersphäre. Er zog die Hacken zusammen und nahm militärischen Ton an: Was befehlen die Frau Wirtin für morgen? Nun kommen wohl die Kartoffeln und der Kohl dran.

Da schüttelte das Fräulein unmutig den Kopf. Das ist keine Herrenarbeit. Eigentlich ist getan, was der Bauer zu schaffen hat. Aber es läßt sich schon noch dies und das herausfinden, was etwa in der Stadt zu kaufen und abzurechnen ist. Wenn du mir das abnehmen wolltest.

Und zögernd schloß die Base Erika: Jetzt im Juli ist's mit der Arbeit nicht so schwer, bevor die Ernte anhebt. Da können wir abends wieder einen Band Goethe oder wen du sonst magst, vornehmen. Ich mag das zu seiner Zeit wohl leiden. Und dann wollen wir auch vom Großonkel reden, ohne den wir beide nicht hier wären. Er war ein guter Mann und wir wollen nächstens sein Grab besuchen. Friedrich Kühle schlug sich vor die Stirn. Freilich, der Onkel! An den toten Besitzer von Hof und Büchern hatte man noch kaum gedacht. Das Leben wartete dem neuen zu hold auf, als daß er Zeit fand, an die Toten zu denken. Aber mit der Erbin dieser bedeutsamen Hinterlassenschaft wäre der Better noch zu vielen anderen Gräbern des Dorfgottesackers getreten.

V. Die Frühausgabe wird wieder komplett.

In den letzten Tagen des Urlaubs ging der Doktor kopfhängerisch herum und suchte die Einsamkeit. Es spielte ihm innerlich etwas schwer mit, das merkten Base und Hausgenossen.

Friedrich Kühle mochte nicht zurück. Die bloße Vorstellung, daß all dies bald nur ein schöner, unglaublicher Traum sei, und die Studierstube, der Bibliotheksaal bald wieder das Alleingültige, brachte ihn um alle Ruhe. Aber das war es nicht allein. Es ging um die Base. Daß man sie herzlich liebe — das stand nun fest. An jenem Abend, als sie über Land fuhren und Goethe lasen, war's ihm klar geworden und das schien ihm gar nicht verwunderlich, sondern erfüllte ihn mit tiefer, beglückender Ruhe. Mochte der Mann aus Berlin sich auch ins Fäustchen lachen, daß er mit seiner Vorausage recht behielt — was machte das dem Stolz Friedrich Kühles aus. Mochte die Aussicht, die Goethe-Ausgabe nun doch zusammenzukriegen, noch so locken — was

galt ihm das groß? Es stand ganz anderes auf dem Spiel. Erika, die Feine, war all sein Sinnen und Trachten. Ihr Jawort zu erringen, verursachte dem Aestheten so harte Pein.

Aber die Zeit wartete nicht. Der Zauderer sah die Tagerinnen, die ihm zum Handeln verblieben. Und die Base machte sich auch so rar.

An einem denkwürdigen Nachmittage raffte sich Friedrich Kühle auf und trat mit fliegenden Pulsen und bleich wie die Unerbittlichkeit selber vor Fräulein Erika hin. Er hielt eine lange Ansprache, deren Fluß nach anfänglichem Stocken sich zu feuriger Beschwingtheit steigerte: Sie galt der Ausmalung des Lebensbildes, das der Doktor seiner Zukünftigen bot. Er ließ das alte Haus in der stillen Residenzstadt vor ihrem geistigen Auge erstehen. Er umkränzte das Idyll dieses bedachtsamen Lebens in erlesener geistiger Umwelt recht liebevoll.

Die Base ließ ihn reden. Auch ein wenig bleich und stockend sprach sie leise: Deine Frau will ich schon werden, Friedrich. Aber nach der Stadt und in dein Museum folg' ich dir nicht. Nicht allein um meinetwillen, sondern weil ich nicht sehen will, wie der Mann, dem ich mich angelobe, einem unnatürlichen Leben wieder anheimfällt, aus dem ich ihn schwer genug habe herauschälen müssen. Eingemottet und unter Glas und Rahmen von dem prächtigen Leben in Arbeit und Natur abgesperrt zu leben, das ist nicht die Zukunft, die ich mir an deiner Seite wünsche.

Nun höre zu, Friedrich, und überlege dir's wohl. Ich ver-lange viel von dir; für uns beide. Wenn du mich für so un-entbehrlich hältst, daß dir die Wahl nicht zu schwer erscheint, dann willfahre meinem Wunsch: Gib deinen Beruf auf und werde das, was du schon beinah bist: Werde Bauer auf dem Rabenhofe!

Damit ließ das Fräulein den Bewerber nach einem langen, bittenden Blick stehen. Und nun huben Friedrich Kühles schwerste Stunden an. Er konnte zu keinem Entschluß kommen und einmal schien es sogar, als sinke vor dem Jorn und Mannesstolz, daß dieses Herrenweib ihm anzumuten wagte, was nur

einem Pantoffelhelden geboten werden durfte, die Liebe zu diesem hartnäckigen und eigenwilligen Mädchen kläglich zusammen. Aber dann erstand mit dem ganzen Liebreiz ihrer Person und ihres Rahmens das Bild dieser ungewöhnlichen Jungfer. Erika! murmelten die Männerlippen zärtlich. Mit dem Namen verband sich, was an dem einfachen Kind der Heide blumenhaft und schön war. Und diese Empfindung blieb. Nun schien der Entschluß nicht mehr so riesenschwer. Auch sie hatte ja ihre Stadt und städtisches Wesen aufgegeben und war doch ein Mensch von Kultur geblieben. Eine Herrenbäuerin.

So tauschte noch am Abend der Better von seiner Base das Jawort gegen seinen Amtsverzicht ein und nahm sein Glück in Empfang. Und im Überschwang der Aussprache, wie dies Un-erhörte sich begeben habe: wie Erika ihre Liebe entdeckte und der Better sich unrettbar der Rabenbäuerin verfallen fühlte, kam ein Geständnis und Gegengeständnis heraus: Es hatte die Base von dem überstudierten Stadtmenschen nicht eben viel gehalten, aber doch bald herausgespürt, daß ein Kern in ihm stecke, der ihr ein Experiment zu lohnen schien: Diesen Bücherwurm zu einem jungen, natürlichen Menschen zu machen, ohne persönliche Nebengedanken. Hinwiederum bekannte der Better seinen erzieherischen Plan: dieses Mannweib, das ihm unnatürlich erschien, durch die Gewalt Goethescher Ideen zum sanften Weibstum zurückzuführen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein eng verschlungenes Paar vor das hohe Bücherbrett hintrat, auf dem die langen Reihen Goethescher Prachtausgaben ruhten: gleichmütig im Bewußtsein der Macht, die sie umschlossen. Und lächelnd sprach Friedrich Kühle: Nun kriegt die schlesische Heide ihren Bauern doktor. Goethe ist wahrlich ein Zauberer, ist wahrlich ein Karissimum, über Zeit und Raum ewig wirksam.

Das bräutliche Mädchen sprach versonnen: Müßte nicht Goethe selber sich freuen, lange nach seinem irdischen Ableben ein deutsches Paar kraft seines Genius zusammenzuführen und glücklich zu machen. Glaub' mir, Friedrich, daß ein hohes Mannesglück deiner harrt: Bestelle deine Flur, wie's die Jahres-

zeit heischt. Wenn aber des Bauern stille inwendige Zeit kommt, dann setz' dich hinter deine Bücher und opfere deinem Goethe, soviel du magst. Es wird dir besser gelingen, ein berühmter Federfuchser zu werden, als wenn du in deiner Gelehrtenstube vertrocknet wärest.

Der junge Gelehrte nickte. Dann holte er seinen Unger. Er legte die vier Bände zu den dreien der Base und lächelte vergnügt.



Kuriose Tatsachen

„Fachtechnisches“ aus unserer jüngsten Vergangenheit

Von Sepp Wundshammer, Köln-Braunsfeld

Kuriose Tatsachen sind tatsächliche Kuriositäten! Kurios bedeutet Seltenheiten, die die Neugierde und Aufmerksamkeit erregen. Tatsachen dagegen sind im allgemeinen das Resultat jedes Geschehens, also jeder Begebenheit, sei sie in der Naturgesetzgebung begründet oder durch die Willensbestimmung des Menschen herbeigeführt. Soweit die philosophische Zerlegung! Beide Begriffe zusammengefaßt, ergeben eine seltene Tatsache bzw. eine tatsächliche Seltenheit.

Nur ein bißchen rückwärts orientiert, und wir sind wieder unter den seltsamsten Tatsachen und allergrößten Kuriositäten. Und derartig hatte sich unser gesunder Sinn verwirrt, daß wir gar nicht mehr erkennen konnten, wo die Tatsache begann und die Kuriosität aufhörte. Kein einziger Chronist hat den Blödsinn der hinter uns liegenden Inflation, Deutschlands größter Schreckenszeit, festzuhalten versucht. Nur einzelne Bilder, meist schemenhaft verzerrt, zucken hin und wieder vor unserm geistigen Auge auf. Ohne jeglichen Eindruck auszulösen. Doch wollen wenigstens wir einmal einen solchen Blitz bannen, der unser fachmännisches Interesse in etwa berühren dürfte. Denn es ist wahrhaftig nicht zu leugnen: wir, die von der Schwarzen Kunst, haben unseren Arm zu manch kurioser Tatsache geliehen. Zugeben: leihen müssen. Der weiter unten folgenden Ziffernkuriosität liegt eine solche Ungeheuerlichkeit zugrunde, daß es unsern Nachfahren einst sicher recht schwer fallen dürfte, die Wahrheit von der Dichtung scheiden zu können. Wo wir, die wir mittenmang im Geschehen standen, hierzu kaum den notwendigen Spiritus des Verstehens aufzubringen vermögen. Das ganze Bild steht im Rahmen eines Rechenexempels, dessen Ziffernchaos eine eindringliche Sprache redet.

Vorher aber sei dem Rechenkünstler es doch noch gestattet, freundlichst vermelden zu dürfen, wie er überhaupt auf diese Rechenkünste verfiel. Man höre: Kaum war ich seinerzeit — es mögen an die 15 Jahre her sein, an der Lino-

type als echter und rechter Maschinensetzerknecht, kam da eines schönen Tages mein Fax und machte mich mit dem „Tarif“ bekannt: 6400 Buchstaben pro Stunde. Diese hübsch durcheinandergewirbelt, dürften wohl einen ganz sakramentalen Fischhaufen ergeben, dachte ich so langsam bei mir. Und dieser niedliche Haufen stand nun dauernd als warnendes Menekel zwischen mir, dem Fax und dem Tarif, und zwar so lange, bis endlich zum ersten Male tatsächlich die bewußten 6400 Buchstaben, blitzblank in saubere Zeilen zusammengepappt, auf dem Schiffe standen. Das gab allseits höchst zufriedene Augen. Das war ein gar gewaltiges Erlebnis, das ich nur dadurch befreiend von mir wälzen konnte, daß ich auf einmal zu rechnen anfang und meinem daraufhin wonniglich grinsenden Fax folgende glänzende Aufstellung machen konnte. Ich hatte nämlich auf der Briefwage feststellen können, daß die 20-Cicerozeile rund 60 Gramm wog, und daß sie rund 10 Zentimeter lang war. Ich würde ihm, dem Fax, also nun täglich ein Satzband (die Zeilen aneinandergesetzt) liefern, das rund 85 Meter lang sei, rund 100 Pfund wiege. In einem Jahr hätte ich ihm, dem Fax, ungefähr 300 Zentner Metall versetzt, und der Satzbandwurm hätte sich bereits bis 25,5 Kilometer ausgedehnt. Und bei meinem 25 jährigen Geschäftsjubiläum könnte ich, aber auch er, der Fax, mit sicherlich allergrößter Befriedigung feststellen, daß meine erste Zeile rund 637 Kilometer von der letzten entfernt sei, eine Entfernung, wozu ich mindestens drei Wochen nötig haben dürfte, um diese Strecke abzutippeln. Denn ich hatte täglich 51 200, jährlich 15 360 000 und in den bewußten 25 Jahren 384 000 000 Buchstaben versetzt. Diese Buchstäblein, die in unserm Tempel genau 25 Millimeter hoch sind, ebenfalls kopfseits aneinandergelegt, würden eine Strecke von ungefähr 9600 Kilometern bedecken, was gerade die Zeppelinstrecke Friedrichshafen—Lakehurst in Amerika bezeichnen würde. An Metall ist in den 25 Jahren auch bloß an die 7500 Zentner vertilgt worden, eine Menge, die nur ein 38-Waggon-Güterzug vom Platze schaffen könnte. Ja, mit solch einem Quantum,

so erklärte mir der nette Herr Fax, sei er wirklich zufrieden, wie auch dem „Tarif“ Genüge getan sei. Und versprach mir eine Aufbesserung in einer in Anbetracht der damaligen Zeit direkt fulminanten Höhe von fünfzig Pfennigen . . .

Dieses Rechenexempel gefiel mir und gefiel auch andern. Baute daher noch mehr solcher Dinger zusammen. Und in einem jammervollen Gemisch von Blödheit und Stumpfsinn, erzeugt und gefördert durch die nervenzermürenden Ausstrahlungen eines grauen Alltags, entstand nämlich auch noch folgende tatsächliche Kuriosität:

Ich wohne in einem Vorort — auf der dritten Etage. 73 Stufen führen zu diesem Tuskulum. An meiner Arbeitsstätte gibt es eine ebensolche tägliche Kraxelei; wohl ein paar Stufen weniger, aber immerhin noch 69 Stück. Also je Gang schon 142 Stufen Aufwärtsbewegung. Ganz bescheiden, diese asthmafördernde Prozedur würde ich täglich fünfmal riskieren, ergeben einen Treppenturm von 710 Treppenstufen. Bei 20 Zentimeter Höhenunterschied von Stufe zu Stufe ergibt für den Tag 142 Meter. Genau so hoch, wie die Besteigungsfähigkeit des Kölner Domes. Alle Tage nun dieselbe Turmbesteigung. Bauen wir diese Höhen schön aufeinander, so sind wir im Laufe eines einzigen Jahres bereits 52 000 Meter hoch geklommen. In 20 Jahren wäre dieser Schmerzensberg bereits auf 1 040 000 Meter angewachsen. Volle 1040 Kilometer! Das bedeutet nichts anderes, als daß ich in diesen 20 Jahren den heißumstrittenen Mount Everest 118 mal bestiegen habe. Auf unserer deutschen Zugspitze wäre ich somit 385 mal, auf dem Mont Blanc 216 mal, und auf dem Kölner Domturm gleich gar 6840 mal gewesen.

Um nun aber auch täglich an meine Arbeitsstätte zu kommen, bin ich auf die Elektrische angewiesen. Der Fahrplan weist die Strecke mit einer Länge von je 4930 Meter aus. Jeden Tag, jahraus, jahrein, fahre ich diese 4930 Meter viermal ab, was eine Tagesetappe von 19 720 Meter ergibt. Im Monat ist diese Strecke auf nahezu 600 Kilometer angewachsen. Multipliziere ich nun mit der Jahresleistung, so komme ich auf

rund 7200 Kilometer Fahrt, die mich einmalig über Bengalen bis nach Kalkutta in Vorderindien bringen würde. Eine rechte, vielversprechende Reise. Und gleich gar für 20 Jahre. Man wird mit einem gewissen Grauen bemerken, daß es inzwischen bereits an die 144 000 Kilometer geworden sind. So viel, daß ich damit dreimal um den Äquator komme. Auch wieder geschafft, ohne zu murren und ohne zu klagen, ganz neben den tariflichen Buchstabenmassen. Aber der Maßstab des Äquators ist noch viel zu unverständlich. Es ist so viel, daß ich 240 mal Berlin mit meinem Besuch beehrt haben könnte; daß ich ebensooft eine Pilgerfahrt nach Rom machen, daß ich 56 mal bis in die Mitte Islands dringen könnte, daß ich 40 mal das Grab Tut-anch-Amons in Ägypten besuchen oder gar den Nordpol 30 mal erforschen könnte, 20 mal die sagenhafte Lamastadt Lhassa in Tibet besuchen und 14 mal an das afrikanische Nadelkap reisen könnte. Alles Strecken, die ich bloß mit der Fahrt zu meinem Brotherrn neben der Arbeitszeit erledigt habe. Und weil wir schon einmal beim Fahren sind:

Wenn man diese 144 000 Phantasie-Kilometer in zwanzig Jahren abfährt, dann würde man in weiteren 33 Jahren bereits eine Strecke zurückgelegt haben, die ausreichte, um einen kleinen Bummel auf dem Monde machen zu können, der bekanntlich von der Mutter Erde „bloß“ 384 000 Kilometer entfernt ist. Also drei Achtel der ganzen Mondreise habe ich in den zwanzig Jahren „Arbeitsfahrt“ auf der Elektrischen gemacht. Würde ich nun noch etwas weiter „draußen“ auf dem Lande wohnen, was auch schon vorkommen kann, so an die 13 Kilometer, dann könnte ich schon heute auf einem der neckischen Mondkrater tief sinnige Betrachtungen über mein 20jähriges kilometerfressendes Erdenwandern anstellen. Hübscher Grund, um mondsüchtig zu werden.

Da nun die einzelne 4930-Meter-Strecke rund 20 Minuten Fahrzeit beansprucht, so habe ich in den 20 Jahren 9 733 Stunden in der Elektrischen versessen. Hintereinandergelassen, volle 405 Tage. Und die Nächte dazu. Ein Jahr und 41 Tage. In Acht-Stunden-Tage umgerechnet, bloß 3½ Jahre. Das Schönste

dabei ist, daß die nur graue Theorie sein-wollenden Wunderleistungen keine solchen sind, die sich im Zeitraum des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr gesponnen haben; diese Mammut-Globetrotteri ist nur in der sagenhaften, in der „freien“, also außerdienstlichen Zeit vollbracht worden. Stetig, aber unbarmherzig von den ach so kärglich bemessenen Freuden des Lebens rücksichtslos abgezwickelt.

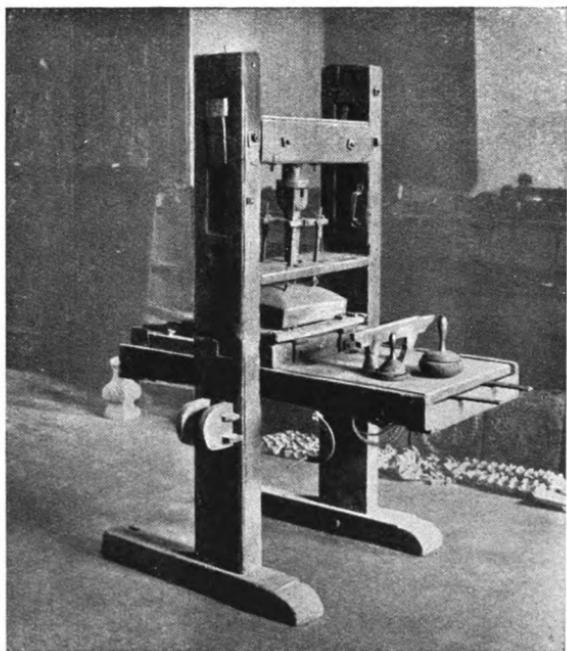
Nach diesen reichlich kuriosen Ableitungen vom Thema, kehren wir nun aber wieder zum Fach zurück. Ganz verträumt versetzen wir uns noch einmal in die schauerliche Zeit der Inflation, just an die Stelle, an der man gerade mit Billionen endete und mit Rentenmark wieder den „Aufbau“ begann. Wir wollen natürlich nichts mehr von dem Geräusch der Druckmaschinen hören, die damals Tag und Nacht ungeheure Mengen von bunten Bildern, zur damaligen Zeit auch Geld genannt, herstellten. Wir wollen nichts mehr von den Papierkörben sehen, aus denen man die Löhne bezahlt bekam, die dann im Rucksack glücklich nach Hause geschleift wurden, wofür die geplagte Hausfrau vielleicht ein Pfund Margarine bekam. Nein, nein, weiche, du abscheulicher Spuk! Auch nichts von den ewig auf dem Gewerbe ruhenden Unkenruf des permanenten Papiermangels, angesichts der alles ersäufenden Papiergeldflut. Aber es verlohnt sich doch, noch einmal die technische Frage aus jener unfaßbaren Zeit als Berufskuriosum hier aufzurollen. Damit wir und noch mehr, die nach uns, erkennen lernen, wie entsetzlich übel dem Menschen der Jahre 1922/23 die Tatsachen mitgespielt haben.

Darum folge man mir:

Vor mir liegen eine Papier- und eine Rentenmark seligen Angedenkens. Aber beide Produkte des graphischen Gewerbes. Sie ähneln einander fatal; nur ist die Papiermark etwas kleiner als die Rentenmark. Aber ihr innerer Wert ist sehr unterschiedlich und abgrundtief verschieden. Jene ist das Zahlungsmittel von ehemals, diese das Geld von heute. Der Unterschied ist zahlenmäßig schnell genug ausgedrückt: 1 zu 1 000 000 000 000. Zu welchen Vergleichen diese beiden Geldscheine herausfor-

dern, sei hier mit der Frage, wieviel Rollen Rotationsmaschinenpapier sind nötig, um mit einzelnen Papiermarkscheinen eine einzige Rentenmark einlösen zu können, einmal factmäßig dargelegt.

Was bedeutet eine Billion einzelner Markscheine nun eigentlich. Um sie einfach und möglichst schnell zu drucken, benutzen wir die leistungsfähige 64 seitige König & Bauersche Doppel-Rotationsmaschine. Es kann ja auch eine Vogtländische oder eine Augsburgser sein. Ganz nach Belieben! Selbstverständlich müssen wir dann auch von Rollen drucken. Eine solche Papierrolle (Berliner Format) hat eine Breite von 63 Zentimeter und eine durchschnittliche Länge von rund 8000 Meter. Da nun der Markschein 9,3 Zentimeter breit und 5,7 Zentimeter hoch ist, so sind aus einem Meter Rollenpapier etwa 112 Scheine herauszubringen, was bei der ganzen Länge 8000 mal 112, also 896 000 Scheine ergibt — eigentlich eine verwunderlich niedrige Zahl: noch nicht einmal eine Million! So wird es aber erklärlich, daß in einer Billion diese 896 000 „bloß“ 1 116 000 mal enthalten sind. Also 1 116 000 Rollen Papier sind tatsächlich notwendig, um eine Billion einzelne Markscheine zu erhalten. Dennoch verträgt diese Ungeheuerlichkeit die sorgfältigste Nachprüfung. Also die faustdicke Bestätigung einer tatsächlichen Kuriosität. 70 120 000 Goldmark sind allein für die Papierbeschaffung aufzubringen, wenn man für die etwa 250 Kilogramm schwere Rolle 70 Goldmark in Anrechnung bringt. Wir wissen weiterhin, daß die einzelne Rolle ungefähr 8000 Meter lang ist. Wollte man nun all diese Papierräder aufrollen und deren Enden aneinanderkleben, so würde ein weißer Teppich von der bescheidenen Länge von 8928 000 Kilometer entstehen. Damit könnte sich Mutter Erde ihren gewichtigen Leib 220 mal umwickeln. Eine derartige Bandage gäbe ihr jedenfalls das Aussehen einer mit Papyrus eingedrehten Mumie, so daß wir schon vorteilhafter handeln würden, den Erdäquator mit einem einzigen Papierbande von 140 Meter Breite einzufassen. Die aus dieser Papierflut hervorgegangenen Markscheine aber ergeben aneinandergereiht eine



Historische erste Druckpresse des Gründers der Buchdruckerei Argen=Bote
vorm. J. Walchner G. m. b. H., Wangen i. Allgäu, aus dem Jahre 1825
Jetzt im Altertumsmuseum Wangen i. Allgäu



Papierschlange von ungefähr 93 Millionen Kilometer Länge, was sogar eine 2 325-fache Erdumwicklung bedeutet. Die Scheine wieder zu 8000-Meter-Rollen aufgerollt, ergäbe die belustigende Tatsache, daß jeder sechste Deutsche sich mit solch einer Rolle vergnügen könnte. Um aber nun die großen, normalen Rollen befördert zu bekommen, dazu bedarf es eines Güterzuges, dessen Ende den Bahnhof in Würzburg soeben verläßt, während die Lokomotive gerade über die Kölner Dombrücke keucht. Wir haben anzunehmen, daß nämlich der Waggon ungefähr vierzig Rollen faßt, so daß also 27 900 Güterwagen den Riesenzug darstellen würden. Das wäre also endlich einmal ein zeitgemäßer Zug! Das Gewicht dieser Papiermasse ist 279 000 Tonnen, was ungefähr die Last von 2 100 kriegsstarke Regimentern Soldaten oder eine solche von 4 200 000 normalen Männern ausmacht, und ungefähr der Einwohnerzahl Sachsens entsprechen dürfte. Wollte man schließlich die gewaltige Zahl dieser Rollen irgendwo aufstapeln, so wählen wir am besten eine Stelle am Rhein, wo noch immer die meisten Denkmäler — Berlin natürlich ausgenommen — von Deutschlands Ruhm Kunde geben, wenn auch nicht gerade vom papiernen Ruhm. An Stelle der Kölner Domtürme, die einen Raum von 2000 Quadratmetern einnehmen, setzen wir auf das Quadratmeter eine Rolle. 558 mal müßte man diese 2000 Quadratmeterfläche aufeinanderlegen, so daß bei 63 Zentimeter Papierdicke eine Höhe von 351 Meter herauskäme. Während die Türme nur 151 Meter hoch sind. Sicherlich ein gewichtiges Fundament zu dem alttestamentlichen babylonischen Himmels-turm. Jedenfalls ein ganz hervorragendes Kulturdenkmal vom papiernen Deutschland. Und nun kommt der Transport: 186 000 zweispännige Lastfuhrwerke müßten diesen Segen nach dem Lagerplatz fahren. An Druckfarbe, und zwar bescheidenweise nur schwarze, wären, da die große Maschine pro Stunde rund einen Zentner verbraucht, beiläufig 9 300 000 Kilogramm nötig. Diese Farbe in ein Becken geschüttet, um sie dort in ein metertiefes Moorbad zu verwandeln, würde ein Riesebassin von etwa 9300 Quadratmeter Grundfläche benö-

tigen. Die wertvolle Füllung dieser Negermarmelade würde rund 9 000 000 Goldmark kosten. Auch der Verbrauch von Schmieröl ist nicht klein: etwa 40 000 Fünftlerkannen. Die 64seitige Rotationsmaschine aber müßte über 21 Jahre, Tag und Nacht lang rasen, ohne daß auch nur einmal die Rolle „reißen“ dürfte, um die Auflage herunterzudrucken. Wahrlich lange genug, um den Unterschied zwischen einer Papier- und einer Rentenmark begreiflich zu machen.

Das ist wohl eine der kuriosesten Tatsachen, die jemals unter den tatsächlichen Kuriositäten zu verzeichnen sein dürfte, Grund genug, dies hier zu vermelden und der staunenden Welt zu verkünden.

Dabei liegt nur ein Zeitraum von knapp drei Jahren zwischen dem Kuriosum und der Tatsache. Und weiterhin ist dabei die Frage, wie lange eigentlich unser Altvater Gutenberg auf seiner Handquetsche gebraucht hätte, oder wieviel Quadrat-kilometer Papierholz geschlagen werden müßte, immer noch offen.

Im Anschluß an diese utopische Betrachtung wollen wir die Wirklichkeit nicht vergessen. Eine amerikanische Zeitung gab nämlich Ende 1923 die umfangreichste Nummer heraus, die bis dahin durch eine Rotationsmaschine gelaufen ist. Diese Nummer gliederte sich in 12 Druckabschnitten zu je 16 Seiten. Die einzelne Gesamtnummer wog beinahe drei Pfund. Da sie in einer Auflage von 565 000 Exemplaren hergestellt wurde, war der Papierverbrauch rund an die 875 Tonnen, was ungefähr 3700 Papierrollen entsprechen dürfte. Finanziert scheint sie gut gewesen zu sein, denn ein Drittel war Text, zwei Drittel stellten die geldbringenden Inserate. Die einzelne Nummer war ungefähr zwei Zentimeter dick, was, wenn man die ganze Auflage aufeinanderbaute, einen Zeitungsturm von rund 11 300 Meter Höhe ausmachte, der den höchsten Berg der Erde noch um die Hälfte überragen würde. Wollte man aber beim Kölner Dom bleiben, so könnte man aus dieser Monstre-Auflage 75 Domtürme machen. Im Vergleich zu obiger Billionen-Rechnung aber erbrächte die ganze Papiermenge trotz allem

dem erst nur den dreihundertsten Teil einer Billion Mark-
scheine.

Wenn man nun so sieht, was so ein Buchdrucker alles ver-
setzt, verdruckt, verfährt, versteigt usw., so muß man sich das
Eingeständnis machen, daß die Brüder der schwarzen Zunft
ein gar kuriozes Völkchen sind, und daß jeder einzelne von
uns ein Unikum, ein richtiggehendes Kuriosum darstellt, wie
die Zusammentragung dieser Raritäten ja auch trefflich beweist.



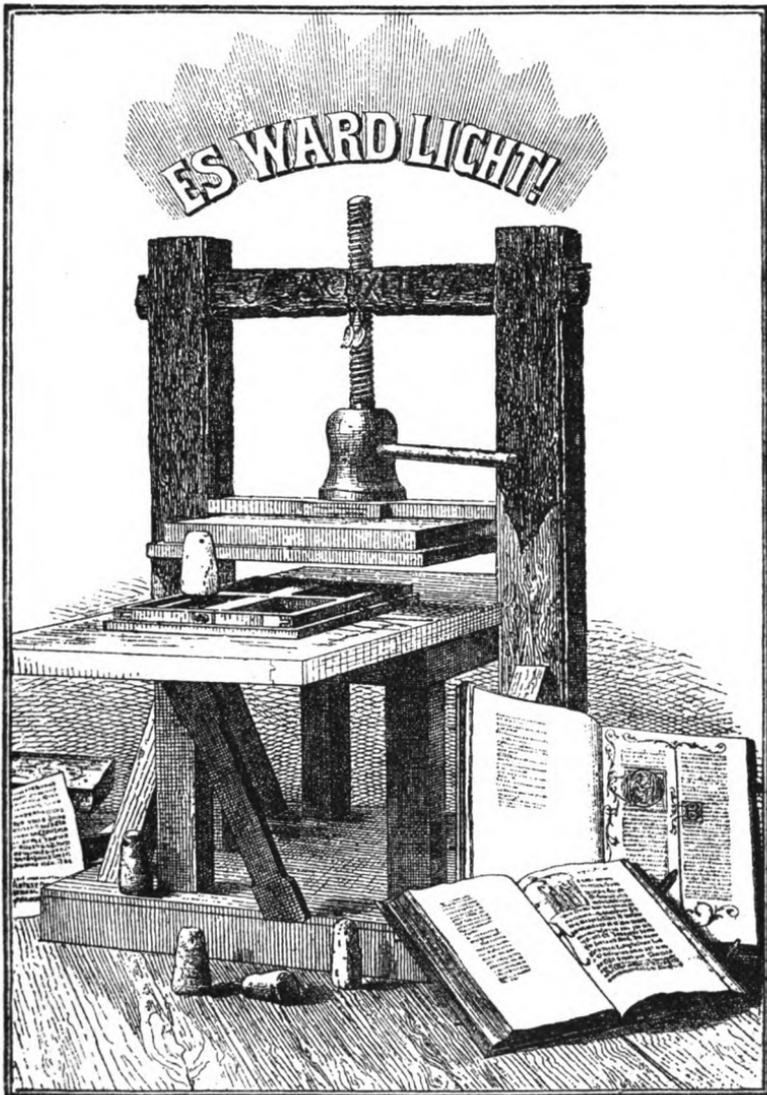
Die Costerlegende und ihre Verfechter

Obwohl sich gerade ein Deutscher, der bekannte Bibliothekar und Inkunabelforscher Gottfried Zedler — und nur ein Deutscher konnte diese Tat vollbringen — mit einer Schrift für die „Wahrheit“ in Sachen der Erfindung der Schriftgießer- und Buchdruckerkunst durch den Holländer Coster einsetzte, so ist es dennoch in Holland selbst, wo der Haarlemer Lichtgießer und Kneipwirt Laurens Jansson Coster vor mehr als 500 Jahren diese Erfindung gemacht haben soll, und wo sie vor 100 Jahren noch laut genug gefeiert werden konnte, heute davon recht still geworden.

Da nun die deutsche Fachpresse schon vor mehreren Jahren eingehend zu der Frage, ob Coster oder Gutenberg als eigentlicher Erfinder der „schwarzen Kunst“ anzusehen wäre, zum Teil ablehnend, zum Teil abwartend, Stellung genommen hat, könnten wir unseren Lesern es ersparen, diese Angelegenheit erneut zur Sprache zu bringen, wenn nicht eine soeben eingegangene bedeutsame Zuschrift in dieser Sache Veranlassung dazu geben würde. Einer unserer Mitarbeiter schreibt zum Thema unserer Überschrift folgendes:

Auch wenn wir in der Be- oder Verurteilung des Zedlerschen Buches und seiner Tendenz einig sind, dürfen wir doch keineswegs die Verdienste des bedeutsamen Forschers bestreiten. Ist doch ihm die erste sorgfältige Untersuchung der holländischen Frühdrucke zu verdanken, selbst wenn man ihm eine irrige Ansetzung dieser Drucke in zeitlicher Hinsicht vorhalten muß. War er doch der Erste, der klar und deutlich die Dreiheit der Erfindung (Stempelschnitt, Maternprägung, Gießinstrument) auf die Geschichte der Erfindung selbst in Anwendung brachte. Ob er ahnend und konstruierend mit seiner Zuteilung dieser Erfindungsdreiheit an Coster und an Gutenberg das Rechte getroffen hat, das zu bezweifeln, haben wir ja leider berechtigten Anlaß.

Was ihm aber vor allem vorzuhalten ist, ist, daß er dem Druckproblem, der Verwendung der Presse und der Frage,



Johann Gutenbergs erste Buchdruck-Preſſe
wurde 1441 in Straßburg erbaut, 1444 mit nach Mainz überſiedelt, und dort im Jahre 1856
aus dem Brandſchutte der ehemaligen Gutenberg'schen Druckwerkſtätte im „Hof zum Jungen“
ſtückweiſe wieder ausgegraben

welche Art Pressen denn Coster verwendet hat, nicht die rechte Aufmerksamkeit geschenkt hat. Gerade in diesem Punkt hätte er noch Unterstützung für seine Hypothese oder, wie man richtiger sagen kann, Geschichtskonstruktion suchen müssen und auch finden können, denn darüber sind wir uns ja einig, daß, da diese Konstruktion allein beruht auf dem einen Satz der Kölner Chronik von 1499, wo es heißt, daß die erste Erfindung der Buchdruckerkunst von den holländischen Donaten ausgegangen sei, er ein zu schwacher Unterbau für ein derartiges Gebäude ist. Im Sinne Zedlers aber, der ja hauptsächlich auf der Ausdeutung des Namens „Coster“ = Küster zu bauen begann, möchte ich nur einen, wie mir scheint, nicht unwichtigen Beitrag eben als Stütze seines Gebäudes liefern: Wenn Laurens Jansson Coster, wie Zedler behauptet, als Nachfahre seiner Voreltern, die als Küster auch Schulmeister und damit Lieferanten (Erzeuger) der Unterrichtsmittel für ihre Schüler gewesen sein sollen, als Lichtzieher oder Kerzenmacher, eben zur Versorgung der Beleuchtung der großen Kirche zu Haarlem, tätig war, so fehlt uns nur noch das Bindeglied zwischen beiden Tätigkeiten: der des Druckens von Schulbüchern und der des Herstellens von Kerzen, und dieses ist in der Presse, die die Bücher wie das Material für die Kerzen lieferte, zu suchen.

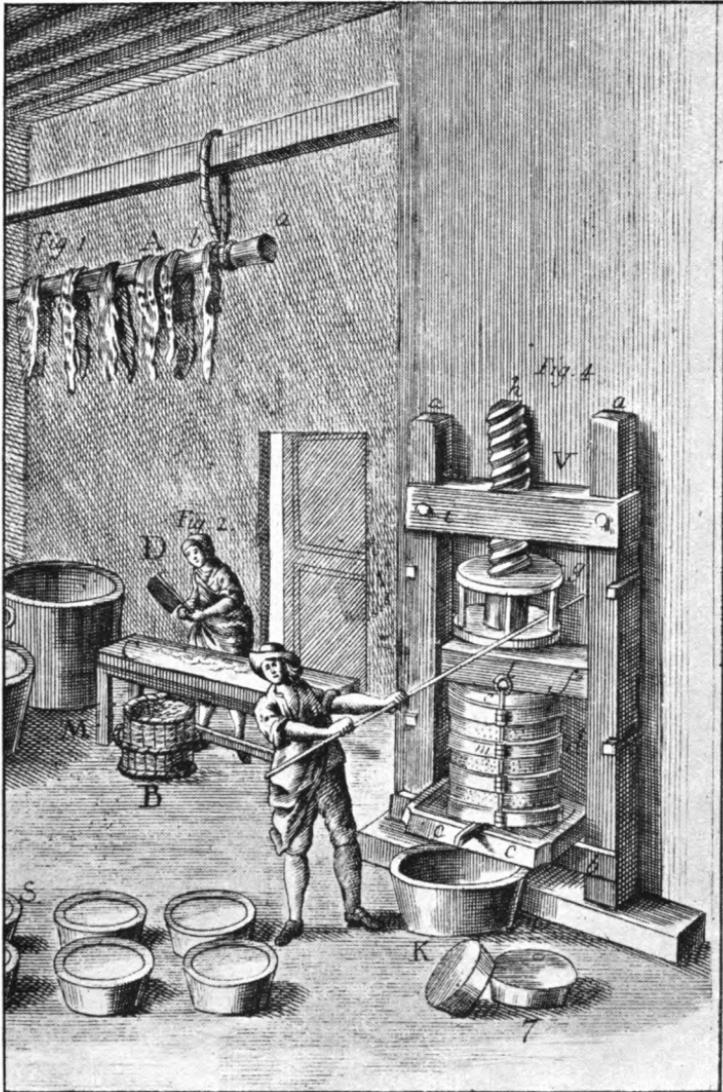
Das wichtigste Instrument des Kerzenmachers war eine Presse, die zum Auspressen des erhitzten Talges diente, und ein glücklicher Zufall hat uns eine solche alte Presse überliefert. Sie ist in einem französischen Werk aus dem 17. Jahrhundert, das auch in deutscher Sprache im Jahre 1762 erschien, abgebildet, und zwar ist, wie alle Geräte und Techniken in diesem französischen Werke, auch die Presse des Lichtziehers ein uraltes Werkzeug, das in gleicher Form im frühen Mittelalter gewiß schon seine Verwendung gefunden hat. Damit ist gesichert, daß die Presse unseres Kerzenmachers Coster kaum eine andere Konstruktion gehabt haben kann. Diese Presse aber ist nun das Vorbild und der Ausgangspunkt der Buchdruckerpresse des 15. Jahrhunderts gewesen. Schreiben doch auch die Biographen Gutenbergs, er habe sich einer holl-



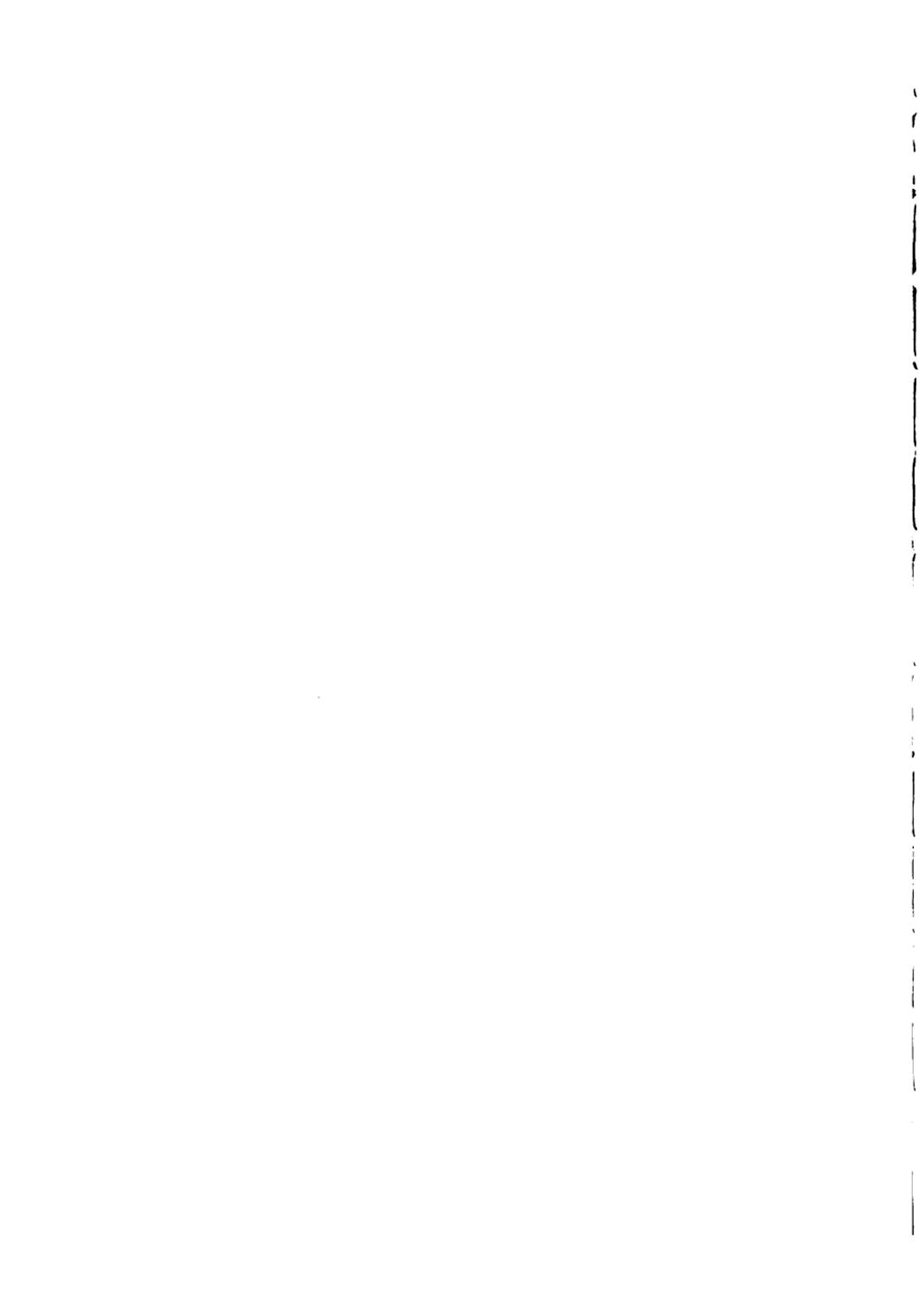
Alte Druckwerkstätte

zernen Wein- oder Fruchtpresse zum Druck seiner Bücher bedient, und zwischen einer solchen und der Presse eines Lichtziehers ist in der Grundform wenigstens ein Unterschied nicht zu erkennen. Wie naheliegend war es nun für Coster, wo er in seinem Betriebe schon ein geeignetes Werkzeug hatte, mit geringen Abänderungen, d. h. unter Verwendung eines Tisches an Stelle des Preßbottichs aus seiner Talgpresse eine Buchdruckerpresse zu machen. Die nebenstehende Abbildung gibt eine deutliche Vorstellung von der Art der Presse, und ein Vergleich mit den ältesten Abbildungen von Buchdruckerpressen Ende des 15. Jahrhunderts, die ja aller Welt bekannt sind, macht deutlich, wie klein der Schritt von der einen zur anderen Presse war. Wir glauben, mit diesem Hinweis nicht unbedeutende Stützpunkte für die Geschichtskonstruktion des Verfechters der Costerlegende gefunden zu haben und empfehlen ihm, dieser Sache weiter nachzugehen.

Im Zusammenhang mit dieser Ausführung aber fühlen wir uns verpflichtet, auf einen anderen Punkt in der Geschichte der Erfindung der „schwarzen Kunst“ noch ganz kurz einzugehen. Wie männiglich bekannt, hat Gutenberg schon in Straßburg, wie deutlich aus den Straßburger Prozeßakten hervorgeht, im Jahre 1436 mit seinen Sozien zusammen, zur Herstellung der Spiegel, wie es heißt, für die Aachener Heilumsfahrt eine Presse angewandt. Zwar hat man aus den Prozeßakten niemals mit deutlicher Klarheit ersehen können, ob diese Gesellschaft, der Gutenberg sein Ingenium zur Verfügung stellte, wirklich die Herstellung von Drucksachen, seien es nun Flugblätter, Bücher oder dergleichen, beabsichtigt oder durchgeführt hat. Da nun aber dieser Gesellschaft auch Besitzer einer Papiermühle angehörten, war es mir eigentlich nie zweifelhaft, daß ein typographisches Unternehmen mit ihr verbunden war. Auch die Erwähnung von Spiegeln in den Urkunden kann mich darin nicht wankend machen, im Gegenteil: gehört doch zu den im 15. Jahrhundert sehr häufig verlegten Druckwerken volkstümlich-religiöser Zwecke, wie sie ja bei der Aachener Heilumsfahrt verfolgt wurden, der Druck eines



Alte Kerzenpresse



„Speculum humanae salvationis“, des Spiegels der menschlichen Behaltens (Errettung). Liegt es hier nicht auf der Hand, daß diese Gesellschaft ein solches gerade für eine Heilungsfahrt passendes Druckwerk herstellen wollte: und wenn dies richtig ist, so ist das Drucken von Büchern durch Gutenberg wenigstens für seinen Straßburger Aufenthalt gesichert. (Daß nirgends ein Exemplar einer solchen Drucksache aus dieser frühen Zeit heute mehr aufzufinden ist, beweist nichts gegen die Annahme, daß sie überhaupt erschienen ist oder doch wenigstens geplant war.) Die Verwendung oder wenigstens geplante Verwendung einer Presse zu Druckzwecken ist m. E. ein notwendiger Teil der Erfindung Gutenbergs: eine Presse war ja für den Holztafeldruck nicht nötig, wohl aber für den Druck mit typographischen Druckmitteln (Schriftsatz). Des weiteren aber sind sich alle Fachleute heute darüber einig, daß der Holztafeldruck keine als notwendig anzusehende Vorstufe für den typographischen Druck gewesen ist, vielmehr ist er noch neben dem typographischen Druck im 15. Jahrhundert hergegangen. — Also ist an der Tatsache der Umkonstruktion einer Fruchtwein- oder ähnlichen Presse zu einer Buchdruckpresse als notwendigen Gliedes in der Erfindung der „schwarzen Kunst“ nicht zu rütteln! Ist nun meine Schlußfolgerung richtig, oder widerspricht sie wenigstens den Möglichkeiten nicht, so rückt damit die Erfindung Gutenbergs, zeitlich genommen, sehr weit zurück, und es müßte von seiten der Costerfreunde etwas geschehen, um auch zeitlich die Erfindung Costers für das erste Drittel des 15. Jahrhunderts zu sichern. Daran fehlt es aber bisher. — Soweit die Zuschrift.

Wir geben die vorstehenden Ausführungen unseres Mitarbeiters allerdings nicht ohne einige Bedenken wieder. Nach wie vor sind wir der Meinung, daß es einen Buchdrucker Coster, der in Haarlem im 15. Jahrhundert vor oder während der Lebzeiten Gutenbergs Bücher im typographischen Verfahren gedruckt hat, nicht gegeben hat.

Auch scheint uns die Ähnlichkeit zwischen einer Talgpresse und einer Buchdruckpresse keineswegs eine Stütze für Zedlers

Konstruktion zu sein. Das ehrsame Gewerbe eines Kerzenmachers ist unter keinen Umständen geeignet, die „Vorbildung“ oder den Übergang zum Buchdruck nach typographischem System zu bieten. Wir bezweifeln damit aber nicht, daß Zedler einen solchen Gedankengang wie der Ertrinkende einen Strohalm mit Freude ergreifen wird. Anders dürfte er sich freilich zu dem zweiten Teil der vorstehenden Mitteilung stellen: der Konjektur unseres Mitarbeiters zu dem Worte „Spiegel“ und dem Versuch, glaublich zu machen, daß Gutenberg schon in Straßburg („Spiegel“) gedruckt habe.

Wir haben unseren verehrten Mitarbeiter im Verdacht, daß es sich hier um eine „Eulenspiegelei“ handelt.

In Sachen der Erfindung der schwarzen Kunst selber aber möchten wir nur noch auf einen Beitrag hinweisen, den wir vor einiger Zeit in den „Schweizer Graphischen Mitteilungen“ fanden. Dort wurde aus einer Leipziger Chronik eine Stelle wiedergegeben, nach der die Erfindung der Buchdruckerkunst von einem Leipziger Goldschmied gemacht sein soll, und zwar war das Spaßige an dieser Geschichte, daß, genau wie die Coster-Freunde es von Gutenberg behaupten, auch hier ein Gutenberg dem Leipziger Erfinder seine Erfindung gestohlen haben soll. Diese Geschichte ist zu merkwürdig, als daß wir sie an dieser Stelle unseren Lesern vorenthalten könnten. Sie möge daher den Beschluß unserer heutigen Betrachtung zur Coster-Lüge machen.

Es handelt sich um eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert, von einem Korduanmacher namens Konrad Schrötter geschrieben. Laut Kolophon wurde die Handschrift am „Erchtag“ nach Quasimodogeniti des Jahres 1552 beendet. Der Verfasser wurde nach eigener Angabe im Jahre 1500 geboren. Diese Chronik nun ist, wie alle deutschen Chroniken des 15. und 16. Jahrhunderts, aus anderen Chroniken, Historiken, Genealogien, Zeitungen, Ratsberichten und Stadtklatsch zusammengestellt und enthält, wie gesagt, einen für die Geschichte des Buchdrucks nicht unwichtigen Passus, der, ins neuere Deutsch übertragen, etwa folgendermaßen lautet:

„Anno 1444 wurde zu Deutschland die hochedle, ewig lob- und preiswürdige Kunst, Bücher zu drucken, gefunden, nicht wie ansonsten in einigen Schriften zu lesen, zuerst in Mainz, sondern hier zu Leipzig, und zwar ist es mein Ahn, der Vater meiner Großmutter selig gewesen, der sie gefunden hat: der Goldschmied und städtische Siegelgraber Georgius Dunker mit Namen, bei dem mein Großvater in jungen Jahren in der Lehre gewesen ist und dessen zweite Tochter mit Namen Elisabeth er zur Ehe gewann. Und mein Großvater, Paulus Schrötter genannt, der, wie oben gemeldet, mich erzogen hat, da mein Vater selig früh verstorben war, hat mir oft die Zettel gewiesen, die mein Ahn Anno 1444 gedruckt gehabt hat. Und diese Zettel waren gedruckt gewesen für die Chorherren von St. Thomä, die damals den Ablass in Leipzig verkauften. Aber durch den Unverstand seiner Magd sind diese wenigen Zettel, die mein Großvater noch hatte, leider verloren gegangen, doch bewahre ich noch einige der silbernen Buchstaben, die mein Ahn zum Drucken verwandt hat. Er hat sie, wie mein Großvater, genannter Paulus Schrötter, mir sagte, selbst gemacht, sie sind sehr sauber gearbeitet und schön poliert. Heute aber gießt man die Buchstaben anders, nämlich aus Blei und Zinn, wie ich es oft bei dem Buchdrucker Valentin Bapst, der seine Werkstatt in der Sporergergasse hat, gesehen habe. Mein Ahn aber hat, wie mir Großvater oft erzählte, die Buchstaben zuerst in eine Holzplatte geschnitzt, sie aus dieser fein säuberlich herausgeschnitten und rechtwinklig zugefeilt, sie dann in feuchten Ton eingedrückt und die Höhlung mit Silber ausgegossen.

Die Kunst aber, die Bücher zu drucken, auf die mein Ahn viele Mühe und Zeit verschwendet hatte, ist ihm, bevor er sie recht auszunutzen begonnen hatte, von einem seiner Gesellen, der ihm beim Druck der sogenannten Zettel behilflich war, mit Namen Hans Gentzfleisch aus Mainz, den sie den „raschen Henne“ nannten, einen flinken, klugen, aber geckigen Bur-schen, gestohlen worden. In einer der letzten Novembernächte des Jahres 1444, als mein Ahn mit Weib und Kind zur Ad-ventsvesper nach der Kirche St. Thomä gegangen war, hat ge-

nannter Gantzfleisch alles Gerät und Zeug, die hölzernen und die silbernen Buchstaben errafft und ist über die Stadtmauer und den Graben auf und davon, und mein Ahn hat den Diebstahl erst am nächsten Morgen erkannt und er ist ganz unsinnig geworden vor Gram darüber, er hat suchen lassen nach dem Dieb und ist vorstellig geworden beim Rat. Und unsere Herren haben wohl auch nach Mainz geschrieben, ob sich der Dieb wohl dorthin gewandt. Ist aber Antwort gekommen von dem Rat zu Mainz, sie wüßten, er sei zu Straßburg im Elsaß, sie könnten sein aber wohl nicht habhaft werden dort, denn er stehe in Gunst beim Bischof dieser Stadt, und aus Kummer über diesen Diebstahl ist mein Ahn bald darauf krank geworden und gestorben. Und da niemand sonst diese Kunst verstand, denn mein Ahn hatte sie geheim gehalten, so war alles verloren. Zwar führte die Witwe des Ahn mit einem Gesellen die Werkstatt weiter, wußte aber nichts anzufangen mit dem wenigen, was ihr von dieser Kunst geblieben war und mein Großvater, der bei meinem Ahn, wie gemeldet, zur Lehre ging, forschte auf seiner Wanderschaft viele Jahre später nach dem „raschen Henne“ und fand ihn auch zu Mainz, wo er in Ansehen stand und köstliche Bücher druckte, aber er konnte nichts gegen ihn ausrichten. So ist denn mein Ahn und meine Voreltern um diese Kunst betrogen worden, und auch meiner Vaterstadt Leipzig ist diese Ehre geraubt worden. Ich wollte, Gott hätte mir die Gabe geschenkt, zu reden wie Cicero und Demosthenes oder die Überredungskunst des Georgias und Praxagoras gegeben, so wollte ich in Worten und Schriften gewaltig den Ruhm unserer Vaterstadt verkünden, daß in ihren Mauern die Kunst des Buchdrucks zuerst geübt worden ist. Und dennoch mußte ich fürchten, daß ich tauben Ohren predigte, und so wird wohl das, was nur mir und wenigen meiner Freunde bekannt ist, im Verborgenen bleiben und diese Kenntnis nach meinem Tod auslöschen.“

Uns macht der Bericht dieser Chronik den Eindruck, als sei er eine Parodie auf die von den Holländern erdichtete Costerlegende.
Die Schriftleitung.

Druckfehlerteufel

Von Arthur Silbergleit, Berlin-Zehlendorf

Ziel da just und Sagrament einem unehelichen Till-Eulenspiegelknecht, der nach der Landstreicherart seines Großvaters lebte, eine ganz neue Schelmenweisheit ein! Was nützte es ihm, wenn der Stadtbüttel einherstampfte und ihn mitten auf der Straße für manchen Schabernack zu dem Zigeunervolk hinter Gitter zu sperren drohte, zum Selbstschutz plötzlich unter die glockenrunden, muffigen, dicken Flanell- und Wolldröcke aufkreischender ehrwürdiger Matronen, zimperlicher Jungfern und festverschürter Patrizierfrauen wie in doppelstorige offene Schilderhäuschen rechts hinein- und links hinauszuhuschen, was hatte er davon, wenn er als verkleidete Hebamme eheliche Mütter mit der Lüge überraschte, sie hätten Zwillinge geboren, während er in Wahrheit ein uneheliches Kind neben ein eheliches legte, oder wenn er auf die Hinterteile der Ochsen und Kühe die Gesichter ihrer Besitzer mit Kreide malte; ihn gelüstete nicht mehr nach solchem billigen Eintagsruhm, sein Ehrgeiz war fortan stärker als bisher, da er noch über manchen kleinen Schabernack Freude empfand. Er wußte freilich, daß die Allongeperücken der Stadtschreiber vor heimlicher Wut ihrer Träger wackelten, wenn er ganz unbefangen ins Rathhaus kam, um sich angeblich einen Gewerbebescheinigungsausschnitt zu lassen, in Wirklichkeit aber sich an ihren grimmigen Gesichtszügen zu weiden, da er ihnen nachts vorher heimlich flüssigen Kalk in die Tintenfasschen gegossen hatte. Und wie die Spießbürger und seine getreuen Anhänger verdutzt dareinschauten, als er während seiner Beerdigung plötzlich den Sargdeckel von innen hob, als sorgfältig gewaschener Leichnam allen Teilnehmern an der Trauerfeier für ihr Beileid herzlichst dankte und sich und ihnen noch ein recht langes Leben wünschte! Solche flüchtige, kleine Scherze konnten seine Begierde nach unvergänglichem Ruhm nicht stillen. Und er erinnerte sich plötz-

lich der folgenden Begebenheit: Er war als Wanderbursch eines Tages in ein Städtchen gekommen, hatte einen Bürger vor vergitterten Fenstern nach dem Bewohner dieses Hauses gefragt und erfahren, daß es ein Gelehrter sei, der nur selten sein Heim verlasse, weil er sein Leben ganz den Wissenschaften widme. Da das Haus mitten in einem Garten lag, kletterte er in einer mondlosen Nacht unbemerkt auf einen Baum nahe gegenüber der Gelehrtenklausur, verbarg Körper und Füße in der dichten Laubflut des Wipfels und überstülpte sein Antlitz mit einer brennend gelben Mondmaske, durch deren Mundschliß er im kunstvollen Bogen durchs offene Fenster mitten auf die Glase des Gelehrten seinen Speichelregen niedersprühen ließ. Entsetzt, als narrete ihn Geisterspuk, fuhr der alte Büchervurm auf, suchte unter den mit verstaubten Pergamenten und Weisheitsrollen bis zur Decke hoch geschichteten Regalen, ob unter ihnen etwa Satan hause und schaute dann hilfe- und trostsuchend zu ihm, dem Mond mitten im Baume, empor. Ja, wenn er wirklich spuckte, dann spuckte es geheimnisvoll. Dieses Spiel wiederholte er, stieg dann vor Morgendämmerung vom Wipfel und suchte am nächsten Tage den Gelehrten auf, um sich angeblich seine Bücherschätze zeigen zu lassen. Dieser nannte die Wissenschaft in der Zeit allgemeiner Verwirrung und allgemeinen Trugs mit hochgemutem Stolz die einzige Sicherheit, die einzige Wahrheit, an die man sich in allen Lebenslagen halten könne. Überhaupt seit Meister Gutenbergs Kunst siegreich ins Land bringe und durch ihre Drucke die Bildungsmöglichkeiten erweitere, sei es ihm eine Lust zu leben. Solchen alten Narrenhochmut aber wollte Lills Enkel bestrafen und sich selbst ein unvergängliches Schriftdenkmal sichern. Er fühlte sich als heimlicher Satanssohn bereit, die Ordnung und Festigkeit der bürgerlichen Welt zu erschüttern und haßte ihren durch die Diener von Thron und Altar geweihten Selbstbetrug ewiger Beständigkeit. Bei den Worten des Gelehrten schoß ihm pfeilschnell der Gedanke durchs Hirn, sich von Meister Gutenberg als Sagerlehrling dinge zu lassen, durch vollkommene Leistungen allmählich sein Vertrauen zu gewinnen und dann, bei selbstän-

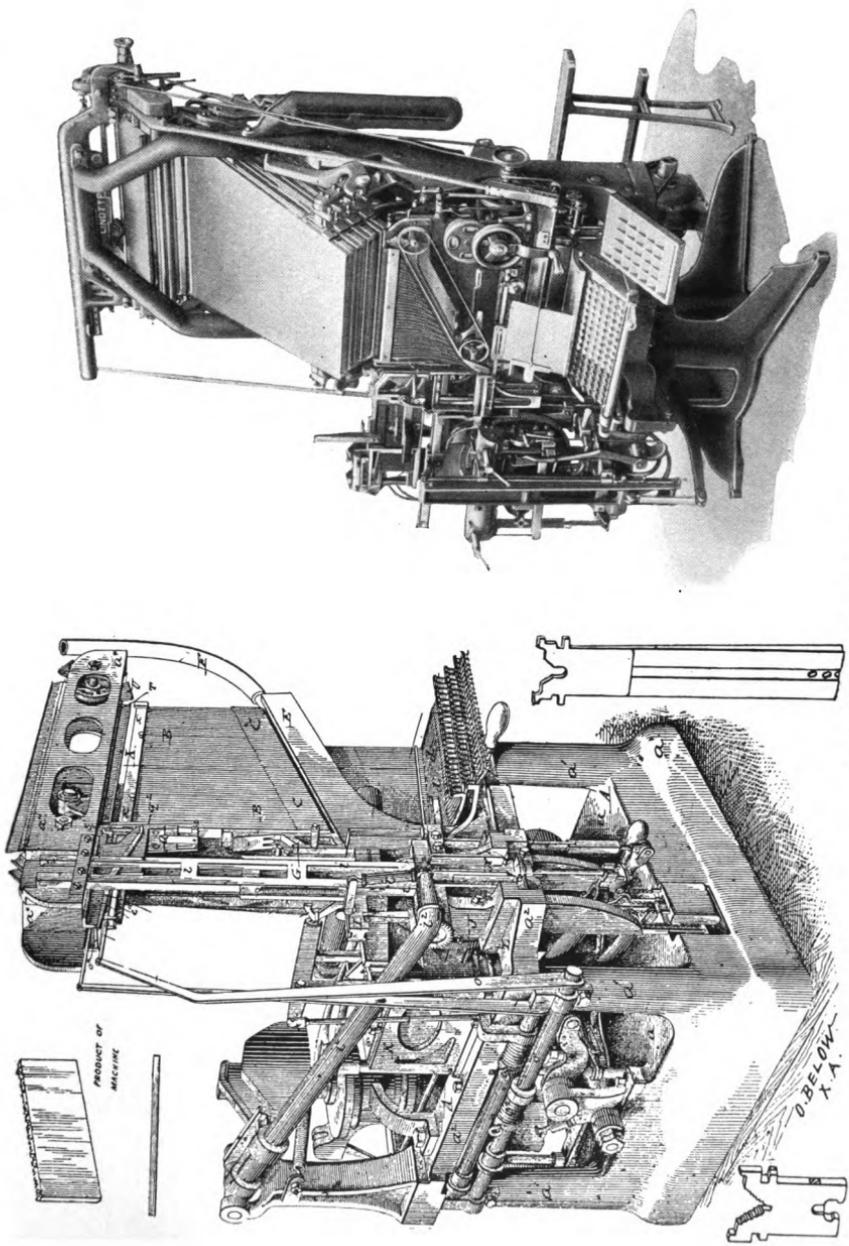
diger Arbeit, Druckfehler in kostbare Bibeldrucke einzuschmuggeln, denn wenn erst einmal der Geist Satans in die Bibel eingebrungen sei, werde auch er, der uneheliche Lill-Eulenspiegel-Enkel, unter dem Namen des Druckfehlerteufels unsterblich werden.

Gesagt, getan. Meister Gutenberg musterte seinen neuen Lehrling erst argwöhnisch, wurde aber bald durch die Sorgfalt und Geschicklichkeit des Fremden aufs angenehmste überrascht, so daß er ihm nach einiger Zeit den Ehrentitel eines Gesellen und selbständigen Setzers verlieh und ihn mit der Teilnahme am kostbaren Bibeldruck betraute. Da diese Arbeit nur wenigen, erprobten Günstlingen des Meisters übertragen wurde, jeder für sich seinen vorgeschriebenen Teil erledigte und überdies der selbst am stärksten beschäftigte und sonst mit Recht vertrauensselige Meister die Überprüfung des Ganzen erst zuletzt vornahm, konnte sich Lills Enkel in der geflüßentlichen Anhäufung von Druckfehlern unbemerkt geraume Zeit austoben. Ja, er beeinflusste sogar die anderen gutwilligen Gesellen zur Unaufmerksamkeit, indem er während der Arbeit ständig pfiff und auf die Vorhaltungen seiner Genossen einfach erklärte, er sei verliebt wie ein Vogelpapa, und verliebte Leute seien nun einmal herzensfröhlich. Gegen solche Einwendungen, zumal da sie in einem treuen und gemüthlichen Tonfall vorgebracht wurden, vermochte es kaum eine wirksame Widerrede zu geben, Lills Genossen lachten vielmehr nur und freuten sich in der Stille ihrer Werkstatt über ihren fröhlichen Arbeitskumpan, der die Trockenheit und Eintönigkeit ihres Daseins mit Munterkeit würzte. Da wurden aus vorgeschriebenen Stirnen gedruckte Dirnen, aus Moses eine Hose, aus Propheten Diäten, aus Gott Spott, aus einem Berg ein Zwerg, aus Altar Schaltjahr, aus Juden Luden, aus Ammon Mammon, aus Mädchen Wädchen, aus einem Enkel ein Henkel, aus einem Kind ein Rind, aus Siegen Ziegen, aus einem Tempel ein Krempel, Beine verwandelten sich in Schweine, Gräser in Aser: kurz ein Teil der Heiligen Schrift las sich plötzlich wie ein verruchtes, unzüchtiges Buch.

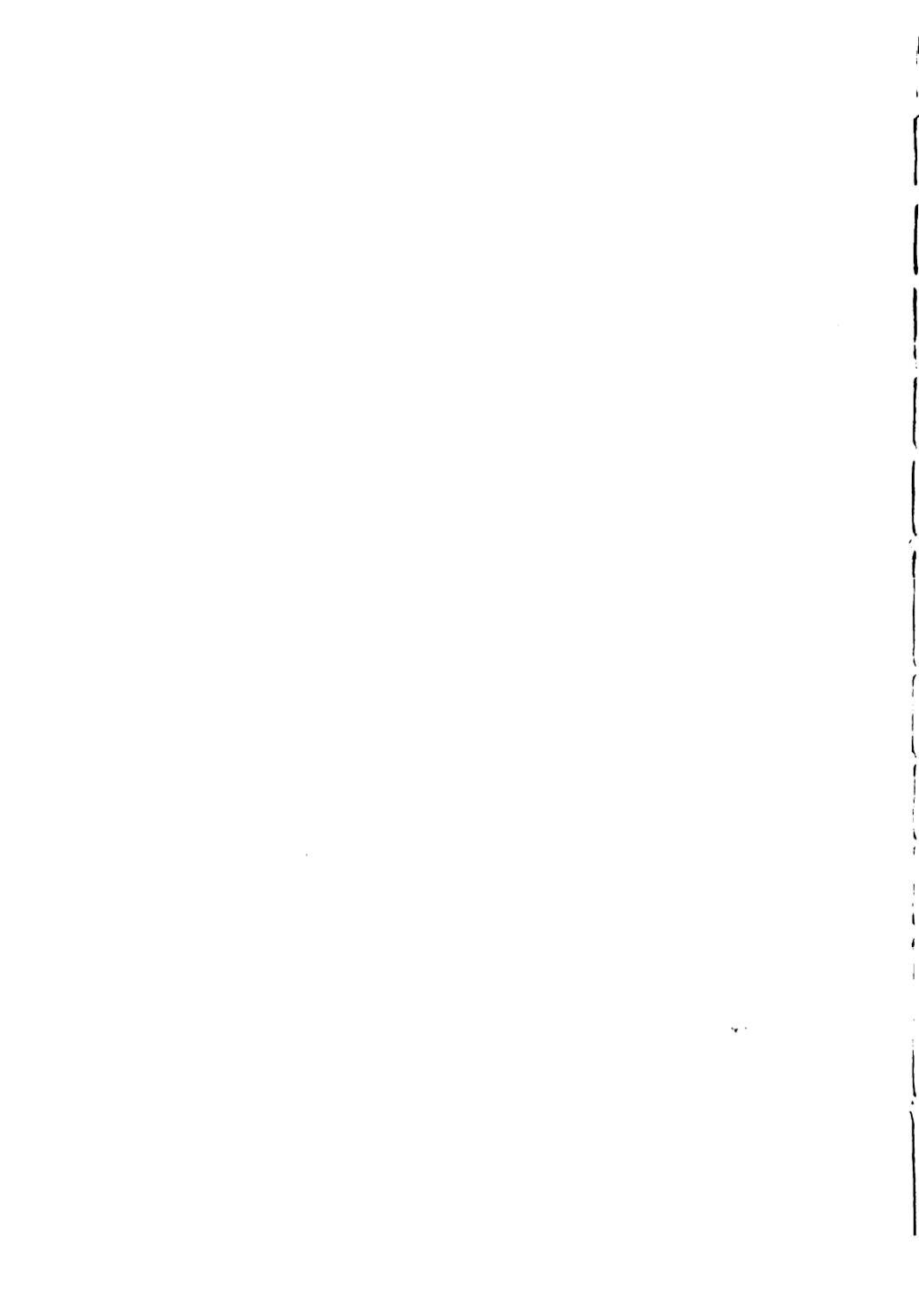
Und eines Tages war Lills Enkel auf Nimmerwiedersich verschwunden. Jetzt erst überprüfte der Meister die Arbeit seines Gefellen und gewahrte zu seinem Entsetzen alle Fehler!

„Er hat mir den Teufel ins Haus geheßt, darum sollen die falschgedruckten Buchstaben fortan Druckfehlerteufel heißen!“ Lills Enkel aber lachte auf der Landstraße in sich hinein; er hatte ja als heimlicher Satanssohn sein Ziel erreicht und war unsterblich geworden; denn seitdem bleibt der Druckfehlerteufel unausrottbar.





Die Linotype einft und fezt





Mensch und Maschine

Von Sepp Wundshammer, Köln-Braunsfeld

Das Hauptrüstzeug des Buchgewerblers war schon immer die Maschine. Mit Riesenschritten vermechanisiert sich der Beruf immer mehr, verliert aber dadurch an Seele und Gemüt. Diese verflüchtende Seele zu schürfen, zu suchen und zu finden, ist zur lautern Notwendigkeit der heutigen Generation geworden. Immer mehr werden die Menschen zu Maschinen, eben zur Zeit, wo man Maschinen zu Menschen oder wenigstens zu menschenähnlichen Wesen machen wollte. Lasse es dir gesagt sein, du Jünger Gutenbergs, halte die Augen wach, daß du nicht selbst zum Automaten wirst. Ach, Mensch und Maschine!

Beide stehen zueinander in einem weitaus engeren verwandtschaftlichen Verhältnis, als man schlechthin annimmt. Ja, die Maschine ist — poetisch ausgedrückt — nämlich die Rippe aus des Menschen Leibe. Aus ihr sollte nützliche Gesellschaft des Menschen erstehen. Schon der Urmensch hat diesen Formver-

such gemacht: In Nachahmung des Armes mit der geballten Faust schuf er Steinhammer und Axt, in Nachahmung des Mensch und Tier von der Natur gegebenen Gebisses bildete er Säge und Schere, und in Nachahmung des Beispiels, das die Natur am Menschenleibe gab, konstruierte er die Röhre als Zuleitung des Wassers, das photographische Objektiv als Nachbildung des Auges, die Greifer als künstliche Finger, das Mikrophon als mechanisches Ohr usw. Schon an Hand dieser wenigen Beispiele ersieht man, daß die Maschine ein Teil von uns selber ist.

Wie jeder Mensch seine Fehler hat, so auch jede Maschine. Beispielsweise arbeitet ein Mann jahrelang an einer gutfunktionierenden Maschine, er kennt an ihr jeden Atemzug und nimmt duldsam — weil er es nach vielen Erfahrungen aber erst gelernt hat — auf besondere Charaktereigenschaften, die sie bei der Geburt mitbringt, Rücksicht. Hundert gegen eins ist zu wetten, daß nun ein anderer Mann an ihr allerlei zu mäkeln und zu benörgeln hat und der Maschine ein gut Teil ihrer einstigen Leistungsfähigkeit abspricht. Unschwer erkennt man aber bald, daß es in Wirklichkeit nur ein unduldsames, meist mißverständenes Zueinanderpassen ist, was einerseits die Arbeit unfreudig, andererseits aber auch unrentabel macht. Beispielsweise: so eine Setzmaschine ist ein gar viel Liebe heischendes Ding, und nur zartbesaitete Menschen sollen sich ihr anvertrauen, nicht aber solche, die bei jeder Gelegenheit nach einem großen Zuschlaghammer Umschau halten, um der Widerspenstigen Zähmung einzuleiten. Backfischartige Schwärmerei soll es natürlich nicht sein, aber ein gut Teil mehr dürfte der Psychologie einer Setzmaschine doch nachgegangen werden. Dies könnte allen Teilen nichts schaden. Es kann ja einen erbarmen, wenn man oft die Unlust und das natürlich direkt nebenhergehende Unverständnis erblickt, mit dem das Schicksal manchmal Mensch und Maschine zueinander gekettet hat . . .

Sowohl beim Fachmann als auch beim Laien noch viel mehr wird durch das Wort „Setzmaschine“ im Gedankengang etwas ausgelöst, was mit der Bezeichnung Erfindungs-genie und Ideen-

jäger eng zueinander steht. Was beispielsweise an der Rotationsmaschine imponiert, ist die Großzügigkeit, der Schwung, die Wucht; was aber an der Setzmaschine nun wieder ungeteilte Bewunderung hervorruft, ist die raffinierte Art und Weise, mit der Probleme hier gelöst wurden, die manchmal geradezu phantasihaft erscheinen. Es sei jetzt nur flüchtig an das Sortieren von 90 verschiedenen Matrizen an der Ablegevorrichtung der Setzmaschine erinnert. Nichts imponiert mehr als diese von unsichtbarem Geist kommandierten 6000 Matrizen (vier kriegsstarke Regimenter) einer *Viermagazin-Linotype*, die alle mit einer wunderbaren Selbstverständlichkeit zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. Gerade dieses technische Wunderspiel ist es, was den Beschauer immer wieder zu dem Ausruf veranlaßt: „Ein Genie, dessen Geist diese geschaffen!“ Mit einer gewissen Andacht gedenkt man dieses Geistes. Wenn auch die Linotype heute für den Buchdrucker resp. Maschinensetzer den Nimbus des Wunderbaren durch die Arbeit des grauen Alltags verloren hat, so wirkt sie auf den unbefangenen Laien stets von neuem fast wie ein Wunderwerk. Nur derjenige, der es sich angelegen sein läßt, in der Setzmaschine ein Lebewesen zu erblicken, wird so recht erkennen, was für ein Wunderding sie eigentlich ist. Er wird bald erkennen, daß es falsch sei, zu glauben, die Arbeit des Kopfes sei reicher an Sensation und erstrebenswerter als die der Hände. Jede Maschine, jedes Werkzeug ist interessanter als die Bureauarbeit, immer vorausgesetzt, daß der Mensch an der Maschine nicht selbst zur Maschine wird, sondern faktisch umgekehrt. Man vergleiche die Linotype mit einem lebenden Organismus, und man wird bald konstatieren können, daß der Verkehr mit ihr bei weitem interessanter ist und vor allem unterhaltender als mit 90 v. H. der menschlichen Bekannten, besonders in der Jetztzeit.

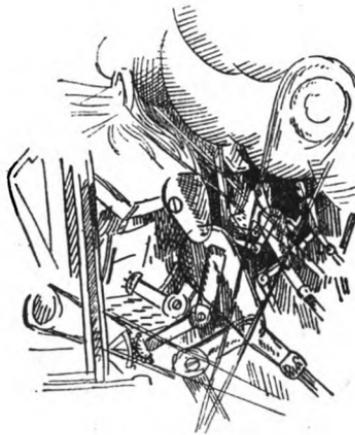
Tatsache ist, daß die Setzmaschine ein Organismus von solcher Überlegenheit und Sachlichkeit ist, daß sie den Menschen an Intelligenz und Zuverlässigkeit bei weitem übertrifft ... Das Gehirn einer Linotypesetzmaschine ist eine neunzigfach variierte Zahnstange, ein Apparat, der nach neunzig Rich-

tungen entscheidet, neunzig und zwanzig Messingmatrizengedanken sauber erfaßt und registriert und erst die einundneunzigste als ihm unverstündlich ablegt, ein Mechanismus, der gegen jeden verbogenen Punkt remonstriert und lieber zerbricht, als daß er einen falschen Beistrich vorbeiließe. Zeigen Sie mir den Menschen, dessen Gehirn gleichzeitig mehr als drei oder vier Ideen erfaßt, und der nicht schon bei diesen außerstande ist, sie in Einklang zu bringen!

Man weiß, daß sie alle halbe Stunde mit zwei Bleibatzen gefuttert werden muß, um in der Absonderung grauweißer Bleizeilen fortfahren zu können, daß man ihren Kesselmagen gleichermaßen vor Erkältung wie vor Überhitzung zu schützen hat, weil er sonst krank wird, die Darmröhren sich mit erkaltetem Blei verstopfen oder vor allzu heißem das Gegenteil eintritt. Man kennt den Herzmuskel der Maschine, die starke Stahlpumpe, die das flüssige Blei in die Adern drückt, die beweglichen Muskeln der Hebel und das gedrängte Kraftzentrum des sammetweichen surrenden Motores, das Knochengestänge der Versteifung und Verspreizungen, die Achsengelenke und die Transmissionssehnen. Was zum Leben dieser Maschine, zu ihrem Körperlichen gehört, offenbart sich mit der Zeit, aber ihre internen, ihre geistigen Funktionen bleiben immer diskret verborgen. Nur ganz selten erhascht man einen kurzen Einblick in ihre Gedanken. Und man merkt dann, daß die gebogene Glasscheibe, die den Magazinen vorgelagert ist, die sichtbare Grenze zwischen dem Bewußtsein und dem Unterbewußtsein der Linotype bildet. Man öffne sie nur einmal, und man wird erstaunt sein, wie wild alle Matrizengedanken durcheinanderwirbeln. Sie selbst, die Linotype-Setzmaschine, ist ein Muster und der Gipfel einwandfreier äußerer Form. Ihre Funktionen sind gemessen und selbstverständlich. Und weil die Maschine selbst so außerordentlich pedantisch ist, darum haßt sie auch Unordnung und Formlosigkeit bei sich und auch bei andern.

Aus diesem bescheidenen Material erfahrungsgemäß gewonnener Tatsachen darf man schließen, daß die maschinelle Arbeit geistreicher ist als die geistige und die Maschine in den

meisten Fällen intelligenter als der Mensch . . . , soweit dieser sich der Psychologie einer Maschine anpassen wird. Sonst natürlich wird sie seelenlos bleiben. Ein Automat! Darum hege und pflege jeder seine ihm anvertraute Maschine — und sei ihr zumindest ein verständnisvoller Gefährte der Arbeit und des Alltags. Nur dadurch wird man an ihr Freude und Genugtuung erleben. Und man wird befriedigter und zufriedener durch das arbeitende Leben wandern. Und das ist schließlich ja der Endzweck alles Irdischen. — Immer vorausgesetzt, daß die Maschine menschlich wird, beileibe nicht umgekehrt!



Schatzgräber

Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig



ine Schwüle war heute, die sich beklemmend auf die Brust legte. Der junge Mann, der eben noch so vertieft in ein Buch gewesen, legte es zur Seite und öffnete die Fensterflügel weit. Begierig sog er den Duft ein, den die blühenden Linden der langen Allee so verschwenderisch ausandten. Ob es nicht heute noch ein Gewitter gab nach solcher Gluthitze? Ganz da hinten

schob sich eine bleigraue Wand hoch, die nichts Gutes verhieß, zudem hatten die Wolken auch so merkwürdig helle Ränder. Doch er brauchte den Himmel nicht erst zu befragen; eine so sensible Natur wie er fühlte Bitterungswechsel Stunden voraus. In ihm zitterte und wogte alles, und in seinen Fingerspitzen hatte er jenes feine, prickelnde Gefühl, als ob sie elektrische Ströme ausstrahlten. Aber war die Ursache dieser Reizzustände, die sich gerade in den letzten Wochen so gehäuft hatten, nicht auch in Überarbeitung und in seinem Verlöbniß zu suchen?

Ein schmerzlicher Zug huschte über das auffällig regelmäßige, ja beinahe schöne Gesicht des jungen Mannes, und eine Falte grub sich auf der Stirn als scharfe Linie ein. Ach, seine Hanna! Er erinnerte sich genau, wie er sie das erstemal gesehen, als er vor drei Jahren als Erster Akzidenzsetzer in der Grotmeierschen Druckerei antrat. Da war ein reizender Backfisch mit einem Schäferhund über den Druckereihof getollt, daß die dicken blonden Köpfe nur so flogen. Und dann, als er sie das erstemal gesprochen, da hatte sie ihm so unverhohlen ihre Bewunderung über seine „entzückenden“ Entwürfe und Plattenschnitte ausgesprochen und ihn so herzlich angelacht, daß allerlei Kühne Gedanken in ihm aufstiegen... Gegensätze ziehen sich an: er hatte

das Blondköpfchen bald herzlich liebgewonnen, und aus der Verehrung für den interessanten jungen Mann mit dem edlen Profil und dem dunklen gewellten Haar hatte sich schließlich auch eine leidenschaftliche Liebe des Mädchens für ihn entwickelt. Und heute war dieses liebreizende Mädel seine Braut, und man beneidete ihn von allen Seiten um die gute Partie.

Nah, gute Partie! Und wieder verfinsterte sich sein Gesicht. Wohl hatten durch seine Arbeiten die Druckaufträge der Grotmeierschen Druckerei auffällig zugenommen, besonders Qualitätsarbeiten flossen ihr selbst aus Nachbarstädten zu, wohl war er zum Faktor der neuen Akzidenzabteilung befördert, gewissermaßen künstlerischer Leiter des ganzen Unternehmens geworden, aber sein gestrenger Herr Schwiegervater Reinhold Grotmeier war ihm dennoch nicht ganz gewogen, ihm wäre einer der flotten Rechtsanwälte oder Ärzte des Städtchens als Schwiegersohn lieber gewesen als sein junger, zweifellos sehr befähigter Akzidenzfaktor. Zwar hatte dieser in seiner verehrten Schwiegermama, nicht zuletzt auch in seinem jungen Schwager Karl-Heinz, einem lustigen Gymnasiasten, Anhänger, die ihm wohl immer beistehen mochten, wenn sein Schwiegervater gegen ihn Stellung nahm, aber dieses Bonobenherab seines Chefs, der Vorgesetztenon und das Herrische, in das immer so etwas wie Geringschätzung einfloß, das mußte ihn entschieden kränken.

Mehr als einmal schon hatte er allen Ernstes erwogen, in einem anderen Unternehmen sein Glück zu versuchen, und dann, wenn er Leiter eines Riesenunternehmens wäre, vor seinen Schwiegervater zu treten und zu sagen: „Das bin ich nun, aus eigener Kraft.“ Aber stets, wenn er solche Absicht geäußert, war ihm sein Goldköpfchen um den Hals gefallen und hatte ihn flehentlich gebeten, doch ja zu bleiben. Sie fühlte deutlich, daß der Vater dann leichteres Spiel hätte, sie einem anderen zu geben. Sie bliebe dann auch nicht hier, sie ginge als Konторistin in die gleiche Stadt usw.... Wie gern hatte er sich dann wieder überreden lassen.

Sein Blick fiel auf den Schreibtisch, wo ihm ein herziges Gesichtchen aus einem Goldrahmen entgegenlachte. Ja, seine

liebe Braut! Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Hatte er nicht eben gelesen, daß das siberische Pendel nicht allein auf bestimmte Metalle, Mineralien, Chemikalien usw. reagiere, sondern daß sich mit seiner Hilfe und mit fast nie versagender Zuverlässigkeit Temperament, gesunde oder krankhafte Veranlagung u. a. aus der Handschrift und aus der Photographie eines Menschen herauslesen lasse? Er legte das Bild flach auf den Tisch, befestigte an einem etwa vierzig Zentimeter langen Baumwollfaden seinen Verlobungsring, schnitt sorgfältig das Fadende ab, hing die Schlinge des Pendelendes über das erste Glied des rechten Zeigefingers und legte die übrigen Finger fest geschlossen am Handballen an. Nun alle Metallgegenstände aus der Nähe entfernt, das Gesicht vorschriftsmäßig nach Süden, parallel dem Erdmeridian, gerichtet, den Arm vorgestreckt und so weit erhoben, daß der Pendelring wenige Zentimeter über der Photographie zu stehen kam...

Der Faden hing in völliger Ruhe, aber nur wenige Sekunden, dann — in kleiner Spirale beginnend und mit immer größerem Radius ausschwingend, beschrieb das Pendel wundervoll gleichmäßige Ellipsen: es war in die radioaktive Strombahn der Ionenausstrahlung eingetreten und wurde von ihr in Bewegung gesetzt. Immer wieder gleichmäßige Ellipsen in Nord-Süd-Richtung, kein Abweichen von der normalen Linie. Dieser weit ausholende Pendelschlag deutete auf geistige Regsamkeit eines körperlich und geistig gesunden Menschenkindes. Na ja, schließlich kannte er seinen Liebling auch so, ohne die Aussagen des siberischen Pendels. Aber einen Brief seiner Hanna wollte er noch auspendeln, es sollte sich da, wie er in dem Buche „Doffenbarungen des siberischen Pendels“ gelesen, die seelische Verfassung der Schreiberin deutlich erkennen lassen. Doch kam da nicht eben jemand die Treppe herauf?

Ein kurzes energisches Pochen.

„Herein!“

„Grüß Gott, lieber Erwin!“ Ein frischer junger Mensch mit geröteten Wangen reichte ihm herzlich die Hand.

„Nun, was gibt's? Du strahlst ja übers ganze Gesicht?“

„Ja, also einen schönen Gruß von Mama, und ob du nicht mit uns zu Abend essen wolltest? Hanna bittet dich, du möchtest recht eilen, sie freut sich unbändig auf dein Kommen.“

„Ja, gern, aber — hm — und dein Vater?“

„Vater ist heute nach N. abgereist zur Hauptversammlung; wir sind über Sonntag allein, und da soll eben heute abend noch ein Programm für morgen entworfen werden. Mach nur schnell und zieh dich um... Was hast du denn übrigens hier auf dem Stativ stehen?“ Der junge Mensch hatte ein schwarzes Tuch vorsichtig von einem Apparat hochgehoben und nun blickte ihn ein aus mancherlei Spulen, Lampen und Skalen bestehendes Instrument entgegen. „Donnerwetter, das ist aber ein schmucker Apparat! Hast du den auch selbst gebaut?“

„Ja.“

„Welchem Zwecke dient er aber?“

„Nun, das ist ein Radio-Emanator, gewissermaßen eine verbesserte Wünschelrute; mit seiner Hilfe lassen sich Metall-, Kohlen- und Wasseradern auffuchen usw.“

„Aber das ist ja ein Phänomen, und du bist ein wahrhaftiger Gelehrter!“ Bewundernd hingen die Blicke des Gymnasiasten an seinem zukünftigen Schwager.

Lächelnd wehrte dieser ab: „Na, du übertreibst, Karl-Heinz. Jeder Mann hat schließlich sein Steckenpferd, und ich finde nach des Tages Mühe eben an elektrischen Versuchen und Apparaten Gefallen.“

„Aber trotzdem! Ich bewundere dich, nein, wir alle. Aber komm nun, Hanna wartet sehnsüchtig auf dich.“

In wenigen Minuten hatte sich der junge Faktor Erwin Burger in einen eleganten Herrn verwandelt, und bald schritten die beiden die Lindenallee entlang zum Marktplatz, wo das stolze Wohnhaus des Buchdruckereibesitzers Reinhold Grotmeier mit seiner Barockfassade wesentlich zur Vertiefung des alten Stadtbildes beitrug.

* * *

„Vielen Dank für Ihre liebenswürdige Einladung, gnädige Frau. Mit Freude bin ich gekommen.“ Ehrerbietig küßte Erwin

Burger seiner Schwiegermutter, einer stattlichen und noch immer schönen Dame, die Hand.

„Aber liebster Herr Burger, Sie sind immer so aufmerksam; Ausgaben sollten Sie sich aber nicht machen. Solch schöne Reliken!“

„Und mir diese herrlichen Rosen!“ jubelte Hanna, ein entzückendes, frisches Mädchen von etwa neunzehn Jahren mit goldblondem Haar, sich zärtlich an ihren Bräutigam schmiegend. „Du Lieber, ich freue mich ja so, denn morgen wollen wir einen gemeinsamen Ausflug unternehmen. Oder hast du anderes vor, du Böser?“ Aber dieses gemachte Schmollen stand ihr nicht, das herzliche Lachen kleidete ihr besser.

Ganz von selbst war man während des Essens auf das Lieblingsgebiet Burgers gekommen.

„Sie beschäftigen sich also mit der Wünschelrute und Pendelversuchen, lieber Herr Burger, wie mir meine Kinder erzählten? Sie wollen doch nicht etwa Schätze heben, etwa nachts mit Blendlaterne und Schaufel in düsterer Waldeinsamkeit oder bei verfallenen Gemäuer unter geheimnisvollen Zeichen Gold und Edelsteine ergraben?“

„Das wohl kaum, gnädige Frau. Dieses uralte und doch ewig neue literarische Motiv, das in zahllosen Märchen und Volksagen eine Rolle spielt, mit verborgenen Schätzen, von listigen Zwergen, grimmigen Riesen oder feuerspeienden Drachen behütet, Schätze, die nur nach gefährlichem Kampf oder mit List gehoben werden können, will nicht mehr recht in unsere nüchternen Zeit passen, wennschon sicherlich noch mancher Topf voll Goldstücke oder edles Geschmeide irgendwo in der Erde vergraben, in Höhlen versteckt, ja eingemauert sein mag. Nicht erst seit dem Dreißigjährigen Kriege hat man wertvollen Besitz vor der Gier Fremder, vornehmlich vor plündernder Soldateska zu schützen gesucht: das Vergraben der Schätze reicht weiter zurück.“

„Ja, und wie interessant lesen sich gerade solche Sagen, wie jene vom Nibelungenhort, von Rübezahls Schätzen oder vom Schatz im Kyffhäuser, wo der verzauberte Kaiser Rotbart schläft“, warf Hanna ein.

„Und welches Hochgefühl muß es erst auslösen, wenn man durch Beharrlichkeit und durch Schicksalsgunst einmal einen wirklichen Schatz hebt wie etwa der englische Forscher Carter, der nach siebenjährigen Ausgrabungen im Tal der Könige das Grab Tutanchamons mit den vielen Herrlichkeiten und goldenen Sachen entdeckte. Ich möchte gleich einen Schatz heben!“ Mit glühenden Wangen hatte Karl-Heinz diese Bemerkung ins Gespräch geworfen.

„Aber merke wohl, mein Sohn, furchtlos und ohne Bier muß ein Schatz gehoben werden, Habgierigen ist das Schatzheben noch nie geglückt.“

„Ob denn überhaupt noch Schätze vergraben liegen, vielleicht sind sie alle schon längst gefunden? Denkst du nicht auch, lieber Erwin?“

„Nein, ganz bestimmt nicht, meine Hanna. Die Wirklichkeit stellt die romantischste Erzählung mit ihren gleißenden Schätzen oft noch in den Schatten. Schatzfunde gibt es jedes Jahr, nicht jeder hatte freilich solches Glück wie der Nagelschmied Wül im kleinen oberpfälzischen Städtchen Pfreimd. Wohl im Jahre neunzehnhundertsechs soll es gewesen sein, als er in dem von ihm am Marktplatz erworbenen alten Hause eine Schmiede einrichten ließ. Im Verlaufe der Umbauarbeiten stieß er hinter Steinen auf eine große Truhe, die mit Goldstücken, goldenen Pokalen und Goldbechern, mit Silbersachen und anderen Kostbarkeiten, mit Hals- und Armketten aus Gold, Silber und Perlen, kurz mit etwa fünfzig wahrhaft kostbaren, dazu prachtvoll erhaltenen, in feinsten Augsburger Goldschmiedearbeit ausgeführten Kunstgegenständen gefüllt war. Die Sachen sollen peinlich verpackt, teilweise in Leinwand eingnäht gewesen sein. Den Wert des Schatzes hat man auf zweihundertfünfzigtausend Goldmark beziffert. Wie mag dem Glücklichen in der Entdeckerfreude das Herz geklopft haben, als er mit Hilfe des Maurers den Schatz hob.“

„Nun, mit deinem neuen Apparat könnten wir doch einmal auf die Suche gehen. Oder kann man auch mit der Wünschelrute und dem siderischen Pendel Schätze finden?“

„Man muß siberische Pendel und andere siberische Detektoren, Dboskope, Wünschelruten und neuere radiotechnische Bodenuntersuchungsapparate sehr wohl auseinanderhalten, Karl-Heinz. Auch sind nur etwa fünf von hundert Menschen befähigt, radioaktive Strömungen wahrzunehmen, also mit jener Sensibilität und strengster Selbstbeobachtung ausgerüstet, die hierbei vonnöten ist, aber dies hat für die Damen wohl kaum Interesse?“

„Aber doch, doch! Bitte lieber Herr Bürger, erzählen Sie uns doch einmal recht ausführlich, wir möchten gern die hier vorbandene Lücke unseres Wissens ausfüllen.“

„Wenn Sie es wünschen, mit Vergnügen. An das Wort ‚Wünschelrute‘ knüpfen sich allerlei meist falsche Anschauungen. Eine Wünschelrute ist eine frisch vom Baum, am besten der Weide, oder vom Haselnußstrauch geschnittene, etwa fingerdicke elastische Rute in Form einer Gabel. Der Wünschelrutengänger, meist ein Mann von äußerst sensibler Veranlagung, faßt mit beiden Händen beide Schenkel mit festem Untergriff, hält die Spitze wagerecht vom Körper ab und begehrt mit fest an den Körper gepreßten Armen das Gelände. Da nun die Wünschelrute ähnlich den Polen eines Elektrifizierapparates, Leiter elektrischer Strömungen ist, so vermögen hierzu veranlagte Menschen auf die einem unterirdischen Wasserlauf ausstrahlenden radioaktiven Wellen zu reagieren. Ist nämlich ein Wasserlauf in der Nähe, so empfindet der Rutengänger ein prickelndes Gefühl in den Armen, die Spitze der Rute hebt sich und dreht sich dem Körper zu, trotz krampfhaften Festhaltens beider Schenkel. Es soll hierbei vorgekommen sein, daß die Schenkel der Rute glatt in der Hand zerbrochen, wenn sie von brüchigem Holze oder etwa von einer Pappel geschnitten war. In der viel angezweifelten und mystisch verklärten Wünschelrute darf man jedenfalls ein Mittel sehen, um verborgene Wasserläufe, Solen, Mineralquellen u. a. ausfindig zu machen. Dabei ist eine Erklärung dieses Phänomens bis heute noch nicht geglückt, die Theosophen glauben, es hier mit der Wirkung des strahlenden Dds auf den Rutenkundigen zu haben.

Ein wesentlich anderes, dabei gleich einfaches Instrument von erstaunlicher Wirkungsweise ist das siberische Pendel. Sensitive Personen haben sich oft dieses einfachen Instrumentes bedient, auch Goethe hat es genau gekannt. Ein siberisches Pendel besteht aus einem kleinen Gewicht aus Schwefel, Siegellack, Blei oder einem goldenen Ring ohne Stein an einem etwa dreißig bis vierzig Zentimeter langen Leinen- oder Seidenfaden. Ueber Metallen gerät das Gewicht in kreisförmige, elliptische oder wirbelnde Bewegungen. So ist die Pendelbahn über Gold kreisförmig, über Silber elliptisch. Immer aber müssen die freien Fingerspitzen in die Hand eingeschlagen werden, zudem soll man im magnetischen Meridian stehen, d. h. mit dem Gesicht nach Süden gerichtet sein. Die häufigsten Pendeldiagramme sind festgestellt. Man hat durch die Form der Pendelbahnen sogar das Geschlecht der Hühner in bebrüteten und unbebrüteten Eiern genau ermittelt. Ja, es mutet fast unheimlich und übersinnlich an, wenn man hört, daß bei richtiger Handhabung das siberische Pendel über Photographien, als den elektromagnetischen Refleoren der Wesenseinheit des Originals, untrügliche Auskunft über Geschlecht, Temperament, gesunde oder krankhafte Veranlagung usw. gibt. Auf Grund von Pendelergebnissen haben schon deutsche Gerichte Urteile gefällt. Wo Kriminalist und Polizeihund versagten, konnten die Täter durch das Pendel überführt werden. . . .

„Das war ja höchst interessant, lieber Erwin, ich bin Feuer und Flamme für Wunschelruten und siberische Pendel. Aber sage einmal, du hast doch den wundervollen Apparat gebaut; diene dieser nicht gleichen Zwecken?“ Damit wandte sich Karl-Heinz seiner Mutter und Schwester zu: „Erwin hat ein Wunderwerk der Feinmechanik fertiggestellt; das müßt ihr euch einmal zeigen lassen. Erwin ist ein Physiker, ja, noch mehr, geradezu ein Gelehrter.“

Fragend und bewundernd blickten beide Damen auf den ein wenig erröteten jungen Faktor. „Möchten Sie uns nicht auch darüber einiges erzählen, lieber Herr Burger?“

„Aber sehr gern; nur Klingt's vielleicht etwas zu technisch-wissenschaftlich. Schon vor Jahren war es einigen Ingenieuren

gelingen, sinnreiche Erduntersuchungsapparate zur Auffindung mineralischer Lager im Erdinnern zu konstruieren. Durch hochempfindliche Elektronenapparate wurden hierbei die verschiedenen Minerale durch gerade Linien, Ellipsen, Kreise usw. angegeben, wobei die verschiedenstarke Reaktion des Apparates die Tiefe und Mächtigkeit der Lager ergab. Wochen- ja monatelange Bohrungen, ferner Schürfs- und Sprengarbeiten wurden dadurch vermieden. Ein ähnlicher Apparat, wenn vielleicht auch nicht von gleicher Empfindlichkeit, ist mein Radio-Emanator. Er beruht auf der praktischen Anwendung der modernen Atom- und Elektronen-Theorie. Seine Wirkungsweise müssen Sie sich etwa folgendermaßen denken. Durch eine Batterie-Anordnung wird ein Kathodenstrom von größerer Spannung erzeugt, durch eine eigenartige Vorrichtung akkumuliert und durch einen Fritter gebrängt. Diese erwähnten Kathodenströme gleichen den Beta-Strahlen des Radiums bis auf die Geschwindigkeit.

Mein Apparat sendet nun, sobald ich die Batterie einschalte, durch einen Strahlungskörper mittels Funkenstreckenbildungen und unterbrochenen Stromleitern Energiewellen, d. h. elektromagnetische Strahlenwellen mit Lichtgeschwindigkeit aus. Diese bombardierenden Kathodenströme treffen nun allenthalben auf Substanzen, auch solche, die im Boden ruhen, auf. Befinden sich strahlenaussendender Apparat und Strahlenempfänger in Übereinstimmung, besitzen beide gleiche Schwingungszahlen, so reagiert der Apparat. Also die in die Atmosphäre hinausgeschleuderten Radiowellen finden nur dort ihre Aufnahme, wo eine gleichgeartete Emanation der Bodensubstanzen in Erscheinung tritt. Dann wird zwischen der Metallader etwa und dem 'Radio-Emanator' ein elektromagnetisches Feld hergestellt, durch dessen Kräfteentfaltung mein Apparat beeinflusst wird. Innerhalb weniger Minuten zeigt er Substanz, Richtung und Menge an. Er läßt sich durch wenige Handgriffe für alle möglichen Metalle wirksam machen, man kann also leicht feststellen, ob irgendwo Gold, Silber oder andere Substanzen vergraben liegen. Freilich darf die Atmosphäre nicht durch Gewittererscheinungen geschwängert sein, sonst versagt er..."

Als Burger geendet, war alles in Nachdenken versunken.
 „Ja, aber — ich habe Sie gewiß gelangweilt?“

„Aber nein, nein!“ riefen nun alle.

„Wir sind alle einfach sprachlos über das, was Sie soeben Interessantes erzählen.“

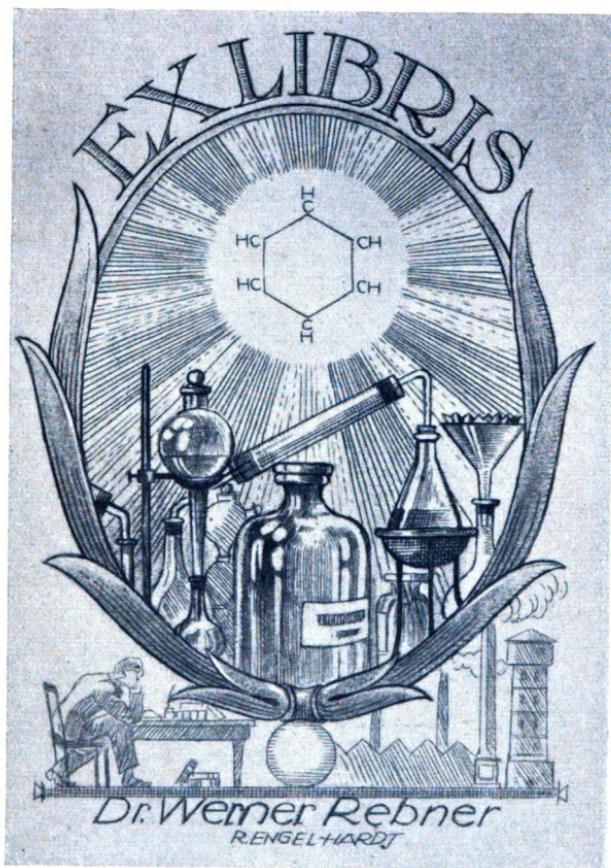
„Aber hört einmal“, fiel jetzt der Gymnasiast seiner Mutter ins Wort, „ich habe eine Idee. Wie wäre es denn, wenn wir im Parke bei der Ruine einmal morgen Vormittag ein wenig Schatzgräber spielten? Da könnte doch auch etwas vergraben oder verschüttet worden sein, was Wert hat. Papa sagt doch, das Kloster sei etwa um das Jahr 1500 infolge eines Blitzschlages völlig niedergebrannt und zusammengestürzt, und seitdem habe sich niemand um die Trümmer gekümmert, nur die Bauern hätten früher viel Steine zum Bau ihrer Häuser verwendet. Wie denkst du darüber, Mama?“

„Nun, wenn Herr Burger die Liebenswürdigkeit haben wollte, uns seinen Apparat einmal vorzuführen, so würde dem morgigen Vormittag ja gleich Inhalt gegeben sein.“

„Ja, ja, das machen wir; vielleicht finden wir auch eine Truhe mit Gold, und dann heiraten wir, denn dann würde sich auch Papa riesig freuen! Gelt, mein Erwin, du sagst ja?“ Und ehe dieser sich versah, brannte ihm ein Kuß auf den Lippen, daß er leicht errötete. Wer hätte wohl auf eine so eindringliche Bitte „nein“ sagen können?

* * *

Das in der Nacht niedergegangene Gewitter hatte wunderbar erfrischend gewirkt. Am Sonntag Morgen strahlte wieder die liebe Sonne und die Linden dufteten. Gruppen von Wandervögeln waren schon frühmorgens singend die Allee entlang gezogen, festtägig gepuzte Menschen wanderten dem nahen Walde zu, die Glocken läuteten den Sonntag ein. Erwin verschloß seinen Emanator in einem Kasten, klappte das kräftige Stativ zusammen und stellte die Batterie bereit. Er sollte seiner lieben Braut und ihren Angehörigen bereits zum Morgentee Gesellschaft leisten und da wollte er nicht unpünktlich sein.



Exlibris für einen Farbenchemiker
Nach einer Radierung von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig



Welch ein Genuß, so am Morgen zu wandern. Sein hübsches Gesicht rötete sich, er befand sich überhaupt heute, wie man gern sagt, „in großer Form“. Wie immer, so wurde ihm auch heute ein herzlicher Empfang, und während des Kaffeetrinkens hatte er Gelegenheit, seinen Apparat vorzuführen. Auf eine silberne Schale reagierte der Apparat sofort energisch, auf einen goldenen Ring erst allmählich, aber doch deutlich. Nun aber drängte Karl-Heinz, der anscheinend von echter Abenteuerlust erfüllt schien, zum Aufbruch. Die Mutter bat, sie zunächst noch zu entschuldigen, da es im Haushalt noch allerlei anzuordnen gäbe.

Hinter dem schönen alten Barockgebäude, dem Wohnhaus des Buchdruckereibesizers Grotmeier, schlossen sich in seitlichen Flügeln die Druckereigebäude an; dahinter begann unmittelbar der ausgedehnte Klosterpark, ererbtes Besitztum. Von der Sezerei aus hatte man einen herrlichen Blick nach diesem malerisch verwilderten Park mit seinen von Platanen, Linden und Buchen überschatteten Wegen. Allenthalben zeigten sich noch Spuren von der Größe und Pracht dieses reichen Zisterzienserklosters, das einst, wohl im zwölften Jahrhundert, aus einem ärmlichen Feldkloster der Benediktiner entstanden war. Erwin liebte diese alten Bäume, wenn sie im Frühjahr an den Zweigspitzen zartes Grün ansetzten, wenn sie im Sommer ihr tiefgrünes Blätterdach unter prasselndem Regen schüttelten oder wenn der Nebel den Park geheimnisvoll in undurchdringliches Blaugrau einspann. Die an den Mauern eingelassenen Grabplatten mit ihren alten Inschriften, die die Promenadenwege säumenden Kapitäle und Gewölbeteile romanischer Bauart, die hier und da noch stehenden, von Jasmin- und Berberitzenhecken verhüllten Mauerreste und Säulen waren ihm stumme Zeugen der Vergänglichkeit; manchmal zauberten ihm diese kultur- und kunstgeschichtlich interessanten Reste Bilder von längst vergangenen Zeiten vor Augen. Die geplante kleine Entdeckungstour würde ihm, dem Romantiker, besonders genussreich sein.

Hanna hatte sich in den Arm ihres Bräutigams gehängt, mancher besonders kräftige Armdruck verriet Erwin, wie lieb ihn dieses reizende Mädchen hatte, und bei einer Wegbiegung,

als der voraufeilende Karl-Heinz ihren Blicken entschwunden war, da fand sich Mund auf Mund zu einem herzhaften Kuß. Nun waren sie beide wieder einmal ganz glücklich, und die kleinen Unstimmigkeiten, die ihr Glück etwas trübten, waren vergessen.

Die Wege wurden immer verwuchelter, immer neue male-
rische Bilder fesselten das Auge des künstlerisch empfindenden
jungen Mannes. Da stand noch die Hauptfassade der Abtei mit
einigen gewölbten Fenstern und einem imposanten Tor; hier
hatten wohl einst die mächtigen Prälaten gewohnt. Verfallene
Treppen, von Brennesselgestrüpp umrahmt, tiefdunkle Keller-
eingänge, die angeblich zu unterirdischen Gängen führten, starke
Mauern und anderes deutete darauf hin, daß dieses Kloster
ein ausgebehnter Bau gewesen sein mußte. Wieviel Wertvolles
mochte bei jenem furchtbaren Brande anno fünfzehnhundert-
zwei wohl zugrunde gegangen sein, was mochte unter Stein-
trümmern und Schutt, unter Moos und blumigem Rasen noch
verborgen liegen?

Nun waren sie auch bei der imposanten Ruine der romani-
schen Stiftskirche angekommen. Hoch ragten noch mächtige
Wände mit Rundbogenfenstern. Auf der einen Seite davon
sollten sich die Studier-, Wohn- und Schlafräume der Mönche
befunden haben. Die Mauerreste ließen Größe und Anordnung
der Erdgeschoßräume deutlich erkennen. Rechts, so besagte eine
alte Urkunde der Klosterverwaltung, habe sich das Winterrefek-
torium, die Klosterschreibstube, eine Apotheke und anderes be-
funden.

An erhöhter Stelle hatte hier Herr Grotmeier einige Bänke
und einen Tisch anbringen lassen. Hier pflegte er mit seiner Fa-
milie gern Sonntags der Erholung. Hier wußte er, der sehr ge-
nau über die Geschichte seines Anwesens unterrichtet war, seinen
Gästen oftmals interessante Historien zu erzählen. An dieser
Stelle machten auch die jungen Leute Halt, um erst einmal die
Reize der stimmungsvollen Landschaft zu genießen. Vor ihnen
ragte eine mächtige Wand, die Giebelseite des bereits erwähnten
Winterrefektoriums hoch; die etwa einen Meter starke Mauer

war oben von zwei kleinen Fichten bekrönt. Durch die kahlen Fensterhöhlen lugte die Sonne und beschien den mit Buchen bewachsenen Platz vor ihnen, den einstigen Klosterhof. Die Steinhäufen waren von Brennessel- und Brombeergestrüpp übergrünt. Links an jener meterstarken Klostermauer, die das klösterliche Leben von der Außenwelt abgeschlossen, dort hatte sich ein knorriger Efeubaum zwischen den Quadern richtig verkrampft. Leise rauschten die Bäume, Sonnenflecken huschten hin und her, am blauen Himmel zogen Federwölkchen und von fernher klang der Gesang von Wandervögeln an ihr Ohr. Nun läuteten auch die Glocken der nahen Kirche den Gottesdienst ein.

Ein lautes „An die Gewehre!“ riß das Brautpaar aus seinem Sinnen. „Nein, an die Apparate, Herrschaften!“ Karl-Heinz war bereits dabei, das Stativ aufzustellen. „So, nun den Radio-Emanator angeschraubt, mit der Batterie verbunden und los!“

Erwin hantierte an Schaltern und Griffen, beobachtete Skala und Zeiger, schaltete in langsamer Folge die Fritter ein... Nichts!

„So, nun wollen wir einmal ein bisschen wandern. Du trägst den Akkumulator, ich den Apparat. Komm, wir gehen einmal hier herüber, wo die Reste des Kreuzgangs stehen. So!.. — Nanu?“

„Was ist denn, Erwin? Reagiert der Apparat?“

„Einen Augenblick! Ja, tatsächlich! Eisen... Unter uns liegt Eisen und zwar nicht wenig. Die Intensität des Ausschlags deutet auf große Mengen.“

„Ach, Eisen, wenn's kein Gold ist! Weißt du“, meinte jetzt Karl-Heinz, „hier unterhalb soll die Fürstengruft sein; da befinden sich vielleicht eiserne Grabdeckel oder so was Ähnliches.“

„Mag sein.“

„Komm aber, Erwin, wir gehen einmal dort hinüber, die Steintreppe hinauf, wo die Studier- und Wohnräume der Mönche gelegen haben sollen.“

Bald war auch dort der Apparat gestellt und in Tätigkeit gesetzt.

„Hallol! Was war denn das?“ Erwin hatte eben seine Frittersysteme schnell durchgeprüft. An irgendeiner Stelle hatte die Nadel heftig ausgeschlagen. Jetzt ermittelte er mit langsamem Hebelgriff die fragliche Substanz. „Nanu! Unter uns, fast genau unter dem Apparat liegt in kaum drei Meter Entfernung Blei, viel Blei, anscheinend Zentner!“

Karl-Heinz und Hanna waren herbeigesprungen und überzeugten sich, daß tatsächlich der Apparat in geringer Tiefe Blei anzeigte.

„Sollte etwa...?“

„Was meinst du damit, Erwin?“ Karl-Heinz hatte Erwins Arm gefaßt und sah ihn gespannt an.

„Nun, ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß sich hier unten vielleicht noch Räume befinden. Man müßte sich die Lage der Zimmer hier oben einmal genau ansehen, mit dem Lorgang und Hof in Beziehung bringen und sehen, ob man nicht irgendwie heran kann.“

„Ja, das machen wir; jetzt wird's interessant!“

Nun schien es tatsächlich, als habe von dem Haupttor aus ein Lortweg längs der Räume geführt. Gerade hier aber, wo das Lortgewölbe eingestürzt war, lagen hunderte von Steinen übereinander. Wohl an die zwanzig Mal umgingen sie den Schauplatz ihrer Forschungen, immer wieder mit dem Ergebnis, daß, falls diese Räume einen Eingang gehabt, dieser nur bei dem Trümmerhaufen gelegen haben könne.

„Na, ein Stündchen können wir uns ja einmal ausarbeiten.“ Lachend zogen die beiden jungen Männer ihre Jacken aus... Es war wahrhaftig keine kleine Arbeit, die mächtigen konischen Quadern des Gewölbes zur Seite zu wälzen. Mehr als einmal huschte eine zierliche Eidechse, ja sogar eine Schlange unter Steinen hervor.

Nun kam die Seitenwand des Lortwegs immer mehr zum Vorschein. Plötzlich hielt Erwin inne. „Da, seht ihr was?“

Verständnislos blickten die beiden auf Erwin.

„Betrachtet einmal die Mauerung der Wand. Seht ihr, daß die Steine von hier ab anders gemauert sind und einen Bogen

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION 1900



ergeben? Das bedeutet nämlich, daß hier sehr bald ein Fenster oder eine kleine Tür zum Vorschein kommen muß.“

Und tatsächlich, je mehr sie Steine zur Seite räumten, desto deutlicher zeigte es sich, daß sich eine Tür hier befand, zu der eine Treppe hinabführte. Noch eine halbe Stunde anstrengender Arbeit, und bis auf kleines Geröll und Sand, der die untersten Stufen ausfüllte, war der Eingang freigelegt. Eine anscheinend sehr starke Holztüre mit schweren, stark verrosteten Beschlägen und Nieten verziert, befand sich vor ihnen.

„Ja, Kinder, was macht ihr denn da?“ Frau Grotmeier hatte endlich den Schauplatz der Handlung entdeckt. In fliegender Hast, mit sich überstürzenden Worten teilte man ihr den Sachverhalt mit.

„Was nun?“

„Ich denke, gnädige Frau, daß man den Sand zunächst beseitigt und dann vorsichtig in den Raum eindringt.“

„Aber um Gotteswillen, Vorsicht! Hier überall droht die Gefahr des Einsturzes. Daß nicht noch ein Unglück passiert.“

„Also, ich hole sofort Spaten und Taschenlampe und Hammer und Säge und bin gleich wieder da!“ und schon rannte der ganz besonders aufgeregte Karl-Heinz den Weg zurück.

„Na, nun bin ich aber gespannt, was sich hier finden wird. Vielleicht nur ein leerer Gang oder ein Keller mit ein paar alten Fässern!“

„Man weiß es nicht, gnädige Frau. Das hängt alles davon ab, ob der Brand seinerzeit so schnell um sich gegriffen hat, daß die Mönche alles im Stich lassen mußten, oder ob sie noch Zeit hatten, ihre Sachen in Sicherheit zu bringen. Nun, wir werden ja bald sehen.“

Nach wenigen Minuten war Karl-Heinz wieder da, und als man die Stufen von allem Schutt befreit hatte, zeigte es sich, daß die mächtige Tür überhaupt nicht verschlossen, sondern nur infolge des Druckes der Steinmassen dicht an das Tor gepreßt worden war. Nach kurzen Versuchen gelang es, die in den Angeln kreisende Tür nach außen zu öffnen... Gähnende Finsternis.

„So, Karl-Heinz, nun gib mir einmal die Lampe, ich will zunächst einmal vorsichtig die Decke ableuchten. Ich glaube aber kaum, daß mit der Gefahr des Einstürzens zu rechnen ist, denn wir sind ja oben auch zu Dritt herumspaziert.“ Vorsichtig vor sich hinleuchtend betrat Erwin den unterirdischen Raum. Die Außenstehenden hörten deutlich seine Schritte, sahen hin und wieder das Aufblitzen des Lichtes und vernahmen mehrfache Ausrufe des Erstaunens. Zwei, drei Minuten wurden zu Ewigkeiten, bis endlich auf das wiederholte ängstliche Rufen Hannas Erwin in der Türöffnung erschien. Auf seinem Gesicht las man deutlich Erregung und Staunen. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

„Nun, so sag doch, was hast du gesehen?“

„Kommt und seht selbst. Gnädige Frau, Sie können unbesorgt eintreten; das mächtige Gewölbe schließt jede Gefahr aus.“

Zögernd, aber in höchster Spannung betraten nunmehr alle vier das düstere Verließ.

„Eine alte Apotheke!“ rief Hanna. Und wirklich, ein eigenartiger Geruch nach alten Arzneien und Destillaten lag in der Luft. Hatte denn hier gestern noch jemand gebraut? Waren die vier Jahrhunderte spurlos an diesem Raume vorübergegangen?

„Nein, eine alchimistische Hexenküche, vielleicht gar eine Goldküche ist's!“ warf Karl-Heinz dazwischen. „Seht doch hier oben an der Decke das ausgestopfte Krokobil, dort den alten verräucherten Kapellenherd mit dem Schmelztiegel, die Kräuteröfen usw.!“ Und tatsächlich: in bizarren Retorten, Destillierblasen und Kühlschlangen glänzten noch schwärzliche Flüssigkeiten und grüne Reste geheimnisvoller Tränke. Auf Wandbrettern und in Regalen standen Hunderte von alten Glasgefäßen, Flaschen und Büchsen. An den Wänden Bündel getrockneter Kräuter, auf einem breiten Arbeitstisch alte Folianten, Tierschädel, Totenkopf und eine alte Wage. In den Ecken schwere tönerner Mörser, eine alte Holzpresse und anderes, kurz: ein echtes alchimistisches Laboratorium, wo vielleicht ein in der „Chemie“ besonders erfahrener Mönch sich um die Auffindung des Steins der Weisen oder um die große Tinktur bemüht haben mochte.

„Am besten ist's, man läßt zunächst alles an Ort und Stelle liegen und photographiert das Ganze mehrfach, scheint es doch, als habe hier jemand bis zuletzt gearbeitet und gerade daraus lassen sich vom Kulturhistoriker oft sehr wichtige Schlüsse ziehen“ bemerkte Erwin.

„Na, Papa wird sich schön wundern!“

„Das gibt allerdings eine große Überraschung für ihn. Aber, nun sag einmal, Erwin, wo ist denn das viele Blei, das dein Apparat anzeigte?“

„Eben, Herr Burger?“

„Einen Augenblick! Mein Apparat steht noch an Ort und Stelle; ich will einmal vergleichen!“ In einer Minute kam Erwin zurück. „Mein Emanator steht weiter links, anscheinend über einem Nebenraum.“

Karl-Heinz leuchtete mit seiner Taschenlampe sogleich die entsprechende Wand ab. „Ja, hier ist eine Tür!“ und schon standen die drei andern im Dunkeln da.

„Aber Karl-Heinz!“

„Hurra, hurra! Ich habe auch etwas entdeckt! Bitte herein zu spazieren!“

Eine neue Überraschung . . . Man befand sich in einer Klosterdruckerei. Hoch ragte an der Seite eine mächtige, hölzerne Schraubenpresse, eine Reihe von Sezregalen füllten den Raum fast aus, hundert alter Folianten barg ein großes Wandregal. Das war das, was sie beim schwachen Schein des Lämpchens in dem ziemlich großen Raume zunächst wahrnahmen.

„Da ist ja das Blei!“ rief Karl-Heinz, „und nicht wenig! Hier, seht einmal, mit was für großen Lettern die Mönche damals gedruckt haben!“ und triumphierend hob er den Versal einer etwa drei Cicero großen Gotisch hoch.

Plötzlich rief Hanna ganz erschrocken: „Ja, aber Erwin, was ist denn mit dir? Du siehst ja wie der Tod aus?“

Schwer lehnte sich Erwin gegen eines der Regale. Ganz heißer kam es aus seinem Munde: „Und wann — soll das Kloster — niedergebrannt sein?“

„Um fünfzehnhundert oder fünfzehnhundertzwei“.

„Großer Gott — Welch eine Entdeckung! Schatzgräber...! Besser als Gold... Aber, — laß nur, Hanna — mir ist schon wieder besser...“

Und nun durchforschten sie alle Winkel, zählten die Kästen, belustigten sich über die plumpen Druckerballen, bewunderten das edle Büttenpapier, betrachteten die Kolumnen auf dem Fundament, die merkwürdigen Winkelhaken und erwogen, wieviel wohl heute die alten, teilweise wundervoll illuminierten Bücher Gelbeswert haben mochten. Schwer aber hatte sich die stickige Luft auf ihre Lungen gelegt, und nun wollte man sich erst einmal draußen von der Überraschung erholen, ehe alles bis aufs Kleinste untersucht werden sollte.

Laut sprachen und fragten alle durcheinander; selbst die würdige alte Dame befand sich in begreiflicher Aufregung. Darüber waren sich aber auch alle Beteiligten im Klaren, daß sie heute etwas ganz Einzigartiges erlebt hatten.

„Aber, nun sage einmal, mein Erwin, warum wurdest du denn vorhin so blaß? Du konntest ja vor Aufregung kaum sprechen, auch stammeltest du so merkwürdige Worte?“

„Ja, Liebling, wir haben einen Schatz von ungeheuren Werte gehoben, in kultureller, ideeller und realer Hinsicht. Hier ein Buchstabe jener herrlichen Miffaletype, prachtvoll erhalten. Solch ein Buchstabe ist Goldes wert. Denn wohl haben wir Gutenbergs und Schöffers und der ersten Meisterdrucker wie Kobergers, Zainers und anderer kostbare Werke noch in einzelnen Exemplaren in den Museen stehen, aber von Gutenbergs Schriften oder Schöffers herrlichen Typen ist auch nicht ein Buchstabe auf uns überkommen. Und da unten liegen Zehntausende.“

„Und ich dachte schon, wir könnten die alte Schrift einschmelzen und neue dafür kaufen“, schob Hanna etwas befangen ein.

„Oh, du unschuldsvolles Schäfchen, das werden wir bestimmt nicht tun. Und dann, diese prachtvolle alte Presse aus Gutenbergs Zeit; sie steht auch einzig da.“

„Aber ich denke, im Deutschen Buchgewerbehaus oder im Kulturmuseum zu Leipzig soll die echte Gutenbergpresse zu sehen sein?“ warf Karl-Heinz ein.

ber...
in die
Küch
erher
in die
man
Büch
nicht
erster
Büch
er ist
wird
in die
er ist
in die
Büch
er ist
Büch
Büch
Büch
Büch
Büch
er ist
er ist
er ist
er ist



Erwin lächelte nachsichtig. „Als im ‚Hofe zum Jungen‘ in Mainz im Jahre achtzehnhundertundsechshundfünfzig beim Graben eines Kellers ein Stück Eichenholz mit einem Schraubenloche und der Inschrift

J. MCDXLI G.

gefunden wurde, da glaubte man, daß dieser Balken von Gutenberg's eigener Presse herrühre. Darauf schienen auch fünf kleine steinerne Regel hinzuweisen, die wohl als Farbereiber gebient haben mochten. Man ‚ergänzte‘ die Presse, d. h. also etwa ein Zehntel der Presse ist günstigstenfalls echt, das übrige ist rekonstruiert.“

„Na, da können wir ja gleich ein Gutenbergmuseum einrichten oder die alte Klosterdruckerei, wo die Mönche ihre Missale und Breviere druckten, interessierten Fachkreisen zeigen.“

„Ja, das ginge, Karl-Heinz. Was meinst du wohl, welches Aufhören durch die Fachwelt der ganzen Erde gehen wird, wenn man hört, alte Originalschriften, eine Presse und anderes aus der Frühzeit des Buchdrucks sei aufgefunden worden. Da will jedes Museum einen Kasten Schrift oder wenigstens einige Buchstaben haben, und die Amerikaner werden vielleicht für Millionen die ganze Geschichte zusammen aufkaufen wollen.“

„Ist das Ihr Ernst, Herr Bürger?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Na, dann können wir uns ja alle zu einem solchen Schwiegerjohn beglückwünschen, dem wir das alles verdanken. Eigentlich gehört es Ihnen ja. Ihr Scharfsinn und Ihr Apparat ermöglichte erst diese Entdeckung.“

„Wir sind schon lange auf Erwin stolz, gelt Hanna?“ Und freudig bejahte das schöne Mädchen die Worte des Bruders.

„So, liebe Kinder, nun wollen wir aber erst zu Mittag essen und heute nachmittag seid ihr wahrscheinlich sowieso nicht für einen Ausflug zu haben, da kann die ‚Erforschung‘, wie Karl-Heinz so schön sagt, systematisch weitergehen.“

* * *

Am Abend dieses ereignisvollen Tages wurde Erwin Bürger nochmals zu seinen Schwiegereltern gebeten.

Um sieben Uhr hatte man gemeinsam seinen Schwiegervater von der Bahn abgeholt und darauf hatte Erwin sich still verabschiedet und war heim gegangen. Aber kaum eine Stunde später schickte man nach ihm.

Er traf seinen zukünftigen Schwiegervater in einer noch nie bei ihm beobachteten Aufregung an. Der alte Herr strahlte ordentlich vor Freude und Überraschung und kam ihm mit ausgestreckten Armen entgegen. „Also, mein lieber Herr Bürger, nein, mein lieber Erwin, ich beglückwünsche dich von ganzem Herzen zu deinem großartigen Erfolg. Ich weiß, was du meinem Hause bist und darum will ich dich hiermit zum Teilhaber meines gesamten Unternehmens ernennen. Ich vertraue dir das Schicksal meines Kindes mit zuversichtlichem Herzen an, und wenn es euch recht ist, können wir bald Hochzeit feiern.“

Da flossen linde Freudentränen, und einmal übers andere fiel Hanna ihrem geliebten Bräutigam und ihren lieben Eltern um den Hals. Erwin aber meinte in seiner bescheidenen, herzzewinnenden Art: „Heute habe ich mir meinen schönsten Schatz ergraben.“





GUTENBERG-BILDNISSE

Von Dr. Albert Giesecke, Leipzig

Tausende, gewiß, gedenken täglich in Verehrung des Erfinders der Buchdruckerkunst, viele davon in Dankbarkeit, weil die Erfindung ihnen Brot gibt. In vergangenen Zeiten wurde der Erfinder wohl jährlich einmal gefeiert, Denkmale sind ihm errichtet worden, Denkmünzen mit seinem Bildnis geschlagen, Bildnisse von ihm wurden gemalt oder gestochen, und dennoch wissen wir von seinem Leben, wie von der äußeren Erscheinung Johann Gutenbergs nichts. Dahingegen die Zeitgenossen des Erfinders waren ihm gegenüber herzlich un-

Das obige Gutenbergbild danken wir dem Entgegenkommen der Schriftgießerei J. G. Schelter & Giesecke, Leipzig.

dankbar, in krasser Geldgier rissen sie seine Erfindung an sich und beuteten die Vorteile, die sie ihnen bot, aus, sie haben gewiß wenig Achtung vor seiner Person, noch auch vor seinem geistigen Eigentum gehabt. Kein einziger von ihnen hat uns von seinem Leben, seinem Wesen und seiner Figur eine Beschreibung hinterlassen. Erst zu einer Zeit, als fast schon die Erinnerung an seinen Namen geschwunden war, als schon für andere Drucker wie Johann Mentelin in Straßburg, Pfister in Bamberg, Coster in Haarlem und andere, der Ruhm der Erfindung in Anspruch genommen wurde, endlich damals scheinen einige wieder an Gutenberg sich erinnert zu haben. Es war über 100 Jahre nach seinem Tode (1584), als zum ersten Male, von der Hand eines französischen Künstlers ausgerechnet, ein Bildnis Gutenbergs im Kupferstichverfahren erschien, aber dieser Stich erweckt keineswegs den Eindruck, nach irgendeinem heute verlorengegangenen aus der Zeit Gutenbergs stammenden Bildnisse geschaffen zu sein. Vielmehr läßt ein Vergleich mit Holzschnitten in verschiedenen Ausgaben von Pantaleons Prosopographiae, eines Bildniswerkes aus jener Zeit, erkennen, daß ein beliebiger phantastischer Kopf, und zwar einer von drei Köpfen, die neben vielen anderen auch einmal die Bezeichnung „Gutenberg“ führen, der Ausgangspunkt des Stiches des Franzosen Thevet gewesen ist.

Ob man etwas günstiger von dem Bildnis in Ölfarbe, das bei dem Brande der Straßburger Bibliothek während der Beschießung im Jahre 1870 zugrunde ging, geurteilt haben würde? Schwerlich! So schmerzlich dieser Verlust auch sein mag, durch eine vielleicht getreue Kopie in Mainz ist uns diese Reliquie ja erhalten, aber sie ist auch nicht älteren Datums oder wenigstens nicht viel älter, als der erwähnte Stich; aus der Tracht des Dargestellten, die nach der Mitte des 16. Jahrhunderts getragen wurde, zu urteilen, muß bezweifelt werden, ob auch nur einer der Züge des Dargestellten mit denen des Erfinders übereingestimmt hat. Freilich: es blieb noch der Ausweg anzunehmen, der Maler habe Gutenberg in das Kostüm seiner Zeit gekleidet. Soweit dies aber feststellbar ist, muß

doch gesagt werden, daß ein solches Verfahren selbst zu jener Zeit ganz außergewöhnlich gewesen wäre. Vor allem ist nun aber festzustellen: an diesem Bildnis ist nichts, wodurch wir uns für den Dargestellten erwärmen könnten, es ist ein ziemlich unbedeutender Kopf von gewöhnlichen Formen, die noch dazu ganz unplastisch angeschaut sind, dessen Augen nicht besonders lebhaft blicken, dessen großer ängstlich gestrichelter Vollbart — einen solchen hat Gutenberg ganz gewiß nicht getragen — für den Ausdruck männlicher Charakterzüge wichtige Partien verhüllt.

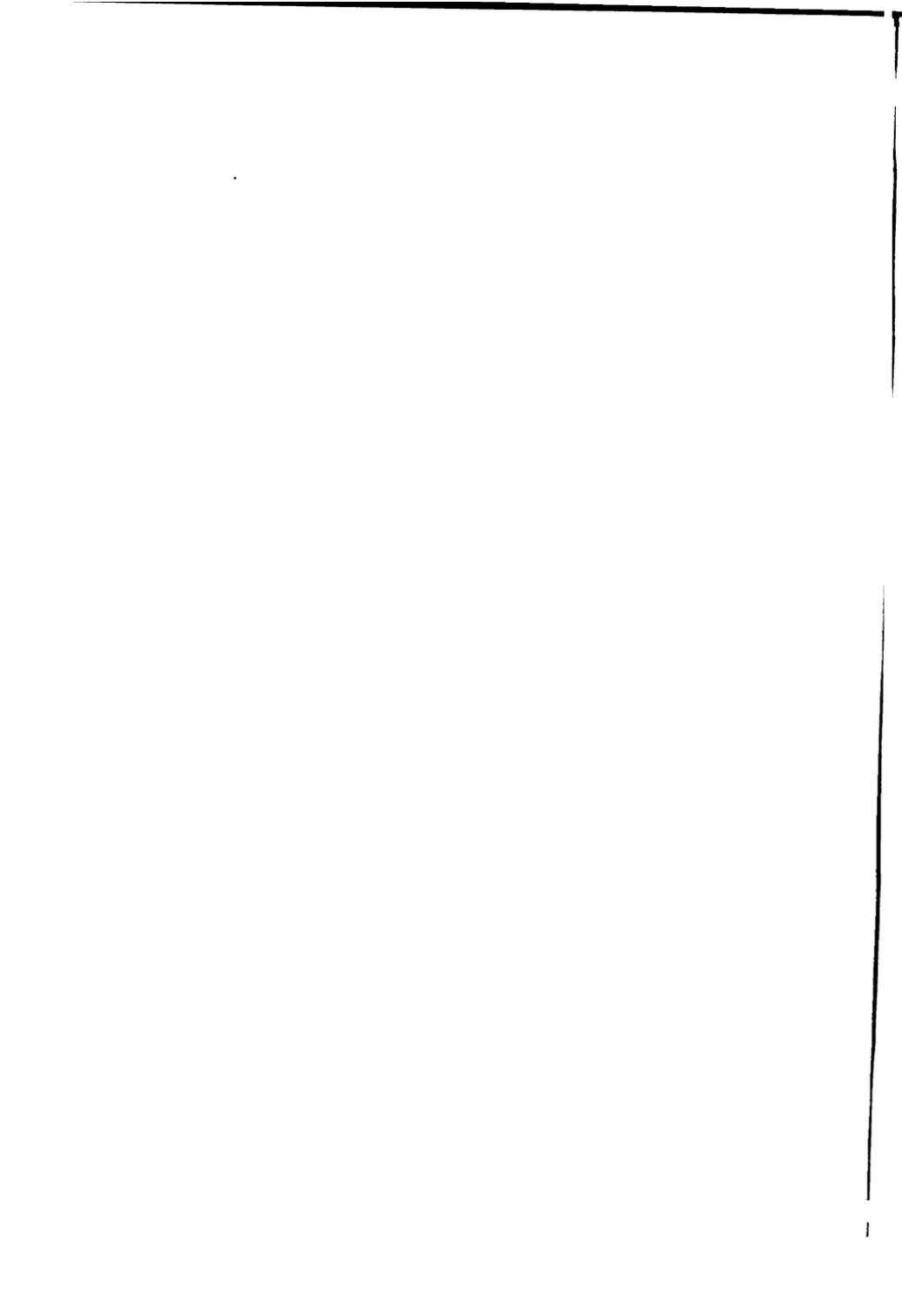
In physiognomisch-psychologischer Hinsicht ist der Stich des Franzosen Thevet dem Straßburg-Mainzer Bildnis beinahe überlegen: dieser Künstler versuchte dem Antlitz Gutenbergs Größe, Würde, Ernst einzuhauchen und durch tief eingegrabene Falten die Spuren angespannter geistiger Arbeit auszu drücken. Leider hat er aber durch die überstarke Betonung des etwas phantastischen Kostüms — er wünschte wohl, der Betrachter möge in diesem seinem Bildnis etwas vom großen Zauberer sehen — sein Werk selbst beeinträchtigt. An das Äußere, eben an das Kostüm, haben sich nun alle seine Nachfolger, die in erster Linie den Stich Thevets benutzten, angelehnt, manche nur allzu stark. Auch der unbekannte Verfasser eines sehr effektvollen Gutenberg-Bildnisses aus dem 18. Jahrhundert (im Besitze eines Herrn Paris in Frankfurt am Main) hat im Kostümlichen geschwelgt: Hier erscheint Gutenberg mehr wie ein deutscher Fürst etwa in der Tracht um 1600, Rock und Saum seines Mantels sind mit goldenen Litzen besetzt, das Antlitz des Bildnisses ist aber so glatt und schön und unübertrefflich langweilig.

Das Straßburger Bildnis scheint erst um 1800 herum mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt worden zu sein, wie wohl verschiedene Stiche und Holzschnitte aus jener Zeit beweisen. Etwa um 1820 wurde darnach die Mainzer Kopie, die das verlorengegangene Straßburger nun ersetzen muß, angefertigt, und Torwaldsen legte es der Hauptfigur seines Gutenberg-Denkmales in Mainz zugrunde.



IOHANNES MENTELIVS,
Argentoratensis,
Primus Reipublicae patriae Typogra-
phus famigeratissimus.
Natus A. Den. A. MCCCCLXXIIIX.
Ex collectione Friderici Roth Scholzei u. Norib.
Mich. Roesler sc.

Johannes Mentelin
zu dem Beitrag „Gutenbergbildnisse“



Unsere schon oben wiedergegebenen Zweifel an irgendwelchem Bildniswert des Straßburger Gemäldes erhalten aber noch eine stärkere Betonung durch die Feststellung folgender Tatsache: in der am Anfang des 18. Jahrhunderts in Nürnberg von Friedrich Roth-Scholz veranstalteten Sammlung von Bildnissen berühmter Buchdrucker findet sich auch das des Straßburgers Johann Mentelin, dem die Straßburger Überlieferung jahrhundertlang die Erfindung der Buchdruckerkunst zugeschrieben hat. Der Stich, den Michael Rößler für Roth-Scholz gefertigt hat, zeigt eine starke Übereinstimmung mit dem genannten Straßburger Bildnisse und wie es bei Stichen natürlich ist, erscheint der Kopf hier im Gegensinn, der Bart ist dem Zeitgeschmack entsprechend etwas abgeändert, vor allem ist Kopfbedeckung und Kleidung dieselbe wie auf dem Gemälde. Unter diesen Umständen ist der Verdacht, das Straßburger Bildnis habe ursprünglich nicht Gutenberg, sondern Mentelin dargestellt, berechtigt, besonders da zu der Zeit, als der Stich entstand, die Straßburger noch an Mentelin als dem Erfinder der Buchdruckerkunst festgehalten haben. Natürlich gelten im übrigen dieselben Bedenken gegen die Authentizität dieses Mentelin-Bildnisses, wie sie schon oben vorgebracht wurden. Trotz der Unterschrift auf dem Mainzer Bildnis mit dem Namen Gutenberg — die zwar in Frakturbuchstaben abgefaßt ist, aber nicht unter dem Straßburger Bildnis gestanden haben muß —, ist allem Anschein nach also in dem Dargestellten — *Mentelin* zu sehen.

Ist es nicht grotesk, daß das angebliche Bildnis des angeblichen holländischen Erfinders der Buchdruckerkunst, das des Laurenz Jansson Coster, das zu Haarlem aufbewahrt wird, in Kleidung und Barttracht durchaus dem Kostüm der Zeit, als dieser Mann gelebt haben mußte, und damit dem Gutenbergs entspricht, somit also, wenn seine Authentizität gesichert wäre, ein viel „echteres“ Bildnis darstellen würde, als alle diejenigen zahlreichen, die den Namen Gutenbergs tragen: ja es ist so echt und alt, daß man fast den Maler, der der Haarlemer Schule, also der Heimatschule Costers, angehört hat, nennen könnte, so

sehr ist dieses Bildnis im Stile der Malerei des 15. Jahrhunderts ausgeführt.

Mit unserer Feststellung aber wird die letzte Verbindung, die das Straßburger Bildnis mit dem Namen Gutenbergs noch besaß, zerschnitten und damit die Bahn für eine individuelle Erschaffung von Gutenberg-Bildnissen für alle diejenigen, die sich mit einer solchen Aufgabe befassen wollen, frei. Bisher haben wir kein Bildnis Gutenbergs, das Anspruch auf Echtheit machen könnte, also kann ein jeder sich ein solches schaffen. Ein für allemal wird aber damit der Zwang, der in der Anlehnung an ein bestimmtes Vorbild lag, beseitigt. Nunmehr wird das falsche Kostüm und der falsche Bart, an den sich die Künstler bis in die jüngste Zeit hielten, fallen können. Aber freilich, der Bart ist so sehr mit dem traditionellen Bildnis Gutenbergs verbunden, daß man Künstler fragen hört: ja, weiß man denn gewiß, daß der Meister keinen Bart getragen habe? Nun sehe man sich daraufhin die Bildnisse des 15. Jahrhunderts an: wo findet man bis zum Jahre 1520 Männerbildnisse mit Bärten? (mit der einzigen Ausnahme etwa von Bildnissen von Kriegern). Selbst Kaiser Max, der letzte Ritter, ließ sich seinen Bart immer vollständig abschaben. Erst nach seinem Tode (1519) kam durch die Spanier die Barttracht auch in Europa wieder auf. In Zukunft verschone man uns also mit „haarig-bärtigen“ Gutenberg-Bildnissen.

Von neueren Bildnissen des Meisters sei zum Schluß auf das Denkmal, das im Leipziger Buchgewerbehaus steht, das Adolf Lehnert in Marmor ausgeführt hat, hingewiesen: er hat Gutenberg nicht wie seine Vorgänger als Patrizier, sondern als Handwerker aufgefaßt und ihm einen energischen Kopf mit machtvollem Schädel — unter Verwendung der individuellen Züge eines Leipziger Verlegers — gegeben. Jüngst schuf Karl Bauer, der bekannte Zeichner von Bildnissen großer deutscher Männer, in Federzeichnung einen Gutenberg-Kopf, in dem er seine Auffassung von dem Wesen des Erfinders wirkungsvoll ausgedrückt hat. (Vgl. die Abb. am Kopf dieses Aufsatzes.)



Das Familienbuch

Von Annie Francé-Harrar, Salzburg

Als der Freihofbauer an diesem Abend nach Hause kommt, sieht er auf den ersten Blick, daß sein Sohn wieder nicht daheim ist. Er ist zu müde, um laut zu schelten. Das ist auch sonst seine Art nicht. Wenn's irgend geht, macht er alles mit Zureden ab, ohne seinen Vorteil dabei außer acht zu lassen. Seine Mutter war aus einer schwäbischen Pietistenfamilie. Die hat ihm viel Ernsthaftigkeit vererbt und nachdenkliches Wesen. Er selber ist aber gar nicht fromm und kümmert sich um den Pastor bloß deswegen, weil der von der Landwirtschaft allerhand versteht.

Jetzt brummt der müde Mann halblaut in sich hinein. Er mag nicht nach dem Engelbrecht fragen. Mag nicht die spöttischen Gesichte seiner Knechte und Mägde bis herab zum halbwüchsigem Hofjungen sehen, die, jedes auf seine Art, ihm zu verstehen geben: „Der junge Hirschmannsbrechtle wird und wird kein richtiger Bauer“.

So setzt er sich vors Haus. Gleich wirds Essenszeit sein. Die Hauserin — die Frau ist lange tot — rumort schon in der Küche mit der Spätzlespfanne. Es lohnt nicht, noch etwas vordem zu beginnen. Er spürt auch seine Knochen. Den Fünfziger hat er schon geraume Zeit hinter sich. Die Haare werden ihm ganz gehörig grau. Jetzt drängt er seit Jahren den Sohn: „Du heiraten! Ich möchte übergeben! Bald schaff' ich's nimmer“.

Aber das ist es ja. Der Engelbrecht will nicht. Wer sollte das glauben? So ein schöner Hof, ein alter Hof, der einen Namen hat ringsum. Der Jahrhunderte durch lastenlos war —

darum heißt er ja auch heute noch der Freihof — und weit bekannt im Fränkischen und ins Schwäbische hinüber. Und den Hof will der Sohn nicht.

Der alternde Mann schaut ein wenig mißmutig in die späte Sonne, die schon sacht unter der Himmelwand versinkt. Der Abend ist ganz still und lau. Unten im Tal steigen bereits dünne Nebel. Die da drunten haben jetzt schon fast finster. Nur oben auf dem Freihof ist noch helles Zwielficht. Das Jahr läßt sich nicht schlecht an. So ein schöner Mai war lange nicht. Und eine Obstblüte hats gegeben...

Blau dämmern die Ketten der Alb herüber. Der bunte Himmel dunkelt nun auch hier oben. Man müßte schon essen. Auf was wartet denn die Hauserin noch?

Der Bauer steht schwerfällig auf. Irgendwo knackt es in seinen Gelenken. Früher war das Rübenauspflanzen keine so mühsame Arbeit. Alt wird er. Jetzt wäre die Reihe am Sohn. Wozu hat er ihn?

Als der alte Hirschmann in die Stube tritt, schlüpft gerade der Engelbrecht an ihm vorbei. Die zwei sehen sich einen Augenblick an. Der Junge scheu und unsicher, der Alte ernsthaft und schier traurig.

„Komm essen!“ sagt er dann. „Wir warten schon.“

*

Später sitzen die zwei allein. Das Gesinde ist schon auf schweren Füßen in seine Kammern gekrochen. Es wird morgen Arbeit genug geben. Frühling ist harte Zeit für den Bauern.

Die zwei sitzen und reden nicht. Der Alte raucht aus seiner zerbissenen Holzpfeife. Die glüht zuweilen feurig rot durch den Monddämmer, der blaßgrün zum Fenster hereinfließt. Der Brunnen geht mit sanftem Rauschen. Aus der Tiefe funkeln die Lichter von Stödtlen herauf, weit, wie versunken unter einem Spiegel blaudentler Luft.

Der halbvolle Mostkrug glänzt wie aus Silber. Und die weißen Hemden leuchten fahl. Von den Gesichtern ist nur ein brauner Schatten da, in dem das Weiß der Augäpfel zuckt.

„Was willst?“ fragt endlich der Freihofbauer.

Der Junge atmet wie erlöst auf. „Fort, Vater! Ich halte hier nit aus.“

„Und wohin solls diesmal sein?“

Der Engelbrecht rückt unruhig. „Vater.“

Der zuckt gleichmütig die Achseln. Man sieht, wie das lichte Hemd sich bewegt.

„No ja. Bis her hast nit gewußt, wohin. Oder, daß ichs richtig sag, du hättest dich zerreiße müsse, hättest da überall hinwolle, wo du gemeint hast.“

„Es gibt ebe so viel.“

„In den Ohre liegst mir, ich weiß nit, wie lang. Laßt hier delne Arbeit stehe...“

„Ich mein, ich hab noch immer genug geschafft.“

„Ja, aber nit mit dem Kopf dabei. Der ist immer weiß Gott wo anders.“

„Ich bin halt so. Sagst ja auch sonst, es kann keiner aus seiner Haut schlupfe.“

Sie schweigen. Der Alte zieht geräuschvoll an seiner Pfeife. Der Junge greift nach dem Mostkrug.

„Spät wirds. Ich bin müd. Wenn du was rede willst, wirds Zeit. Wir sind am obern Anger noch nicht zum Drittel fertig. Das muß alles morgen geschafft werde.“

Der Junge würgt irgend etwas hinunter. Er könnte es auch sagen. Aber was soll er den Vater kränken? So denkt er sich nur: „Immer der Hof! Immer die Arbeit. Und wenns ihm ans Sterben ging, d a s fiel ihm noch ein. Wie soll ich da reden... von dem andern in mir?“

Der Freihofbauer nimmt die Pfeife aus dem Mundwinkel. Er schaut den Sohn an, als wüßte er alles, was hinter der schmalen braunen Stirn da zuckt und fiebert und heraus will.

„Ich will dir was sage, Brechtle!“ Seine Stimme ist nicht ungut. Er ist einer von den Geduldigen. Sein eigenes Blut wundert sich manchmal darüber, wie sehr. „Du willst fort. Das weiß ich lang. Meinst, ich seh nit, wies dich herumtreibe tut? Du denkst, ich könnte den Hof verkaufe, das ist ja jetzt so die neue Modi...“

„Vater, das Maul hab ich mir nicht aufmache traue, und du redst das so heraus. Ja, ein Haus in Stuttgart wüßt ich... Ich denk ja schon so lang dran... Ober wenn du nit willst, du hängst am Hof, so laß mich fort! Mein Mütterlichs wenn du mir gebe tätst... in Argentinien ist der Boden billig. Nur ein Goble muß man nachweise könne... So zahl mich aus... ich erstiel da... isch kanns nit aushalte, und wenn ich noch so wollt, ich könnts halt nit...“

„Und wills auch nit!“ ergänzt der Vater mit seiner tiefen, gelassenen Stimme.

Des Sohnes Augen flackern. Im Mondlichte gleißen sie mit dunkler Flamme.

„Ja, hast recht... ich will auch nit. So weit ist die Welt, und ich soll hocke, soll auf die Rüben passe, und daß im ein' Jahr die Erdäpfel nit verderbe, und daß im andern der Weizen nit verbagelt. Und da geht einer fort und verkauft sein Sach... und ich sig und sig... und es schmeckt mir schon kein Esse mehr! Ganz trübsinnig ist mir, und ich darf nix sage, denn sonst heißts nur: Schaff! Der Hirschmannsbrechtle wird doch kein Narr sein! Hats so gut und da taugts ihm noch immer nit...“

„Bub, du hast scharfe Ohre...“

„Ich weiß schon, Vater, alles weiß ich. Und daß ich dir ein' hausgroße Kummer antu, währenddem ich...“

Die Stimme bricht ihm jäh. Er ist es nicht gewöhnt, von Gefühlen zu sprechen. In dem Punkt ist er ganz Bauer, wortkarg, hart und verschwiegen.

Der Mond wirft nur noch einen dünnen Schatten ins Zimmer. Fern im Blauen geht eine schimmernde Wolke an ihm vorbei.

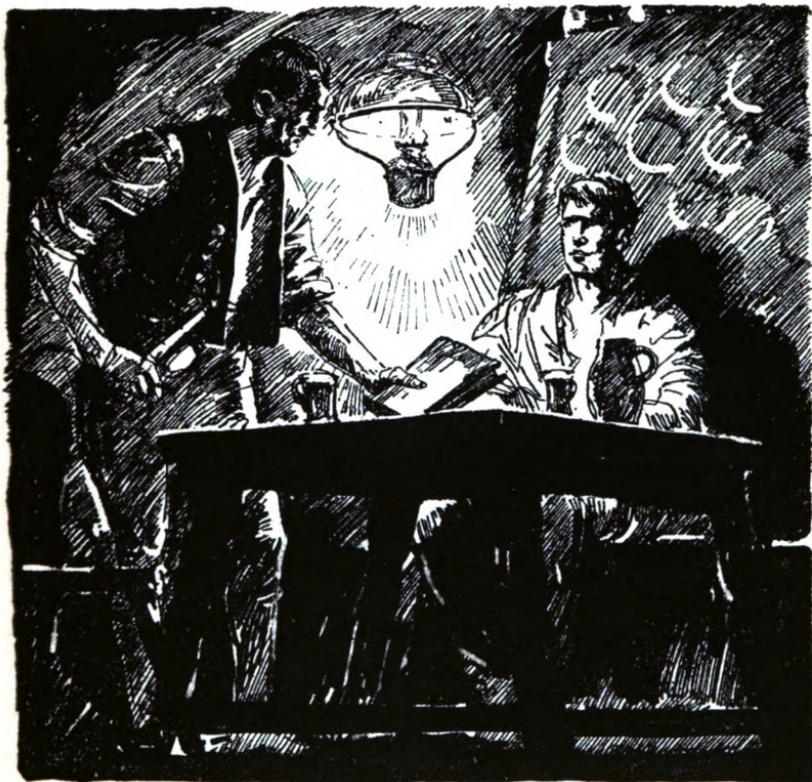
„So, weißt du's also, Brechtle, und meinst, es geht trotzdem nit anders? Ja, bist nie einer von den Dumme gewesen. Und von den Nachgiebige erst recht nit...“

„Vater, das grad hab ich nit gestohle...“

„So, meinst, und fragst noch gar nit, ob ich ,Mein' sag...“

„Du... könntest...“

„Ich hab noch nix zugebe. Erst muß ich wisse, daß das



wirklich deine Haut ist, deine echte und richtige, die, aus der keiner schlüpfen kann. Denn wenns das ist, dann kann ich dich ja doch nit halte...“

„Du bist der Allergescheitest...“

„Wenn das schon gescheit heiße tät, daß man nit bei allem und jedem den Moschkrug auf den Tisch haut...“

„Die andern tuns aber...“

„Vielleicht bringst mich noch dazu...“

Der Engelbrecht schweigt und senkt den Kopf. Was soll er sagen? Ein anderer an seines Vaters Stelle — Gott behüt! Mord und Totschlag hätt's geben.

Der alternde Mann hebt sich rechtschaffen müde von der Bank auf: „Ich geh schlafe. Man soll niz übereile. Kann sein, daß es ein' sonst reut.“

„Ich kann nit schlafe. Alleweil muß ich denke und denke . . .“

Der Alte geht zur Wand neben dem Ofen und sperrt ein Fach auf. Greift hinein und holt ein Buch heraus. Er findet es auch im Dunklen.

„Da, das ist besser, als das Sinniere, was dich doch nur noch rappelköpfiger macht. Lies! Das Buch da, mit dem bin ich oft allein geseffe. Und immer hats geholfe.“

„Die Bibel von der Mutter selig?“

„Woher denn. Weißt doch, daß sie sie hat mithabe wolle. Das da, das ist ganz was anderes. Wirst schon sehe. Ich hab gedacht, wenn ich stirb, du wirst es schon finde. Und vordem brauchst es nit. Aber es scheint mir, als hättst du's vordem nötiger. Da hast die Lamp. Schlag auf, wo das Zeiche hängt. Gut Nacht!“

*

So sitzt der Engelbrecht über dem Buch. Das gelbe Licht der Petroleumlampe umrahmt sein schmales, braunes Gesicht mit den absonderlich gebogenen Brauen, die sich fast über der Nase treffen. Er hat die Fäuste aufgestemmt. Heimlich murmelnd liest sein Mund mit.

Daß der Vater etwas von Büchern hält, hat er immer gewußt. Der Urgroßvater schon brachte ein ganzes Spind zusammen.

Es sind da so ein paar Duzend Höfe im Schwäbischen verstreut, die haben von langher eine Bibliothek. Alte, seltene Sachen sind darunter. Das, was der Engelbrecht jetzt vor sich liegen hat, das hat er aber noch nie gesehen. Hat nicht einmal was davon gewußt. Der Vater in seiner nachdenklich verschwiegenen Art hat es wohl ganz geheim gehalten.

Es ist sehr still. Die Ofenbank knackt ein paarmal. Die Uhr tickt bedächtigt. Draußen wird mit einmal wieder die Stimme des Brunnens laut, als wäre er vor den Menschenworten verstummt gewesen, und der Nachtwind rieselt durch den großen Birnbaum. Der junge Mensch liest — nicht immer ganz mühe-los, denn es ist altväterisch geschriebene Schrift:

„... Und so weit war alles gut mit dem Frenhof und bin ich schier fast angesehen gewest, weil ich mein Gut hab behalten können vor denen marobierenden Soldaten, die wie die ausgehungerten Wölf zurücker kamen aus dem russischen Heer und dem Napoleon sind davon geloffen. War aber eine nicht gar lange Plag. Denn sind alle bald verstorben. Der eine da und der ander dort. Einen haben sie gefunden in einem Acker zwischen Stödtlen und Wildenstein und die Käus haben ihn fast aufgezehrt gehabt.

Mein Sohn Gottlieb war dazumal, als ausgehoben wurde, noch ein blutjunges Bürschle und ich hab ihn in die obere Kammer eingesperrt und wohl mit Essen versorgt. Aber er war ungeberdig, und Gott hat mich mit ihm gestraft und war doch mein Einziger und hat alle meine väterliche Lieb gehabt. Aber das hat er für gering geacht und hat nit viel gefehlt, so hätt er die Hand aufgehoben gegen mich, darum, weil ich ihn nit davon hab ziehen lassen, wie er es trozig und zornmütig begehrt.“

„Was les ich denn?“ denkt der Engelbrecht und es steigt ihm heiß in die Stirn. Er blättert nach vorn. Rauschend fallen die vergilbten Seiten. Auf dem Titelblatt, das er endlich findet, steht in bunten und sonderbar verschnörkelten Buchstaben: Historia derer Hirschenmanns, so auf dem Frenhof zu Stödtlen, gelegen an der Rauchen Alb, ein Lagreis westlich von der guten Stadt Ellwangen, seit zwo Jahrhundert hausen. Zusammengeschrieben und aus Kirchenbüchern mit des Predigers Hilf extrahieret, auch nach des Großohms selig Bericht von Johann Georg Hirschenmann Anno 1673 und fortgesetzt von seinem Sohn Hans Ulrich 1725.

„Also ein Familienbuch! Und das hat der Vater und sagt nit davon!“

Aber weil die frühen Eintragungen ganz verblaßt sind und in einer Krigelschrift, die gar nicht zu lesen ist, so fährt der Engelbrecht nach einigem nutzlosen Blättern da fort, wo er stehen blieb.

„... Ich hab ihm lang Widerpart gehalten. Sein Schweftermann, der Schulz worden ist um die Zeit, hat ihm mit dem Spinnhaus droht. Aber das war ganz umsonst. Sein unruhigs Blut hat ihm nit Ruh geben. Er hat die Augenbrauen gerad so über der Nas zusammen, wie die Ahnin Margret Steinkoferin, die noch beim großen Krieg zu meinem Urgroßvater auf den Freyhof geflüchtet kommen ist und von der es heißt, sie hätte ein adliges Blut gehabt. Gott habe sie selig, sie war ihm eine gute Frau, so hat ers in dem Buch da geschrieben. Aber seithet ist immer einer unter uns, der sich auflehnt und seinem Vater alles Herzleid antut — so wie mein Gottlieb.

Und im Heumond desselbigen Jahres ist er dann doch fort und ich hab' ihn nicht halten können. Er hats mir abgetrost im Bösen, und im Bösen ist er gangen, zu der hinteren Hofthür hinaus und hat sich nimmer umgeschaut. Und ich bin an der Wand gelehnt, weil mir das Herz so geschlagen hat. Und hab gewußt, daß ich ihn nimmer sehn werd. Und hab gemeint, ich müßt hinsterven auf dem Fleck da, neben dem großen Ofen unten in der Stub, denn es war doch mein Einziger und nit anders, als ob er vor mir auf dem Lotenschragen gelegen wär.

Meine Töchter und Tochtermänner, Gott segne sie dafür, haben mir in denen schweren Tagen Liebs und Guts getan, soviel sie nur vermochten. Und wurd auch das Herzleid mählich gelinder. Habs aber nit vergessen können und bin aufgeschreckt in der Nacht und hat mich das Leben nimmermehr freuen wollen.

Und ist sechs Jahr lang so hingegangen. Aber im siebten, nach meines Gottlieb Weggang, es war schier schon an Kirchweih und man hat 1819 geschrieben, die groß Hungersnot war auch vorbei und das ewige Kriegführen hat aufgehört gehabt, da ist ein armfelig Weibsbild auf den Hof kommen und hat nach mir gefragt. Und hat ein klein Büble an der Hand. Ich hab alles gewußt, wie ich das gesehn hab. Es war ganz wie

mein Sohn, nur nit die zusammengewachsenen Augenbrauen hat es gehabt, dafür ganz dunkle Augen, und wir Hirschmanns sind doch hellaugig seit bald zweihundert Jahren.

Ich kann nit alles herschreiben, es wäre zu verwickelt und lang und meine Hand wird jetzt so leicht müd, es war meines Gottliebs Frau und Sohn. Sind herübergelommen von Amerika, nachdem er am Fieber verstorben. Konnten kein richtiges Wörtle deutsch, denn sie war ganz fremd, Hispanierin, oder so. Ist auch noch in dem Jahr verstorben.

Das Büble hab' ich eintragen lassen neu ins Kirchbuch und haben wir ihm den Namen auserwählt: Engelbrecht Peregrinus. Sie haben gemeint, das wär' kein Bauernnam. Ich weiß aber, daß das „Wanderer“ heißt und ich fürcht, ich fürcht...“

Der junge Mensch kann nimmer weiterlesen. Es ist ein wilder Aufruhr in ihm, dessen er erst Herr werden muß. Des Großvaters Peregrinus kann er sich gut entsinnen. Das war ein stiller Mann, der nie gelacht hat, finster und arg aber gläubisch. In seiner Kammer hing an der Decke ein kleines, künstliches Schiff, und an der Wand klebten viele bunte Bilder von fremden Orten und Menschen.

Ihm war, als stände die ganze Reihe seiner Vorfäter neben ihm, jeder mit seiner Geschichte, seinem Kummer und seinen Warnungen. Scheu blickte er zu dem Ofen hinüber, an dem sein Urahn lehnte, da der Sohn von ihm ging. Und da und dort hat sicher der fremde kleine Peregrinus gespielt, und noch früher, in den Schreckenstagen des Dreißigjährigen Krieges, ist jene Frau Margret im Freihof umhergegangen, und wer weiß, was sonst noch alles geschehen ist. Und all das war lebendig und hing an ihm mit hundert Fäden, als wären es seine eigenen Erinnerungen.

Mit einmal schien ihm sein sehnlicher Wunsch, nach Argentinien auszuwandern, unsäglich lächerlich und töricht. Was hatte er in Argentinien zu suchen? War nicht hier seine Heimat, wo er wurzelte wie ein Baum? Konnte er Merkwürdigeres erleben, als die Geschichte seines Geschlechtes, die den ganzen

Freihofbesitz und das ganze Land um ihn belebte und ihm so zu eigen machte, als wäre er sein König?

Freilich, er hatte auch etwas von der Vorfahren bösem und wandersüchtigem Blut. Hatte auch das Zeichen im Gesicht, aber sollte er jetzt nicht gerade klüger sein? Er sah doch ihr Schicksal vor sich. So wie dem Gottlieb konnte es ihm auch ergehen. Warum hatte er nie daran gedacht?

Er stand auf und blies die Lampe aus. Müde und glücklich war er, denn endlich hatte er eingesehen, was das Richtige für ihn sei. Einer, der eine Heimat hat, soll sie behalten.

Mondlicht stand weiß in der Stube. Der Brunnen rauschte und tropfte. Der ganze Freihof um ihn lebte und nahm teil an seinem Entschluß. Dem jungen Menschen war, als sei er von einer weiten und gefährlichen Reise zurückgekehrt und die erste Nacht wieder daheim.

Er nahm das alte Familienbuch, daß ihm nichts geschehe, sorglich unter den Arm und stieg in seine Kammer hinauf.

Schließ augenblicklich ein, traumlos und zufrieden.

*

Am anderen Morgen legte er dem Vater das Buch auf den Tisch, an dem jener frühstückte. Einen Augenblick sahen sie sich an. Der Vater diesmal prüfend und fragend, der Sohn seiner sicher und ruhig.

„Ich bleib“, sagte der Engelbrecht.

Der Alte nickte. Sein ganzes stilles Gesicht leuchtete.

„Hab's fast gewußt.“

Er reichte dem Sohn die Hände. Sie schlossen sich fest ineinander. Es war wie ein Versprechen.

„Ja, siehst du“, schloß der Freihofbauer dieses stumme Zwiegespräch, „ich denk mir immer: Wofür habe denn die vor uns ihre Dummheit gemacht, wenn wir nicht davon was lerne? So aber ist doch ein Sinn in dem, daß mein Vater was erlebt hat. Und hat er's schlecht getan, so können wir's besser mache, und war das Seinige gut, so siehst man, wie man's anstelle soll.“

„Halt das Buch in Ehre, Brechtle! Heut hat's unserm Freihof ein' Herrn geschenkt!“

„Und mei'm Vater ein' richtige Sohn.“

Jetzt lachten sie beide. Und die durchsonnte Stube lachte, die Lauben lachten mit Gurren, und der große Birnbaum schüttelte sich im Morgenwind, als läche er mit.





Christoph Froschauer
Der Begründer der bekannten Schweizer Kunstanstalt Dreif. Büchli, Zürich

Der Schneespritzer

Typographen-Nazis erstes Schneeschuh-Debüt

Von Sepp Wundshammer, Kbln-Braunsfeld

s' Marterl-Tafel



Grad hier fiel der dicke Nazi auf den Kopf
Und zerbrach sich Gebirn und Schneeschuhspitzen,
Weil er, der eigensinnig dumme Tropf,
Blieb nicht an dem „Typographen“ sitzen.
Hätt' an der Karr' er nur zünftig draufgestock'n,
Wär ihm nicht der Scht und auch die Hay'n brock'n
Drum, geliebter Typographen-Bruder,
Bleib nur ja aus jedem Schneegepuder,
Murkse lieber Zeilen schmal und breit,
Von nun an bis in d' Ewigkeit! Amen!

Die mit diesem lebhaft an den seligen Tobias Kluibenschädel gemahnenden und tiefempfundnen Kraftpoem eingeleitete, hier nun folgende und männiglich in Oberbayern vor sich gegangene „Geschicht“ birgt drei nachdenkliche Tatsachen: sie ist ein bisserl wahr, ein bisserl lustig und ein ganz kleines bisserl belehrend. Der auf Moll eingestellte Leser baut ob solch trockener Atomzertrümmerung vorzeitig ab; der Dur-Leser dagegen möge sich nur getrost an diesem mummeligen Spinnfaden weiter entlang hanteln.

Also: Der Schneespritzer! hm, ja, Schneespritzer? Ein sonderbares Gewächs! Freilich, wär' ja nicht übel: einen Bleispritzer kennt doch jeder von denen, die da mit ihren blendend schönen Augen an obigem Titel hängen geblieben sind. (Ach, daß sie ewig hängen blieben...) Schließlich auch noch einen Regen-, einen Dreck-, oder gar noch einen hausfrauenherzenzermürbenden Lintenspritzer! Es gibt auch noch andere Spritzer(?) (Anax, die Arretierung!) Aber einen Schneespritzer? Höchst sonderbar! Und daß die Gedanken reifen möchten, bauen wir dieserhalb hier einen sauberen erstmaligen Ausgang.

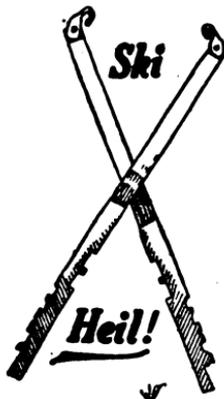


Ein phantastisches Gutenberg-Bildnis
Nach dem Originalgemälde
aus dem Besitz des Herrn A. Paris, Frankfurt a. M.

Sodann ziehen wir wieder zwei fachgewaltige Geviert ein und fahren im sonntäglichen Evangelium fort: Nazi — Sie wissen doch, daß dies der apostrophierte Igenaz ist — war sonst wirklich ein lieber, netter Kerl. Beschäftet mit all den guten und schlechten Tugenden eines junfttüchtigen Maschinensetzers. Am Typographen ausnahmsweise. Wenn auch etwas kurz von Gestalt, so doch bedenklich massig an Umfang und an Gewicht. Eigentlich der unumstößlichste Beweis von der Schädlichkeit der ungeheuer giftigen Maschinensetzertätigkeit. Er war ein besonderer Liebhaber von hölzernen Brettl schon immer gewesen. Stand er doch auch auf einem faustdicken Holzbrett vor seiner Bleispritze — „widerliche Drahtkommode“ nannte er sie auch, wenn sie einen weidgerechten Bleispritzer ihm vor die Füße gekostet hatte —. Sonst reichte er nämlich nicht bis zu den Lasterln! So ein Nordstrumm=Mannsbild war also unser Nazi. Aber prächtig wußte er mit seiner Drahtschaukel umzugehen, das mußte ihm der Neid lassen. Kugel- und Fahnenstange wußte er stets zu unterscheiden, ebenso kannte er den nicht leichten Unterschied (?) zwischen einer Arretierung und der Spatierringwelle. Kannte Korb und Rechen fast wie seine Tasche und nudelte mit weitausholender, direkt schwunghafter Geste die Matrizenstäbe vom „Zebirge“ herunter, daß es eine Lust war, ihm bei dieser Tätigkeit zuzuschauen. Kurz, Nazi war wirklich ein patenter Typograph=Setzer. So, wie man ihn braucht, so, wie man ihn sucht, aber wie ihn auch der „Tarif“ verlangt.

War es nun die ewig sinnreiche Funktion der Matrizenstäbe, die so behend (manchmal aber auch nicht!) an den glatten Drähten bergabwärtsgleiteten, oder die malefiz stinkende, bleiverpestete Luft im „Atelier“, oder gar die Wunder des weißen Sportes, die zur damaligen Zeit aus dem tagtäglichen Manuscript eine so eindringliche Sprache redeten und sein faules Knochenhumor zu höhern Laten aufreizte, oder waren es die verderblichen Einflüsse sporttüchtiger Freunde — kurz, Nazi ging eines schönen Tages unter die Wintersportler. Ausgerechnet zu den Schneeschuhläufern. Er, der Typographen=Nazi. Haben Sie schon jemals solch eine Berwegenheit gehört?? Nazi, Nazi,

nimm dich ja in acht! Wie mag es dir dort mit deinem 40 jährigen höchst umständlichen, nein, direkt unanständigen und bislang so sorgsam gepflegten Wamperl ergehen? Laub für alle Belehrungen wußte er es stets besser. Immer wieder wußte er sein „welkes“ Brustkastl und ein ebensolches Hirnkastl in den verstehenden Vordergrund zu schieben. Nur einmal hinaus in die winterliche Luft und in die alles befreiende Natur. Denn gerade der Winter und der Schnee seien es, die immense Heil-



faktoren (ob diese überhaupt im Faktorenbund aufgenommen waren?) in sich bergen, um so ein vertrocknetes, verkümmertes Maschinenseßergemüt wieder auf die Beene zu bringen. So sprach Nazi, der Typographen-Bazi! Kein Teufel könne ihn daran hindern: er werde Schneeschuhläufer. (Knax, die Arretierung!) Schließlich mußten wir ihn, den miserablen Schneespritzer, tatsächlich ziehen lassen. Mit Pauken und Trompeten! Geradezu mit Verachtung zwängte er sich aus unserm unsportlichen, strohbürren Technikerkreis, um mit Stolz und lorbeer-

bewinkten Hoffnungen in den Ring derer zu treten, die zwar nichts von Segmaschinen, geschweige von lieberlichen Manuskripten etwas kannten und verstanden, wohl aber haushohe Kenntnisse von Ski und Schnee, von Bindung und Telemark, von Christiania und Stemm Bögen, von Papp- und Pulverschnee hatten. Und so ward Nazi für uns nur noch der Theoretiker, der Schneespritzer. (Knax, die Arretierung!) Nazi, ein Ski-Heil!

Heimlich und verstohlen, ganz mäuschenstill setzte sich Nazi nach und nach — nach jeder wöchentlichen Lohntütenverteilung — in den Besitz irgendeines nützlichen Sportungetüms. Zuerst waren es die langen Hölzer, dann folgte natürlich die Bindung, dann die Schuhe, drei Zentner schwer, dann die Handschuhe, bis zur Achselhöhle reichend, dann die Zipfelmütze, oben-

auf mit einem herzig-neckischen Quasterl bezieret, dann der Schal, den er sich gleich ein paarmal um seinen leiblichen Aquator schlingen konnte, dann — ach, weiß der Ruckuck, was noch alles für einen sonderbaren Kram. Sichtlich veränderte er sich; auch an der Maschine war es zu bemerken. Seinen bislang vorbildlichen ruhigen Stand an der Kommode wechselte er in ein nervösel Getrippel um. Bald setzte er dann mal das eine Knie langsam zu Boden, bald das andere. Wie ein nach Mekka orientierter Muselman verharrete er oft eine ganze Weile in dieser sonderbaren Lage. Dann machte er wieder seltsame Kehrtwendungen, so ganz anders, wie man es sonst von einem normalen Typographsetzer gewohnt sein soll, der in Eile um das Bleibergwerk rennt, um einer widerborstigen Arretierung Mores zu lehren. (Daß wir nicht vergessen: Knar, die Arretierung!) Und man denke nur: Mit zwei Besenstielen bewaffnet saßen ihn ein paar so nichtsnutzige Junfischimpansen höchst verdächtig um die Maschine krauchen, um mit unbeholfenen, langschlurfenden Schritten nach der großen Retirade zu stapeln. Das gab bei den lieben Kollegen nette große Salzbüchselaugen! Man kann sich dies auch ganz gut vorstellen. Kurz und gut, Nazi wurde allmählich „Spasi“ und kam in den Geruch eines sonderbaren Heiligen. Und nichts ist so fein gesponnen... die Satanskollegen knobelten zu allem Pech auch noch das eine Erlebnis heraus, wie unser Nazi mit seinen soeben erstandenen Brettern erstmalig in sein Wigwam einfiel. Das war ein höchst merkwürdiger Einzug. Nachdem er schon auf der schmalen, unwendigen Treppe der lieben Frau Nachbarin mit seinen hochbeinigen, in seinen geschwollenen Lastengriffeln doppelt unhandlichen Stihölzern höchst unmanierlich in die Vorderfront gestochen hatte, was dero so unsanft Betupften ein wütendes Geplärr entlockte, derart von Kraft und Ausdauer, daß neben andern Neugierigen auch die eigene, ureigene Frau händeringend und zähnefleischend (Knar, die Arretierung!) an der sonst so gastlichen Flurtür erschien, brachte er auch diesem sonst so nützlichen Eheobjekt mit der plump gezückten Turnierstange einen ganz unsportlichen, dafür aber auch um so kräftigern Lufz bei.

Der war von einer Güte, daß die damit Bedachte schon eine ganz kleine Ahnung vom Jenseits bekommen konnte. Gackernd und wild jaulend verzog sich das edle Paar in den Bau. So wurde erzählt! Ja, ja, aller Anfang ist schwer, auch das Heimtragen von Schneeschuhen! Die Mär war aber leider noch nicht alle: in der Küche hing nämlich auch noch eine elektrische Zugpendellampe. Unten daran war eine niedliche, hübsch bemalte (Handmalerei) Glasglocke. In ausgesuchtester Gegensätzlichkeit hing nun gerade diese verdammte Lampe im Verhältnis zu den langen Brettern viel zu tief. Wahrscheinlich ein Konstruktionsfehler! Nazi, der Mann von Brüderlichkeit und Gleichheit, beseitigte dieses Mißverhältnis kurzerhand, als er in die Küche mit seinen Brettern eindrang. (Knaz, die Arretierung!) Dem Frauchen, durch den Bauchhaken von vorhin sowieso noch stark benommen, fiel die Hälfte (die bessere) klirrend aufs Haardach. Eine fatale Sache natürlich! Bei dem nun folgenden häuslichen Wett- und Preispringen um die Küchen-Skimeisterschaft ging auch noch der ganze Morgenkaffeeisch mit Laffen, Loppf und Marmelade in einem schrecklichen Fischhaufen kläglich unter. Geschaß ihm aber recht, warum wollte er nicht an seinem blechernen Leisten bleiben, der Abtrünnige, der Schneespritzer von Gottes Gnaden. Der aufgeblasene Windbeutel!

Wie gesagt, seine Trocken-Skikurse in der heimatlichen guten Stube brachten ihm viel Leid und wenig, herzlich wenig Freude. Man denke nur an die diversen Nippfächen und Täschchen, die er bei seinen Rehr- und Stemmübungen mit den langen Brettern vom „Vertiko“ scherte.

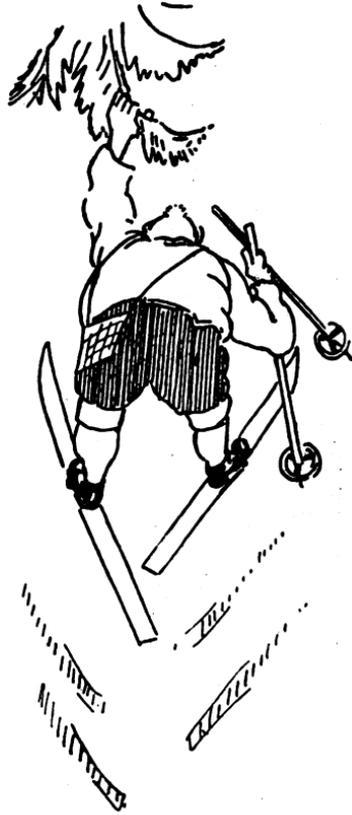
Aber Nazi, der kurz und knubbelig von Gestalt war, was übrigens der Chronist mit Verlaub getreulich bereits vermeldet hatte, war in Punkto Geduld und Opferfreudigkeit zum verführenden Ausgleich desto größer und gewaltiger. Schon um dieser wohlloblichen, gerade beim Maschinensezer so selten vorkommenden Tugend verdiente er ein geistiges Denkmal in die Herzen der zünftigen Leserschaft gesetzt zu bekommen. Aber, wie alles einmal zur Reife kommt und wie endlich ein angehen-der Typographsezer den Korb vom Rechen und den Kessel von

der Arretierung (halt: knar, die Arretierung!) endlich einmal unterscheiden lernt, so reifte auch Nazis Schneeschuhsport heran. Seine winterliche Schwärmerei wurde immer größer, seine Phantasie wurde immer lebhafter und entwickelte sich nach und nach zur winterlichen „Weißglut“. Und wenn Nazi seine

Mount-Everest-Phantasie schließlich nicht bald in eine Lilliputpraxis umwerten konnte, dann waren um Nazis Verstandslastl Befürchtungen bedenklichster Art unausbleiblich.

Und der große Tag nahte. Er selbst blies es hinaus in alle Winde, daß er nun fertig sei, daß er den Trocken-Skikurs mit Note eins und Berechtigung zum Einjährigen glücklich überstanden hätte. Völlig ausgereift! Na, endlich die Probe aufs Exempel.

Wußte er doch schon, daß die Bretter die Welt bedeuten. Wie groß und herrlich mußte sie erst auf Skibrettern sein? Sein Geist war erfüllt mit den herrlichsten Bildern. Nazi sah sich im Geiste mit eindrucksvollen Schleifen durch die glitzernden Schneefelder von den Höhen nach den Tiefen fliegen, während wild aufwirbelnde Schneewolken wie funkelnder Weihrauch sich um ihn, den Sport-Apoll, legten. Göttliche Einbildung! Und er sah sich als Ebenbild derer, die einem der Photograph, die Sport-illustratoren und nicht zuletzt die eigene Phantasie vorzugaukeln



beliebte, kurz, Nazi fühlte sich; fühlte sich als Skifahrer raffigster Art. Schließlich waren ihm der Telemark und der Christiania grad wie das Rechtsgehen in der Großstadt geläufig, und die platonischen Stemm Bögen gelangen ihm mit derselben Leichtigkeit wie die reizenden Gliederverrenkungen hochnotwendiger Gesellschafts-Tanzbären männlichen und weiblichen Geschlechtes auf dem Parkett. Ha, und wie leicht hopfte er im Stufen- und im Fischgrätschritt die steilsten Anhöhen hinan, um dann in kühnster Schußfahrt die Gottheit wieder aufs neue gen Tal zu bringen. Und so fort. Mit Hilfe des Kulturspendenden Films hat sich dann der Skikünstler tatsächlich so weit entwickelt, daß der Theoretiker endlich seinen kostbaren Leib in die Berge tragen konnte. Auf Oberbayerns Bergen gab es die erste Vorstellung. (Knaz, die Arretierung: so ganz im Vertrauen, aber auch die letzte.) Der heimtückische, motivehaschende Chronist war auch im Gefolge. Er hat der Mitwelt noch folgendes nachzutragen:

Schon das Einwachsen und Spannen der Bretter ergab in Schneespitzers Skiwissenschaft eine auffallend unangenehme Lücke. So was hatte er in der Stube nicht zu tun brauchen, wie er überhaupt von einem Skiwachs noch nie etwas gehört hatte, böß Rindvieh! Mit dem in der Kälte knochenhart gewordenen braunen flachen Wachsstück wußte er ebensowenig anzufangen wie mit dem aufmunternden Wort „wageln“ seiner Kameraden. Eine verschüchterte diesbezügliche Frage, die eine wahre Lach-Staublawine auslöste, gab ihm schmerzliche Kunde, daß man in seine schwarze Skiseele bereits bis auf den Grund gesehen hatte. Daß der Sturz jetzt schon sehr tief gewesen sein mußte, geht schon daraus hervor, daß man ihm nicht mal den pflaumenweichen Titel Skibaby zuerkannte. Neben den Schneespitzer setzte sich auch satanisch der Spitzname: Brettthopfer. Mit diesen beiden hübschen Ehrentiteln zog der kleine, dicke, nette, moppige Nazi hinaus in die winterliche Pracht. (Knaz, die Arretierung!)

Solange es durch die tiefverschneiten Dörfer mit den zusammengeduckelten Häuschen ging, denen man die warme Ge-

mütlichkeit und mummelige Behaglichkeit ohne weiteres zu sprechen konnte, und durch deren Fenster die draußen vorbeiwankenden „narrischen Skifexen“ bemitleidet — Nazi meinte natürlich bewundert — wurden, trugen sich die zusammengeschallten Skier und Zellerstöcke noch ganz erträglich auf der Schulter. Aber als man durch den vom Schneepflug geschaffenen Kanal, dessen seitliche Wände wie poliertes Glas meterhoch in die goldblanke Luft starrten, hinter den Heustadeln ein Ende erreichte, wo die Kultur allmählich erstarb und es stundenlang bergwärts ging, wurden die Bretter immer gewichtiger und drückten gar mächtig auf die entwöhnten Schultern Nazis. Dicke Schweißbäche wälzten sich bereits über die rotglühenden Hamsterbacken, und immer öfter rückte das Gebündel über den eingezogenen Kopf von der einen auf die andere Schulter. Nur die Freunde, die Malefizgauner, stolperten gewissenlos rüstig und unbekümmert fürbaß. Als ob es überhaupt keinen Typographen-Nazi gegeben hätte. Weit vorn im Gelände hoben sich ihre in enge nordische Skikleider gesteckten Körper silhouettenartig vom Gelände ab. Und Nazi schrumpfte daher immer bedenklicher zur Karikatur zusammen. Mit der vagen Entschuldigung: „die wunderbare Gegend zu betrachten“, nötigte er seinen Freunden immer wieder eine kleine Pause ab, wenn ihm gar zu arg die Puste ausgehen wollte. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, das heißt zwischen einer Segmaschine und einem Schneeschuh, drängte sich immer mehr frech und hartnäckig in Nazis Verstandskastl.

„Auf der Gundsichalm ist erstes Halt!“ lautete die rückwärts geplärrte Weisung. Und sie saßen alle schon um den Herd, auf dem ein lustiges Feuer züngelte, und dessen Rauch unbeweglich um die Hütte quirlte, als der marschmüde Schneespritzer vulgo Brettlihopper nachzüglerisch und erschöpft, empfangen von einem nicht mißzuverstehenden „Skibeil“, sich durch die Hüttentür zwängte. Wild pustend und, wie man so zu sagen pflegt, gründlich abgesponnen. Dabei hatte Nazi die Bretter noch nicht mal an den Füßen gehabt. Das konnte ja nett werden. Noch waren mindestens 1000 Meter Höhenunterschied bis zur nächsten und

letzten Hütte zu überwinden. Wie eine 42 er Mörser-Kartoffel fiel Nazi auf die Ofenbank. (Knax, die Arretierung!)

Rauh erklang nach unglaublich kurzer Zeit schon wieder das kurze „Auf geht's!“ Und nun die Skier angeschnallt! Das Auflegen des Spannriemens gab schon gleich allerhand launige Kurzweil für die steifgefrorenen Weißwurstfinger unseres lieben



Nazis. Teufel noch auch. Und daheim ging es doch so leicht! Aber überraschenderweise schlurfte Nazi mitmang anfänglich ganz passabel mit. In schönen, gut aufgesetzten klappernden Schlägen. Donnerwetter, ein forscher Kerl! Auf einem ganz ebenen Feld im schönsten Tempo. Aber, aber, nur bis zur nächsten Geländesenkung. Dort konnte unser Nazi erstmalig feststellen, daß den Brettern ganz niedliche Efelstugenden innewohnten. Ja, sie wurden auf einmal ungemein störrisch, eigenwillig, unberechenbar und bockten nach allen Regeln der Kunst. Schlummer noch als seine Weisprüche dort weit hinten im Horizont. Bald rückte der rechte, dann wieder der linke Ski nach einer dem Nazi absolut nicht genehmen Richtung aus. Dann

wieder hatten sie das unglückselige Bedürfnis, gleichzeitigen sich seitwärts zu bewegen, was nicht nur höchst unangenehm (man bedenke doch Nazis kurze Dackelbeine), sondern auch ästhetisch nicht recht beschaulich wirkte. Bei dem nun sehr wohl verständlichen, aber beileibe nicht immer gelungenen Versuche von seiten des wie ein Vulkan „transparierenden“ Nazis, die ungleichen



Brüder wieder zusammenzubekommen, geriet dann schon mal der eine Ski scherenartig auf den andern, was natürlich zur Folge hatte, daß der gepeinigte Brettlinhaber wie angenagelt auf seinen Platz verwiesen ward. Dabei hüpfte er herum, als sei er von einer Tarantel gestochen. Vergeblich zuckte Nazi bald mit dem einen, dann mit dem andern Gebein nach oben, um sich von der seltsamen Fesselung zu befreien. Schier schien es, als wollte die Sache gelingen, als die hockbeinigen Dinger ganz überraschend in Bewegung gerieten und ganz ordnungswidrig und ausgesucht hinterlistig nach rückwärts krebsten, um den widerstrebenden Schneespritzer, der vergeblich, aber wild verlangend nach irgendetwas Nichtvorhandenem fingerte, nach einer

bestimmt unfreiwilligen Schussfahrt in fast unnachahmlicher Stellung in den weichen Brei zu tunken. Gründlich und tief. (Und weil es gerade so schön paßt: Knax, die Arretierung!)

Jetzt mochte sich unser betrübter Schneespritzer sehr wohl daran erinnern, daß Hannes Schneider im Film ein weitaus besseres Beispiel von männlichem Mut gab. Nun mußte der arme Kerl aber auch wieder auf die Beine kommen. Eine schwierige Sache! Gerade der Großstädter vernag sich diesen hübschen Vorgang recht nett vorzustellen, sofern er natürlich schon einmal Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie man einen aufs Pflaster gestürzten Gaul, natürlich muß er dazu auch noch recht klapperig sein, wieder auf die Beine bringt. Ganz genau so wurde auch unser Nazi wieder aufgebaut. Mit vieler Mühe eräugte er endlich durch die schneeverkleisterte Brille die liebe Freundschaft, die wie die Christbaumengel draußen im Gelände 'rumschwebte. Ein Schrei, wie eben nur ein Ski-Baby schreien kann, brachte die Helfer in die Nähe. Zuerst wurde von diesen der Schade gründlich besehen, wobei unser Schneespritzer ganz gotteslästerlich einen Fluch-Rosenkranz von drei Meter fünfundsiebzig herunterbetete. Dann ging der Wiederaufbau vor sich. Zuerst mußten die Beine, die durch die starr in die Luft peilenden Hölzer ihre Freiheit völlig verloren hatten, kunstgerecht zu rechtgelegt werden. Fachtechnisch wird dies mit dem für Nazi unverständlichen Satz „Quer zum Hang!“ begründet. Unbeholfen auf der Seite liegend, ächzend und pustend, belauerte Nazi seine Nothelfer. Mit einem energischen, allseitig mit Begeisterung aufgenommenen „Hoppla“, dessen höhnisches „la, la“ wie Teufelsgelächter von den Wänden echote, gelang endlich die klappernde Aufrechtstellung. Von dem erträumten Sport-Apoll beileibe keine Spur mehr; schlotternde Knie und ein Katzenbuckel so groß wie der Matrizentorb seiner vielgeliebten Bleispritze, waren nicht dazu angetan, Nazi recht appetitlich erscheinen zu lassen.

Diesem fatalen Sturzbad folgten noch mehr, eines gründlicher als das andere und in immer schneller werdender Aufeinanderfolge. Wie ein Trunkener schwankte unser Künstler auf

den ihm daheim doch so vertrauten und jetzt plötzlich so fremd gewordenen Hölzern herum, während die Tellerstöcke wie die Gleichtaktpendel — nur nicht so gleichmäßig — einer Dampfmaschine um den wackeligen Mittelpunkt kreiselten. Selbst die Seehundfellstreifen unter den spiegelglatten Brettern erwiesen sich bei Nazi gänzlich nutzlos und schlampten sehr bald um die unsichern Füße. Und immer mehr ging es abwärts anstatt aufwärts. Ade, du erträumte Hüttenrast, ade!

Alles Unheil schreitet schnell, auch solches auf Brettern, denn plötzlich gingen die Bretter an einem bedenklich steilen Abhang durch und leiteten das Finale einer so pompös erträumten Schneefahrt ein. Nazi, der Schneespritzer, pfiff bereits aus dem letzten Loch! Es ging dahin mit ihm. Vergeblich griffen seine Hände, denen die Stöcke bereits entglitten waren, in den Raum, vergeblich suchte der mopsige Körper Haltung zu behaupten, die Höhen und Tiefen verschwammen in milchiger Unbestimmtheit, Gedanken von Hals- und Beinbrüchen, sowie grausiges Testament-in-der-Kommode mengten sich wahrscheinlich zu einem entsetzlichen Etwas. Und die Reise ins Jenseits konnte wohl auch nicht länger dauern; kein Ende schien herzugehen. Da endlich neigte sich Nazis Körper aus der Unglücksbahn, Schneewolken staubten auf und verbargen, mitleidig hinten einfallend, die grausige Spur; klirrend schlugen die Bretter wie Margarine-Ristengepolter aufeinander, alles bewegte sich in einem wirren Kreisel. Dann (Knax, die Arretierung), ein Splintern und Krachen, drei oder vier Saltomortales, die Funken gebaren, daß man des Glaubens werden konnte, es handle sich um einen Lampionumzug, alles übrige Licht schien zu erlöschen, und in kaltflatschender und spizprickelnder Dunkelheit zischte der zusammengewürschtelte Körper mit seinem in die Kreuz und in die Quere stehenden Gemisch von Armen und Beinen, die einst unserem Schneespritzer zu gehören schienen, in der Schneeflut unbehindert abwärts. Immer weiter kugelnd und rollend, bis endlich eine einsame Bergföhre, die eine gnädige Vorsehung gerade wegen unserem unglücklichen Schneespritzer wachsen hat lassen, und aus der klagend ein tiefer-schröckenes Schneehuhn abstreicht, das

mit einer ungeheuren Schneewoge heranbrausende Brack mit-
leidig auffängt.

Nun ist Ruhe über allen Gipfeln. Das verlangte Opfer ist
gebracht; Nazi hat genug für heute, hat genug für immer. Erst
nach längerem Suchen wird er aus dem weißen Brei gebuddelt,
kläglich zerbeult und zerschunden und nur noch im Besitz von



kümmerlichen Schneeschub-
stümpfen. Ach, wie schmerzten ihm die Knochen, wie
brummte ihm der Kopf, zerschunden ist sein Gebein und
das dazu gehörige Gehäuse, die Klozmaschine steckt un-
auffindbar irgendwo hoch
oben im Schnee, während
wie ein warnendes Menetekel
eine der abgespleißten Ski-
Spitzen in weiter Entfernung
als Schnee-Marterl schröck-
liche Kunde von des Theoretikers
Tapferkeit gab und
zu einem gedenkenden Vater-
unser munterte.

Und gerade an dieser
Stelle steht das Marterl-Lafertl, dessen wunderbaren Text der
freundliche Zunftleser schon eingangs dieser Mär zu lesen Ge-
legenheit hatte. Wer's nicht glaubt, gehe ins Legernseer Tal,
droben auf dem Plankensteinsattel wird er die Wahrheit dieser
Erzählung erfahren, d. h. wenn der Wind böß Marterl net
davogwagt hat. —

Viel ist eigentlich nicht mehr zu erzählen. Höchst unrühmlich
war allerdings die Abfahrt. Auf einem simplen Kodel bekam
der Schneespritzer seinen so greulich mißhandelten Körper und
den schäbigen Kest seiner Bretter ins Tal gebracht.

Es waren etliche Wochen nötig, bis unser Schneespritzer so
zusammengeflickt war, daß er seiner geliebten Typograph-Blei-

spritze wieder in die drahtliche Brust fallen konnte. Zu ewigem Gedenten hatten die braven Kollegen ihm den bekannten „Adler“ in seiner Typograph-Maschine statt aus der üblichen Fibbermasse aus dem Rest seiner Hickoryhölzer machen lassen. Höchst pietätvoll, nicht wahr! Jetzt ist Nazi aber schon längst wieder munter und fidel. Mit doppelter Liebe schwingt er den Korb, und mit Lust und Schwung haut er wieder mit unnachahmlicher Grandezza, ganz wie früher und ganz wie seine Artgenossen, den berühmten Doppelschlag auf die Einrücktafte. Und der Korb schaukelt flirrend seine alte Melodei. Nichts erinnert mehr an den großen Irrweg unseres lieben Nazi. Nur eines ist ihm geblieben, geht mit ihm durch alle Fährnisse des Alltages, weicht nicht von seiner Seite und hat ihn dabei berühmt gemacht. Es ist der mit einem Glorienschein umgebene Spitzname:

„Der Schneespritzer“.



Druckers Erdenwallen

Von Hermann Volgt, Magdeburg

Heiß brannte schon frühmorgens die Junifonne vom wolkenlosen Himmel, als sich Herr Christian Leberecht Pipendeckel aus seiner Haustür stahl und in so 'ner Art Seemannsgang seiner „dauernden“ Kondition zustrebte. Der freundliche Leser gestattet, daß ich ihm meinen Freund Pipendeckel „in Ganzleinwand gebunden“ vorstelle. Nun, wenn seine äußere Hülle auch nicht gerade glänzend war — abgesehen von dem Glanz, der sich mit der Zeit auf jeder Aflust einstellt, so war er doch bei allen Kollegen der guten alten Stadt R. als „äußerst gemütlische Schmutznase“ bekannt, er war ein „Mordsvieh“, eine „Seele von Mann“. Christian hatte auch wirklich gute Züge an sich, besonders, wenn er das Bierglas an seine unergründliche Kehle setzte. Das hatte er auch gestern, Sonntag abend beim Stiftungsfest des Maschinenmeister-Bereins „Klopfholz“ gründlich besorgt, besonders, als bekannt wurde, daß der erste Vorsizende, Kollege Bagmaier an diesem schönen Tage das Licht dieser schönöden Welt erblickt hatte. „Kinder trinkt, die Brauerei braucht leere Fässer“, ermunterte der fürsorgliche Bublik, welchem freundlichen Zuspruch die ewig durstigen Druckerseelen auch in ergiebigem Maße folgten.

Jetzt walzte nun also unser Christian Pipendeckel mit recht gemischten Gefühlen seinem Kunsttempel zu. Ach, Pipendeckel war krank, wirklich tobsterbenskrank, eigentlich mehr „seekrank“. Ein Arzt würde vermutlich seine Diagnose auf chronischen Haarspizzen-Katarrh einstellen. Eine Rotte hoffnungsvoller Sprößlinge, die ihrer Bildungsstätte, dem heimischen Pantoffelgymnasium zustrebten, kreuzte seinen Leidensweg, ihr fröhlicher Gesang erfüllte die Morgenluft. „Wenn ich dich seh', dann muß ich weinen, wenn ich dich seh', tut's Herz mir weh!“ Wütend

schaute Christian auf. „Verflirte Bengels“, brummte er, „die meinen mich doch etwa nich?“ Berärgert setzte er seine Semmelbeine in Bewegung, und bald öffnete sich die geheiligte Pforte des Maschinenraales dem Druck seiner Hand.

Alles „raffelte“ schon. „Scheenen kuten Morchen!“ „Was Morgen — hat sich was mit Morchen — Mahlzeit“ ironisierte der „Ober“. Verschnupft steckte Christian den höflichen Gegengruß ein und hüllte sich in seine die Farben des Himmels tragende Pelle. Na, nun mal schnell die Walzen angestellt. Da seine Hand heute etwas tatterich war, nahm er seinen Hammer zu Hilfe, um den Griffen die nötige Festigkeit zu verleihen. „Doch mit des Geschickes Mächten“ usw., sagt Schiller. Wie es geschah, kann Pipendeckel heute nicht mehr sagen, doch wie so manchmal im Leben — er haute daneben und natürlich auf seine linke „Vorderflosse“.

„Kottverdammiich, na, das fängt ja heite scheene an“, meinte Pipendeckel. „Na, man Mut, die Sache wird schon schief gehn!“ „Freilein Arna, na nu kleddern Se man mal ruff uff de Brädder, die de Wält bedeiten!“ Die Maschine setzte sich in Bewegung. „Doch das Unglück schreitet schnell!“ Unser Freund wollte gerade die Eisenbleche am Ausleger rücken, als er mit seinen unegaln Fingern zwischen die Ausleger geriet und — knacks — sagte es, da lagen zwei zerbrochene Stäbe daneben. Pipendeckel rennt, will schnell Ersatz suchen, verwickelt natürlich seine unteren Extremitäten in seiner Arna ihrem Trittbrett und — bauß — lag er auf seinem Vorgebirge. Durch die schreckliche Erschütterung verlor auch seine Arna das europäische Gleichgewicht und ließ sich mit der schamhaften Ausbuchtung ihrer imposanten Rückfront gerade auf unseres Pipendeckels Gesicht nieder. Pipendeckel war verschüttet! Wenigstens hatte er eine dem ähnliche Empfindung, gerade wie einst in Flandern. Ihm war's sogar, als ob er eine Detonation hörte. Dunkel war's um ihn. Als man ihn von seiner süßen Last befreite, suchte er eilends seine Knochen zusammen. „Nu laßt mich abersch zufrieden“, brummte er. Es war aber auch zu schrecklich! Seine Hosenträger waren gerissen, zwei Knöpfe hatten,

Gott weiß wo, das Weite gesucht. Die schöne himmelblaue Hofe war am Knie geplatzt, darunter markierte sich eine blutrünstige Stelle. Na, nun schnell die Unfallliste. Nadel und Zwirn der Arna, die die Verstauchung ihrer Ständer schon überwunden hatte, besorgten die übrige Heilung.

„Na, nu härr'n Se mal, mei Kutester, nu wird Se es aberisch Zeit, daß Se mal in Gang kommen“, pläzte der „Ober“ dazwischen. Also los! — „Härrkott ne, was is denn das schon widder, das lägt se ja saumäßig aus!“ Ein Faden der „Brücke“ war von der Rolle gefallen. Pipendeckel will ihn im Gange aufmontieren, natürlich reißt der Lauszwirn und — „Nun schlag doch äner lang hin“, schimpfte Christian. Da lag nämlich das Luder schön lang gestreckt auf der Form und war schon mit durchgegangen. Pipendeckel, der viel lieber seine Kefle angefeuchtet hätte, mußte den Aufzug verändern und nachbessern. Raum hatte er seinen Schlitten wieder in Bewegung gesetzt — ta — ta — ein neues Malheur! Zwei Auslegestäbe hatten sich durch unglücklichen Zufall um eins der losen, rechtwinkligen Eisenbleche gelegt und hoben dasselbe in innigster Umarmung in die Höhe. Pipendeckel kam, sah und siegte, wie weiland Julius Cäsar. Das heißt — eigentlich siegte er nicht. Als er das Druckereimöbel schnell fassen wollte, schlug er statt dessen so heftig unten gegen, daß dasselbe nach dem Gesetze der Zentrifugalkraft in großem Bogen weitersaußte. Auf seinem Rundflug zertrümmerte das Projektil die elektrische Birne über Arnas edlem Haupt, machte eine kurze Rast auf der Denkerstirne des Herrn Direktors — der sich auch gerade da hinstellen mußte — und landete dann glücklich auf einer Form, die ein Nachbar-Kollege dort einen Augenblick aus der Hand gesetzt hatte. Hier zertrümmerte das schreckliche Wurfgeschöß eine funkelnagelneue Einfassung. Tableau! Pipendeckel suchte mühselig die Splitter der Birne zusammen. Die Schienen, die Form usw. waren wie befät, Walzen mußten gewaschen, Buchstaben erneuert und Arna beruhigt werden. Die hatte nämlich einen Nervenschock davongetragen. Ihr Haar funkelte wie Diamanten und Perlen. Einige Splitter hatten sich sogar neugierig in ihren „Balkon“ verirrt.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Am bösesten war der Herr Direktor weggekommen. Er hatte eine höllische Beule an seiner Denkschachtel und warf unserem Freund einen geradezu vernichtenden Blick zu, der ihm gewiß alles andere, nur keine Zulage verhieß.

Pipendeckel sagte gar nichts mehr. Resigniert ließ er seinen Schlitten geraume Zeit später wieder rollen. Da bei seinem vielem Mißgeschick ihm mittlerweile etwas Menschliches angegangen war, verschwand er ein Weilchen vom Schauplatz seiner erspriesslichen Tätigkeit. Noch ganz in seiner segenspendenden Beschäftigung vertieft, dröhnte lautes Rufen zu ihm: „Hallo, Pipendeckel, wo steckste denn man?“ — Na, da haben wir die Bescherung. Im Farbkasten hatte die „Tinte“ den Rückzug angetreten, ein 5 Konfordinanz langer 4=Cicerostieg glänzte in seiner ganzen Schönheit, und seiner Arna hatte es mal wieder beliebt, einen Bogen auf die Walzen gehen zu lassen. Pipendeckel schüttelte sein weises Haupt und behob die Fehler. Beim Fortdrucken fehlte jedoch immer noch „Tinte“ an einer Stelle. Um diesem Schönheitsmangel abzuhelpen, bewaffnete er sich mit der Farbspachtel und wollte im Gange so recht „eich“ einen kleinen Klack aufstreichen. Leider stand die Schnelligkeit seiner Hand nicht im Einklang mit der des „Leckers“ — und ta — ta, da hab'n wir den Salat. Die Spachtel fand ein ehrliches Begräbnis erster Klasse zwischen Reiber und Farbzylinder, wobei verschiedene Walzen den Weg allen Fleisches gingen. Pipendeckel war geknickt! Am liebsten hätte er sich mit einer sauren Gurke totgeschossen, aber die Pflicht rief, und Arna durfte nach etlicher Zeit wieder ihres Amtes walten. Doch nicht lange währte die Freude. Die Sonne stand nahe am Zenit und sandte unbarmherzig ihre sengenden Strahlen durch das Glasdach auf Pipendeckels sorgenvolles Haupt. Doch unruhig wie solche Sonnenstrahlen sind, blieben sie da nicht haften, sondern verbreiteten ihren himmlischen Glanz so recht intensiv auf sein schon zusammengestoppeltes Farbwerk. Gedankenverloren starrte Pipendeckel auf seinen erstklassigen Druck, er gedachte mit Behmut des schönen, gestrigen Abends, als ihn ein durchdringender Schrei in die raue Wirklichkeit zurückriß.

„Härr Pipendeckel, ach Härr Pipendeckel!“ — „Kotte-
dochen, was haben Se denn man, Arnachen?“ — „Ach, Härr
Pipendeckel, de Walzen sin Se nämlich weggeloofen, um da
habe ich mein Falzbein vor Schräck uff de Form fallen lassen!“
Bis ins tiefste Innerste geknickt, konstatierte Pipendeckel diese
neueste Schicksalsfügung. Er hatte eigentlich mehr Festigkeit
bewiesen, als seine Walzen. Es war ein grauenvolles Bild. Zum
Glück konnte eine Zwillingmaschine Ersatzwalzen abgeben.
Wenn nun man bloß das kottverbamichte Falzbein nicht gewesen
wäre. Das hatte sich ausgerechnet nicht auf Arnas Bananen,
sondern auf ein Klischee niedergelassen und war natürlich mit
durchgegangen. Das Klischee stellte Hindenburgs Einzug in
Berlin dar, und nun machte ein simples Falzbein einen dicken
Strich durch die Rechnung. Bei Pipendeckel bewährte sich das
Sprichwort: „Ein blindes Huhn find't ooch mal 'n Korn“,
das lädierte Galvano konnte durch ein Original ausgewechselt
werden. Lieber Leser, wenn dir das alles passiert wäre, du wärest
aus der Haut gefahren und hättest dich daneben gesetzt.

Unser Pipendeckel hatte aber seinen Schicksalsbecher noch
nicht bis zur Reige geleert. Beim Ausbessern der Zurichtung
hatte er Messer, Schere und Kleistertöpfchen auf dem Deckel
des Farbkastens praktiziert. Dieses Rüstzeug unseres wackeren
Christian führte dort ein beschauliches Stilleben, bis ihr Herr
plötzlich ein Farbmanko entdeckte und „eiferst eich“, ohne das
„Stilleben“ zu beachten, den Farbdeckel aufriß. „Na nu härt
Se abersch die Remiedlichkeit uff“, sagte Pipendeckel bloß und
stand fünf Minuten wie betöppert. Es war aber auch fürchter-
bar. Seine Mordwaffen zum Teufel, die Form an allen Ecken
und Enden lädiert, als wenn sie den „scheenen“ Krieg mitgemacht
hätte, die Bänderstangen verbogen, Unterband gerissen — na,
„es war überhaupt schon gerissen“. Pipendeckel tobte, der „Ober“
schnauzte, die Arna war sprachlos, was gewiß was sagen wollte,
und der Herr Direktor kämpfte einen schrecklichen Kampf mit
seiner Herzschwäche. Es half alles nichts, der Schaden mußte
repariert werden und ward es auch. „Weeß Gnebbchen, das
soll mich Se abersch nich widder bassieren“, sagte Pipendeckel.

„Jetzt mach' ich abersch Linte in den Kottverdamigten Kasten.“ Als er seine Künstlerhand mit der neuen, schönen Spachtel in die unerforschliche Tiefe des Farbfasses versenkte, hatte er den ganzen Armel voll Druckerchwärze, und die Spachtel rutschte ihm aus der Hand in die Farbe. Nach mühseligen Tiefbohrungen erwischte er sie wieder, nachdem er zu dieser interessanten Arbeit zwei Hände in Tätigkeit setzte, die nun natürlich von Farbe triefen.

Verzweifelt mischte sich Pipendeckel mit der farbetrippenden Linken über die schweißglänzende, edle Denkerstirne, mit der Rechten balancierte er die Druckerchwärze kunstgerecht in den Farbklasten. Das heißt, das wollte er — aber es kam alles ganz anders. Sie, die Farbe nämlich, landete im kühnen Bogen auf Arnas scheenen, neien Bluse. — Ne ne! Armer Pipendeckel! Wenn die „Segenswünsche“ alle in Erfüllung gingen, die aus Arnas zartem Munde auf dein unschuldigem Haupt strömten — na, ich will weiter nischit sagen. Bemerken will ich nur, daß sämtliche Kollegen einstimmig beschlossen, der Arna zu nächste Weihnachten „Knigges Umgang mit Menschen“ zu schenken.

Arna selbst suchte sich, so gut es ging, zu reinigen, wollte die Benzinflasche fassen, ergriff statt dessen Pipendeckels Bierpulle, die derselbe sich eben hatte holen lassen und goß den Inhalt auf ihren Armel. Pipendeckel, in dem begreiflichen Wunsche, sich nach all dem Schrecklichen erst einmal zu laben, ergriff dagegen, weil weiter nichts da stand, die der Bierpulle ähnelnde Benzinflasche, um dieselbe seinem durstigen Innern einzuverleiben, als ihn ein gütiges Geschick in Gestalt seiner Arna davor bewahrte. Sie ließ nämlich grade in dem Augenblick eine ganze Serie von Liebenswürdigkeiten vom Stapel, weil sie mit dem „Saufoff“ sich ihre Bluse noch mehr versaut hätte. Pipendeckel blieb diesmal die Antwort nicht schuldig. Die Milch seiner frommen Denkungsort war vollständig versiegt, nur ein heiliger Zorn blieb übrig. — „Nu läck mich abersch de Wält 'n Armel“, kreischte er, „jetzt bin ich aber fertsch, fertsch bin ich“, schrie er mit erhobener Stimme. — Der Unglückliche! Hätte er man

G. W. ... 45



lieber gar nichts gesagt! Seine Arna hörte nur das schrille „Fertig“ und stellte die Maschine an, ohne zu bemerken, daß Klopfschloß, Hammer und Formschlüssel mitsamt Pipendeckels Schnupftabaksdose noch dort ihr beschauliches Dasein fristeten. Es gab einen furchtbaren Krach! Es wackelte die Wand! Der Druckzylinder hob sich, es knatterte und barst wie in den letzten Tagen von Pompeji, und Arna setzte sich zum zweitenmal auf ihre schamhafte Ausbuchtung. Da blieb sie vorläufig sitzen. Am schlimmsten erging es unseren Freund Christian Leberecht Pipendeckel.

Jetzt war er wirklich „fertig“. Aufstöhnend hatte er sich neben seiner Arna gesetzt und barg sein Dulderantlig in seine schwieligen Hände. Es regnete, es prasselte, ne — es hagelte! Nämlich alles durcheinander, Trostworte wie Borwürfe. Jetzt waren sie alle schlau. Der Herr Direktor schwankte wie so 'ne Bunteule im Morgenwind. Was alles dem Gehege seiner Zähne entströmen wollte, war sicher nichts Gutes. Ich sage: „wollte“, denn er fand keine Worte, und das ist das Allerschlimmste. Doch als er das Häufchen Unglück dann eingehend betrachtete, überwiegte das Mitleid in ihm, seine besseren Instinkte brachen durch die Weste an die Oberfläche. Er erinnerte sich, daß Pipendeckel sonst eigentlich seine „erste Kraft“ war, gewissermaßen „das beste Pferd aus dem Stall“. Beruhigend klopfte er ihn auf die Schulter: „Stehen Sie auf, mein lieber, guter Herr Pipendeckel, Sie sind kränklich heute, nicht wahr? Na ja, natürlich, das sieht ja ein Blinder, Sie haben sich zu sehr geopfert, haben sich überarbeitet. Na, gehen Sie man jetzt nach Hause, erholen Sie sich man, und kommen Sie in vier Wochen wieder, bis dahin haben Sie Ferien, die ersten vierzehn Tage doppelten Lohn!“ Sprach's und verschwand.

*
* *
*

Inhaltsübersicht

	Seite
Aldus Manuttius. Von Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig	5
Bücher und Menschen. Von Wilhelm Wendling . . .	12
Ein Goethefund. Von Hans Schoenfeld, Burgstein bei Längenfeld im Oetzthal (Tirol)	17
Kuriose Tatsachen. „Fachtechnisches“ aus unserer jüngsten Vergangenheit. Von Sepp Wundshammer, Köln-Braunsfeld	43
Die Losterlegende und ihre Verfechter	52
Druckfehlerteufel. Von Arthur Silbergleit, Berlin-Zehlendorf	61
Mensch und Maschine. Von Sepp Wundshammer, Köln-Braunsfeld	65
Schatzgräber. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	70
Gutenberg-Bildnisse. Von Dr. Albert Giesecke, Leipzig	94
Das Familienbuch. Von Annie Francé-Harrar, Salzburg	99
Der Schneefrischer. Typographen-Nazis erstes Schneeschuh-Debit. Von Sepp Wundshammer, Köln-Braunsfeld . .	112
Druckers Erdenwallen. Von Hermann Voigt, Magdeburg	126

*
* *
*

Von
RUDOLF ENGEL-HARDT

erschienen ferner in unserem Verlage:

Der Farbenreiz im Druckwerk

1. Auflage vergriffen. 2. Auflage erscheint Anfang 1926

*Farbenklänge
und Farbenharmonien*

In eleganter Mappe 7,50 Mk.

*Der Goldene Schnitt im
Buchgewerbe*

Broschiert 8 Mk. Gebunden 10 Mk.

Schriftkunst

2 Hefte. Preis pro Heft 2 Mk.

Setzerbrief 16

*Der Briefkopf
in seinen verschiedenen Arten*

Preis 1 Mk.

VERLAG JULIUS MÄSER
LEIPZIG-R.

6

2
3

10

R

50





UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls 1924-25

Die Zeugkiste... kurioser almanach f ur



3 1951 002 803 438 L